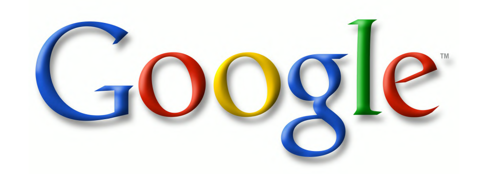


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

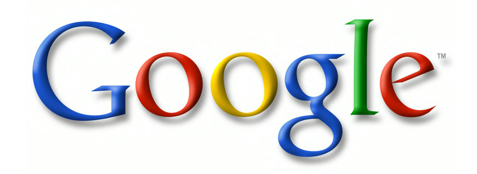
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

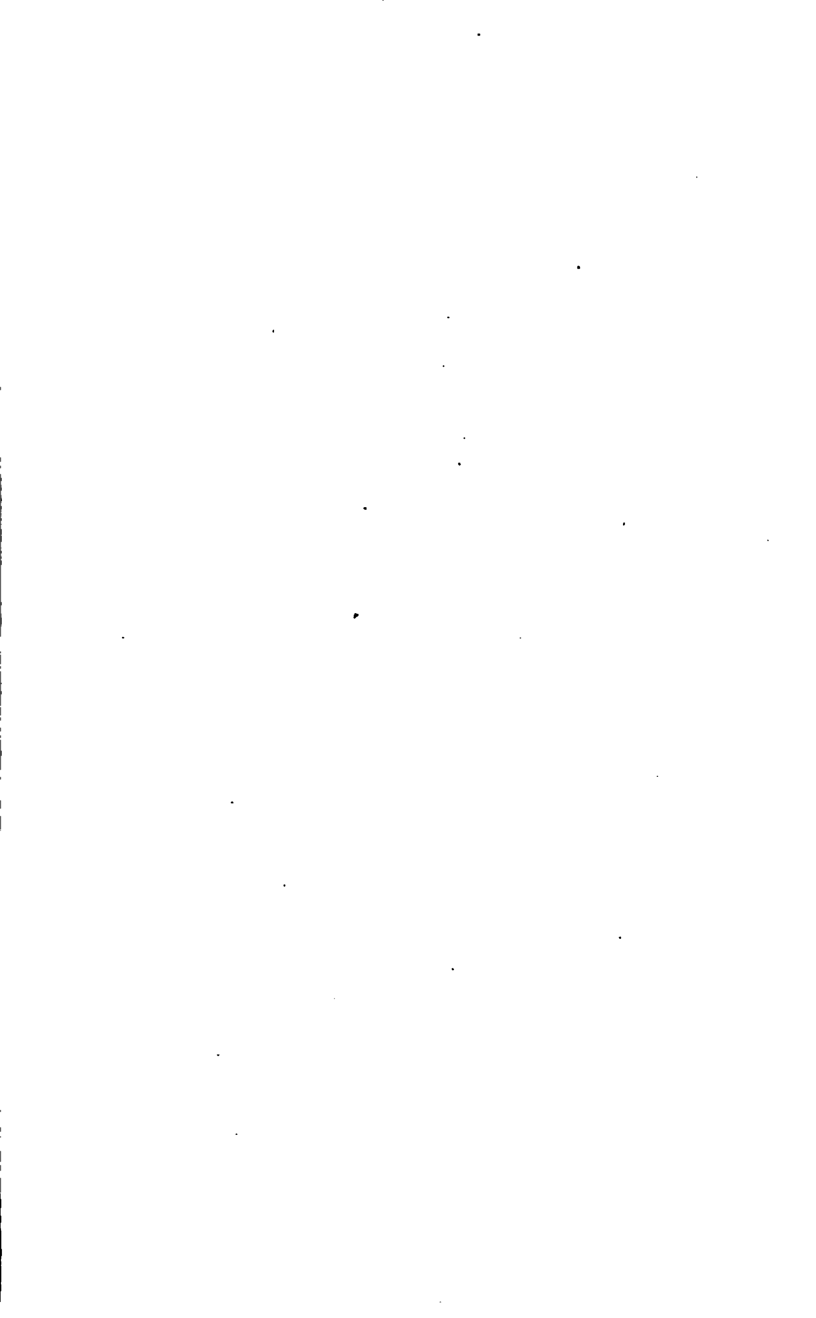
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

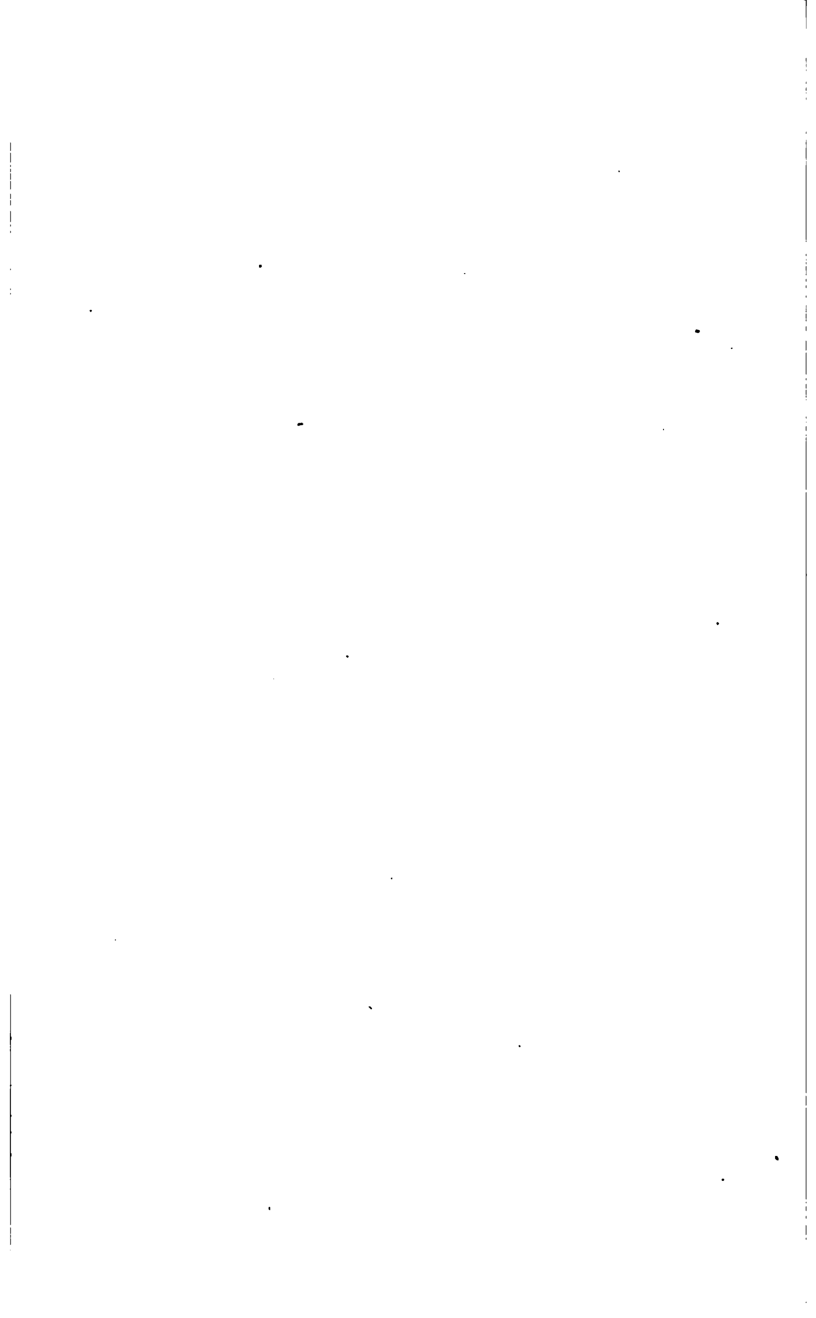


95. a. 10.
312 o 61
FJ 515 A. 10
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.
REP. G 8836 (10)


302447601R







H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Neunzehnter Band.

Briefe. Erster Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1865.

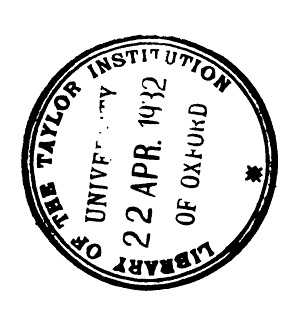
Briefe

von

Heinrich Heine.

Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1865.



Inhalt.

Vorwort des Herausgebers.

Indem wir nachfolgend die chronologisch geordnete Korrespondenz Heine's zum ersten Male der Öffentlichkeit übergeben, sind wir uns bewusst, einen wichtigen Beitrag zur Charakteristik des Dichters und seiner Bestrebungen, sowie zur Geschichte der jüngstverflossenen Literaturepoche zu liefern. Wenn es, trotz aller aufgewandten Mühe, auch nicht möglich war, in den Besitz sämmtlicher Briefe zu gelangen, die Heine geschrieben hat, so wird doch schon in der vorliegenden Korrespondenz kaum eine wesentliche Lücke bemerkbar sein, und spätere Nachträge werden nur hie und da dem in festen Kontouren hervortretenden Bilde noch einige ausmalende Lichter und Schatten hinzufügen können. Es ist hier nicht der Ort, auf die Resultate einzugehn, welche sich für die Beurtheilung des Dichters aus diesem seither unbekannten Material ergeben; nur so Viel mag angedeutet werden, dass aus der bis ins gleichgültigste Detail sich erstreckenden Übereinstimmung der verschiedenen Briefe eine gewissenhafte Wahrheitsliebe hervorgeht, wie sie diesem Schriftsteller von Freund und Feind bisher selten zuerkannt worden ist.

Bei der Dürftigkeit aller seitherigen Angaben über Heine's äußere Lebensumstände, sowie über seine innere Entwicklung, und bei der unverkennbaren Wichtigkeit der vorliegenden konfidentiellen Mittheilungen für die Signatur der Zeit, war es eine schwierige Aufgabe, zu bestimmen, was in den einzelnen Briefen als unwesentlich auszuscheiden, was zur Aufhellung dieses oder jenes unklaren Punktes abzudrucken sei. Ich überlasse es der Kritik, zu beurtheilen, ob ich hier überall das Richtige getroffen. Die Diskretion gegen lebende oder verstorbene Personen schien freilich hin und wieder die Unterdrückung weiterer Stellen zu empfehlen, das unparteiliche historische Interesse dagegen die Aufnahme derselben mit gebieterischer Nothwendigkeit zu verlangen. Die Entscheidung bei solchem Dilemma würde mir in einzelnen Fällen erleichtert worden sein, wenn die Familie des Dichters, welche dem Publikum immer noch die „Memoiren“ und den sonstigen literarischen Nachlaß Desselben vorenthält, nicht meine wiederholten dringenden Aufforderungen zu ihrer Mitwirkung bei der Herausgabe von H. Heine's sämmtlichen Werken aufs bestimmteste abgelehnt hätte. Nichtsdestoweniger hielt ich mich für verpflichtet, zahlreiche herbe Äußerungen des Dichters über das verletzende Gebahren seiner Verwandten zu unterdrücken und nur so viel seiner derartigen Klagen mitzutheilen, wie mir nöthig schien, um die schmerzliche Abhängigkeit erkennen zu lassen, in welcher

H. Heine zeitlebens durch den Geldstolz einer reichen Familie erhalten ward, die ihm jegliche Unterstützung meist nur in der demüthigenden Form eines Almosens zufließen ließ, und nach dem Tode seines Oheims Salomon Heine die Fortzahlung der ihm von Diesem zugesicherten Pension anderthalb Jahre lang sogar an die schimpfliche Bedingung knüpfte, dass der Dichter, welcher zwei Decennien lang einen bitteren Kampf mit den deutschen Censurbehörden geführt, von jetzt an gar all' seine Publikationen einer bornierten Familien-Censur unterwerfe! — eine Zumuthung, die von Demselben natürlich mit verdienter Entrüstung zurückgewiesen ward.

Die Briefe Heine's an seinen Freund und Verleger Julius Campe bis zum Jahre 1834 sind leider, bis auf zwei kürzere Schreiben, bei dem Brande Hamburg's im Mai 1842 sämmtlich von den Flammen zerstört worden. Der Abdruck der Briefe an Immermann, Moser, Wohlwill, Zunz, Simrock, Dümmler, Wilhelm Müller, W. Häring, J. Klein und den Grafen M. Moltke ist theils von den Adressaten, theils von deren Erben, mit zuvorkommender Liberalität gestattet worden. Den Brief an Professor Hugo und das Doktordiplom Heine's verdanke ich der Freundlichkeit des Herrn Hofraths Prof. Dr. W. Franke in Göttingen, die Mittheilung der Promotions-Thesen der Güte des Herrn Dr. L. Zunz in Berlin. Das Original des Briefes an Professor M. Schottky befindet sich in

Händen der Buchhandlung Adolf & Co. in Berlin. Das Schreiben an den Baron de la Motte Fouqué ist der 1848 ebendaselbst erschienenen Briefsammlung des Letzteren entnommen. Die Briefe an E. v. Schenk, F. J. Tjutschew, Dr. G. Kolb, J. F. Cotta und Salomon Heine sind mir in Original-Brouillons von Paris eingesandt worden. Die Briefe an X. X. wurden in Nr. 18 der „Grenzboten," vom 1. Mai 1863, abgedruckt; die Echtheit derselben ist mir von der Redaktion bestätigt worden, mit dem Bemerken, daſs der Adressat, obwohl verstorben, einstweilen nicht genannt werden dürfe. Die drei Briefe an Steinmann wurden von Demselben bei Lebzeiten Heine's 1842 im ersten Heft des „Mefistofeles" (Leipzig, Verlag von Friedrich Fleischer) veröffentlicht und sind als echt zu betrachten, da der Dichter wohl gegen den damaligen unbefugten Abdruck derselben protestirte, ihre Authenticität aber nicht bestritt. Was endlich das kurze Billet an Fr. Raſsmann betrifft, so wurde dasselbe von Friedrich Steinmann (in seiner Schrift: „H. Heine; Denkwürdigkeiten ꝛc." Prag, Kober, 1857. S. 170 ff.) bereits vor Herausgabe der gröſstentheils als Fälschungen entlarvten „Nachträge zu H. Heine's Werken" veröffentlicht und trägt innerlich wie äuſserlich so augenscheinliche Spuren der Echtheit, daſs ich glaubte, mir die Aufnahme unbedenklich gestatten zu dürfen.

Briefe.

(1820—1831).



1. An Friedrich Steinmann.

Göttingen, den 29. Oktober 1820.

Mit zusammengezogener Stirn und rollenden Augen war ich just im Begriff, einen Himmel und Hölle zersprengenden Fluch herauszudonnern, womit ich den dritten Akt meiner Tragödie*) schließen wollte, als ein königlich hannövrischer Beamte im Scharlachrock meine Stubenthür öffnete und mir einen Brief von dir übergab. Herzlich, recht herzlich habe ich mich da gefreut; erheitert, recht lebendig erheitert hat sich mein ganzes Wesen; doch der Fluch, der hübsche Fluch ist dadurch zum Teufel gegangen. Indessen, der Schaden ist so groß nicht, Heine kann nicht lange in einer seelenvergnügten Stimmung

*) Heine hatte den „Almansor," von welchem hier die Rede ist, ursprünglich in fünf Akte eingetheilt; der dritte Akt endete auf Seite 63 des XVI. Bandes der vorliegenden Ausgabe.

bleiben, und vielleicht schon die nächste Stunde schickt mir einen Ärger an den Hals; die bösen Geister steigen wieder ins Haupt und besagter Tragödienfluch bricht um so furchtbarer heraus.

Wirklich schon, während ich diese Zeilen schreibe, verfliegt allmählich meine vergnügte Stimmung; die alten Schmerzen begeben sich wieder nach ihrer alten Kneipe, welche leider meine eigene Brust ist, und diese ganze Familie Schmerz beginnt dort wieder ihr altes Treiben; die blinde Großmutter Wehmuth hör' ich trippeln, ein neugebornes Töchterchen hör' ich greinen. Fräulein Reue — so wird diese Kleine getauft, und in ihrem ewigen Gegreine unterscheide ich die Worte: „Du hättest in Bonn bleiben sollen."

Das sind ärgerliche Worte. Doch was hilft's, wenn ich sie in allerlei Variationen nachgreine, und die ganze Tonleiter durchseufze! — Ich habe es ja nicht besser gewollt, und war nicht viel klüger als der Junge, der zufällig seine Schuhe in den Rhein fallen ließ und aus Ärger seine Strümpfe denselben nachwarf.

Ja, wie sehr ich mich auch dadurch blamiere, so will ich euch doch ehrlich bekennen, dass ich mich hier furchtbar ennuyiere. Steifer, patenter, schnöder Ton. Jeder muss hier wie ein Abgeschiedener

leben. Nur gut ochsen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft, wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradiesischen Beul's*) zur Zeit der Dämmerung dämmerte, sah ich im Verklärungsglanze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Ochsens, in Schlafrock und Pantoffeln, mit der einen Hand Mackelbey's Institutionen emporhaltend, und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgia Augusta's. Sogar die lauten Wogen des Rheines hatten mir alsdann oft mahnend zugerauscht:

Ochse, deutscher Jüngling, endlich
Reite deine Schwänze nach;
Einst bereust du, daß du schändlich
Hast vertrödelt manchen Tag!

Klingt Das nicht höchst tragisch? Wahrlich, es liegt ein ernsterer und schauerlicherer Sinn drin, als im Schwanengesang der Sappho des Herrn Grillparzer in Wien.

Dieser Brief, wie ihr an der Aufschrift ersehen könnt, ist an euch Beide zu gleicher Zeit gerichtet; denn ich wüßte gar nicht, wie ich es an-

*) Ein Bonn gegenüberliegendes Dorf am Rhein, wo sich Heine während der Sommerferien 1820 aufhielt.

fangen sollte, Jedem von euch privatim zu schreiben; sintemal ich doch sehr gut weiß, dass Das, was ich dem Einen schreibe, dem Andern nicht gleichgültig ist. Wie ich bis zur Zeit meiner Abreise gelebt, was ich in Beul gesagt und gesungen, und wie ich mich noch zuletzt in Bonn herumgetrieben habe, wirst du gewiss schon an ** erzählt haben, lieber Steinmann; ich habe jetzt, bis auf einige Zeilen, den dritten Akt meiner Tragödie geschlossen. Das war der schwerste und längste Akt. Hoffentlich werde ich diesen Winter die beiden übrigen Akte auch vollenden. Wenn das Stück auch nicht gefallen wird, so wird es doch wenigstens ein großes Aufsehen erregen. In dieses Stück habe ich mein eigenes Selbst hineingeworfen, mitsammt meinen Paradoxen, meiner Weisheit, meiner Liebe, meinem Hasse und meiner ganzen Verrücktheit. Sobald ich es ganz fertig habe, übergebe ich es ohne Weiteres dem Drucke. Es wird schon aufs Theater kommen — gleichviel wann — Anstrengung hat mir das Stück schon genug gekostet. Und aufrichtig gesagt, ich fange fast an zu glauben, dass eine gute Tragödie zu schreiben viel schwerer sei, als eine gute Klinge zu schlagen; obzwar man in einer Paukerei auf den Schläger zwölf Gänge und in einer Tragödie nur fünf Gänge zu machen braucht.

— Ich habe mich ganz an den Komment des Aristoteles gehalten, und habe seine Mensur in Hinsicht des Orts, der Zeit und der Handlung gewissenhaft angenommen. — Ich habe ferner auch gesucht, etwas Poesie in meine Tragödie zu bringen; freilich nicht so viel als im „Cervantes“ von Hofrath G. Döring. Über meine Gedichte nächstens. — Du siehst, mein guter Steinmann, daß ich, gegen meine Gewohnheit, Viel auf einmal gedichtet habe. Von dir hoffe ich Dasselbe zu hören. Mit wie viel' hundert Stanzen ist deine Muse niedergekommen? Sind die Kindlein wohlgestaltet? Schone nicht das kritische Amputiermesser, wenn's auch das liebste Kind ist, das etwa ein Buckelchen, ein Kröpfchen oder ein anderes Gewächschen mit zur Welt gebracht hat. Sei streng gegen dich selbst; Das ist des Künstlers erstes Gebot. Ich glaube, dir hierin oft ein Beispiel gegeben zu haben. Mit unserm „Poeten“ *) geht's, Gottlob! recht gut. Er hat bisher, wie du weißt, mit der Muse in wilder Ehe gelebt, hat mit seinem Gassenmensch, der Demagogia, manchen Wechselbalg gezeugt, und wenn er ja mal die ächte Muse schwängerte, so hatte er

*) Unter dieser Bezeichnung ist Johann Baptist Rousseau gemeint, mit welchem Heine in Bonn studierte.

bei solcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte. Ich darf mich rühmen, dass ich ihn endlich in den heiligen Dom der Kunst geführt, seine Hand in die der wahren Muse gelegt, und über Beide den ehelichen Segen ausgesprochen habe. Ich bin freilich nicht würdig genug, eine solche Weihe der Poesie auszuüben; doch wo der Priester fehlt, da kann auch oft eine schlichte Hebamme die Nothtaufe verrichten. Wahrlich, lieber Steinmann, du wirst vor Verwunderung die Augen aufsperren, wenn du siehst, welch ein tüchtiger Poet unser „Poet" jetzt geworden ist. Er hat meine Ermahnungen beherzigt, und die oben angedeuteten zwei Hauptfehler: „das Dichten, ohne dabei zu denken" und das Follenische Kraftworteresieren, endlich abgelegt. Ich habe lange nichts so Hübsches und Zartes gelesen, wie eins seiner Sonette; seine Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetische Schönheiten und ergreifende Stellen; endlich der Sonettenkranz, womit er des Freundes krankes Haupt umsungen hat, duftet und flimmert wie goldener Johannisberger in einem schöngeschliffenen Krystallpokal*). — Du weißt, ich lobe selten; aber

*) Das Gedicht auf das Nibelungenlied findet sich in J. B. Rousseau's „Gedichten" (Crefeld, bei Funke, 1823),

wenn ich Grund zum Loben habe, so quillt es mir um so unaufhaltsamer aus der Herzgrube. Ringe nur freudig und rüstig, mein lieber Poet; den Lorber verdienst du, und dass man ihn dir nicht vorenthalten soll, dafür lass nur mich sorgen. Aber du musst mir auch folgen. Kümmere dich nicht um bellende Hunde. Der Mond wird noch immer im selben Glanze leuchten, wenn längst die Hunde verstummt sind, die ihn anbellten. Sein Goldschimmer erstreckt sich über die ganze Erde. Aber wie weit erstreckt sich die Stimme eines Hundes? — Ich habe mehrere Tage in Hamm zugebracht; dort habe ich auch endlich die persönliche Bekanntschaft von Dr. Schulz gemacht. Mit seinem Associé habe ich mich auch ziemlich befreundet durch manchen vergnügten Spaziergang, den wir zusammen machten. Recht gut bin ich von Beiden aufgenommen worden. Aber mein wundersüßes Bräutchen, Fräulein Romantik, Geborne Poesie, hat sich dort sehr ennuyiert. Ich habe meinen Vorsatz aufgegeben, auf den Sandsteppen der Mark einige Blumen aus unserm Poesiegärtlein zu verpflanzen und den Samen derselben dort wuchern zu lassen; denn mit

---

die 8 Sonette an H. Heine in den „Poesien für Liebe und Freundschaft“ (Hamm, bei Schulz und Wundermann, 1823).

dem „Unterhaltungsblatt“ ist durchaus Nichts anzufangen. Dr. Schulz hat gar keinen Sinn, vielleicht gar Abneigung für Gedichte, und Wundermann liebt nöthigenfalls nur Gedichte aus der Gleim’schen Schule. Ich habe zwar deine Gedichte, welche du mir mitgegeben, Demselben zugestellt, lieber Steinmann; doch bei obiger Bewandtnis der Dinge zweifle ich nicht, dass es mit dem Abdruck sehr saumselig zugehen wird. — Wer weiß, ob mich nicht das Verlangen nach euch, liebe Freunde, nächsten Sommer wieder nach Bonn zurücktreibt. Denn ich zweifle nicht, ihr werdet Beide Einer auf den Andern wohlthätig gewirkt haben. Rousseau wird sich an Steinmann’s löbliche plastische Umrisse gewöhnt haben, und Steinmann an Rousseau’s romantischen Farbenschmelz und Wortfluss. Aber Keiner soll sich an der Eigenthümlichkeit des Andern vergreifen. — Ich werde euch nächstens mehr schreiben über meine Studien, mein Poetisieren, meinen Umgang &c. Ich habe Dr. Hundeshagen’s sämmtliche Aufträge richtig besorgt, welches ich ihm nächstens selbst schreiben werde, da jetzt die Post abgeht und es zu spät ist, noch Etwas zu schreiben. — Denkt euch, Hofrath Beneke ist hier der Einzige, welcher über altdeutsche Literatur liest, und nur (horribile dictu!!) 9 (sage neun) Zuhörer hat.

Unter diese gehört auch meine Wenigkeit. Wenn Hundeshagen nächsten Sommer über Nibelungen lesen wird, so möchte mich dieses wahrscheinlich nach Bonn zurückziehen. Dir, lieber Steinmann, bemerke ich nur noch, dass ich deinen Brief erbrochen (in England steht darauf der Galgen) erhalten habe, und dass dein Solinger Freund nur ein neues Kouvert mit meiner Adresse über den erbrochenen Brief gezogen hatte. — — Schreibe mir nur recht viel, lieber Steinmann, ich hatte lange auf Briefe von dir gewartet, und erhalte nach so langem Warten nur wenige Zeilen. Grüße mir alle unsere Freunde. — Lebt wohl, sonst geht mir die Post ab. Schreibt! schreibt! schreibt bald!

H. Heine,
Stud. Juris.

---

2. An Friedrich Steinmann.

Göttingen den 4. Februar 1821.

Staune! staune! staune! — ich habe hier das Consilium abeundi erhalten!

Ich habe wegen allerlei Misshelligkeiten schon seit drei Monaten in beständiger Unruhe gelebt

ward von manchem fatalen Pech heimgesucht und wurde endlich vorige Woche

wegen Übertretung der Duellgesetze

auf ein halb Jahr consiliiert*). Nur unter dem Vorwand, dass ich zu krank sei, das Zimmer zu verlassen, hat man mir's erlaubt, noch einige Tage hier zu bleiben. An ** kannst du diese Nachricht zeigen, aber du musst ihm erst das Wort abnehmen, dass er sie nicht weiter plappert. Denn die dortigen Düsseldorfer würden es erfahren und nach Hause schreiben; dadurch erführe es auch meine Familie, welches ich vermeiden will. Du kannst dir jetzt meine Verdrießlichkeit wohl vorstellen; sehnsüchtig Spieße von Haus erwartend, Papiere aufräumend, gezwungen das Zimmer zu hüten, so sitze ich schon den ganzen Morgen und schrieb so eben Jemand ins Stammbuch:

---

*) Heine hatte, in Folge eines beleidigenden Ausdrucks, den Studiosus Wilhelm Wiebel aus Eutin am 2. December 1820 auf Pistolen fordern lassen. Das Duell, welches in Münden stattfinden sollte, ward jedoch durch Einschreiten der Universitätsbehörde verhindert und Heine mit dem Consilium abeundi auf ein halbes Jahr belegt. Wiebel's Bestrafung wurde ausgesetzt, da inzwischen neue Untersuchungen gegen ihn eingeleitet waren.

Selig dämmernd, sonder Harm,
Liegt der Mensch in Freundes Arm;
Da kommt plötzlich wie's Verhängnis
Des Consiliums Bedrängnis,
Und weit fort von seinen Lieben
Muss der Mensch sich weiter schieben.

Aber wohin soll ich mich schieben? Nach Bonn gehe ich, Verhältnisse halber, auf keinen Fall zurück. Ich erwarte, dass man mir von Haus die Universität bestimmen wird, wohin ich mich begeben soll. Wahrscheinlich wird es Berlin sein. Ich werde euch dieses näher anzeigen.

Mit Vergnügen sehe ich, dass du dir die Schuhe mit eisernen Nägeln beschlagen hast, um besser den Helikon zu erklimmen. Ich habe mit herzlichem Wohlbehagen deine übersandten dramatischen Proben gelesen und abermals gelesen. Doch dass du mein Urtheil über dieselben verlangst, setzt mich in Verlegenheit.

Ich kenne zu gut die Menschen im Allgemeinen, um nicht zu wissen, dass man nur Lob erwartet, wenn man auch allerdemüthigst um die strengste Beurtheilung bittet, dass man doch im Herzen letztere ungerecht ansieht, wenn sie tadelnd oder ganz zermalmend ausfällt, und dass, wenn

man auch den ehrlichen Beurtheiler deßwegen just nicht hassen wird, man ihn doch deßhalb nicht noch desto mehr lieben wird. Denn die Menschen sind die eitelsten unter allen Kreaturen, und die Poeten sind die eitelsten unter allen Menschen. Wer die Eitelkeit eines Poeten beleidigt, begeht daher ein doppeltes Majestätsverbrechen.

Das ist eben mein Wahnsinn, und Das macht mich eben allgemein verhasst, dass ich jene Erfahrung kenne und doch nicht anwende. — Aber ich sehe dir an, guter Steinmann, du hast mich beim Rock erfasst, und bestehst drauf, dass ich mich über deine Dramen aussprechen soll. Ich will es mit wenigen Worten; aber vorher will ich, da du es doch dringend verlangst, über meine eigne Tragödie sprechen.

Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, dass dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. — Ja — entzückend schöne Stellen und Scenen sind drin; Originalität schaut überall draus hervor, überall funkeln überraschend

poetische Bilder und Gedanken, so dass das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf, und erklärt das Ganze für — eine schöne Drahtfigur. „Eine Tragödie muss drastisch sein" — murmelt er, und Das ist das Todesurtheil der meinigen. — Hab' ich kein dramatisches Talent? Leicht möglich. Oder haben die französischen Tragödien, die ich sonst sehr bewundert habe, unbewusst ihren alten Einfluss ausgeübt? Dies Letztere ist etwas wahrscheinlicher. Denke dir, in meiner Tragödie sind alle drei Einheiten höchst gewissenhaft beachtet, fast nur vier Personen hört man immer sprechen, und der Dialog ist fast so preciös, geglättet und geründet wie in der „Phèdre" oder in der „Zaire". Du wunderst dich? Das Räthsel ist leicht gelöst: ich habe versucht, auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu verbinden. Desshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schicksal haben mit Schlegel's „Jon". Nämlich weil Letzterer ebenfalls in polemischer Absicht geschrieben ist.

Nach deinen Probescenen zu urtheilen, glaube ich nicht, dass deine Dramen diesen Fehler haben

werden. (Von der Überschrift „dramatisches Gedicht“ nehme ich keine Notiz; so Etwas besticht mich nicht). Wenigstens wirst du wirkliche Tragödien hervorgebracht haben. Doch ob auch gute? „Das ist die Frage“ — sagt der Kronprinz von Dänemark. Ich zweifle. Vielleicht liegt's an den vierfüßigen Trochäen, die mir überall unausstehlich sind in einem Drama. Vielleicht aus Vorurtheil, nur den fünffüßigen Jambus lasse ich dort gelten. Doch dürfen diese nicht reimen; höchstens in ganz lyrischen Stellen, wie z. B. das Gespräch von Romeo und Julie, durchaus nicht in ruhig gehaltenen Expositionsscenen, wie in deiner „Anna von Cleve“. Der Anfang von Letzterer gefällt mir ganz unbändig. In metrischer Hinsicht finde ich die Jamben weit besser, als ich dir zugetraut. Verbanne nur das holprige Trochäengesindel mit ihren Flickwortskrücken, wie z. B. das oft eingeflickte Wörtchen „hold,“ dem ich, wie du weißt, durchaus nicht hold bin. Die poetischen Bilder in jenen zwei Proben sehen aus wie König Pharao's magere Kühe. Was mich am meisten bei dir wundert, ist, dass Alles den Charakter der Flüchtigkeit trägt. Arbeite die „Anna von Cleve“ fertig. Ich glaube, du könntest sie auf die Bühne bringen, wenn du Anspielungen auf den Process der jetzigen Königin

von England einwebtest. Studiere jenen Proceſs. Aber überhaupt, sei streng gegen dich selbst. Dieses ist bei jungen Dichtern nicht genug anzuempfehlen. Lieblich singt der persische Goethe, der herrliche Saadi:

Streng sei gegen dich selbst. Beschneide die üppigen Reben,
Desto fröhlicher wächst ihnen die Traube dereinst.

Aber besonnene Strenge gegen sich selbst ist ganz etwas Anderes, als das unbesonnene Gedichte-Autodafé eines wahrscheinlich Besoffenen. Indessen, ich kenne zu gut das Gemüth des Dichters, um nicht zu wissen, daſs ein Poet sich weit eher die Nase abschneidet, als daſs er seine Gedichte verbrennt. Letzteres ist nur ein stehender Ausdruck für Beiseitelegen. Nur eine Medea kann ihre Kinder umbringen. Und müssen nicht Geisteskinder uns viel theuerer sein, als Leibeskinder, da letztere oft ohne sonderliche Mühe in einer einzigen Nacht gemacht werden, zu ersteren aber ungeheuere Anstrengung und viel Zeit angewendet wurde? — Wie hat dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht satt dran ergötzen. Ich habe es wenigstens schon zwanzigmal laut vorgelesen und die Schönheiten desselben mit gewaltig kriti-

scher Miene entwickelt. Den „Rheinisch-westfälischen Musenalmanach“ hab' ich hier nicht erhalten können. Was macht der „Poet?“ Hätt' ich ihn nur wieder in den Klauen! Und was machst du? Ich spreche jetzt sehr oft von dir mit deinem Freunde **. Viel Vergnügen hat mir die Bekanntschaft des Letztern gemacht. Er ist ein herzlich guter Junge. In seinen Gedichten spielen zwar die alten heidnischen Götter die Hauptrolle, und die schöne Daphnis ist seine Heldin; doch haben seine Gedichte etwas Klares, Reines, Bestimmtes, Heiteres. Er hat mit sichtbarem Vortheil seinen Goethe gelesen, und weiß ziemlich gut, was schön ist. Sein Hauskamisol Waldeck ist ein sehr guter Poet und wird mal Viel leisten. Ich habe durch Wort und Beispiel Beide tüchtig angespornt, habe Denselben meine Ansichten über Poesie faßlich entwickelt, und glaube, daß wenigstens bei Letzterm dieser Same wuchern und gute Früchte tragen wird. — Erzähle mir doch frei, welche Studenten in Bonn katholisch geworden sind?*) Nun muß ich endlich doch in einen sauern Apfel beißen und dir sagen, wie es mit meinen Gedichten steht. Du thust mir Unrecht, wenn du glaubst, daß ich an

*) Es waren die Gebrüder Goßler, von denen der Eine zur Zeit Franciscanermönch zu Paderborn ist.

der Verzögerung der Herausgabe Schuld bin. Ich habe dieselben von Brockhaus zurückerhalten mit der äußerst zierlichen und höflichsten Antwort: dass er gar zu sehr in diesem Augenblicke mit Verlagsartikeln überladen sei. Ich will jetzt sehen, dass ich sie irgend anders unterbringe. Es ist dem großen Goethe ebenso gegangen mit seinem ersten Produkt. Frage mal den Poeten, ob er Rath weiß? Meine Tragödie werde ich trotz ihrer Mängel dennoch drucken lassen. Lebe wohl!

H. Heine,
Stud. Juris.

Ich werde wahrscheinlich übermorgen abreisen. Nicht nach Berlin. Ich will eine Fußreise nach dem Harz machen. Du und der Poet, ihr könnet mir daher nicht eher schreiben, bis ich euch nochmals geschrieben habe. Dieß soll in vier Wochen geschehen.

---

3. An Friedrich Rassmann.

Einliegend erhalten Euer Wohlgeboren einen kleinen Beitrag zum „Rheinisch-westfälischen Musenalmanach.“

Aus den paar Worten, die ich im „Gesellschafter“ über den Almanach gesagt habe*), ersehen Ew. Wohlgeboren, daß mir das gute Werk am Herzen liegt. Ich würde zur Beförderung desselben diesmal eine beträchtliche Einsendung machen, wenn nicht just alle meine vorzüglichsten Gedichte in einer geschlossenen Sammlung enthalten wären, die jetzt in der Presse ist und im Verlag der Maurer'schen Buchhandlung unter dem Titel: „Gedichte von H. Heine“ nächsten Monat erscheinen wird. Ja, ich befürchtete, daß der Almanach wieder so spät erscheinen möchte, daher hielt ich es nicht für rathsam, Etwas zu schicken, was in jener Sammlung enthalten ist.

Vor vier Monaten schrieb mir mein Freund Rousseau, daß Ew. Wohlgeboren für die Dichtergalerie biographische Notizen über mich von ihm verlangt haben. Ich untersagte es ihm ernstlich, diese zu geben, aus dem einfachen Grunde: weil ich es jetzt noch gar nicht werth bin, als Dichter genannt zu werden, und erst durch Werke beweisen muß, daß es mir mit der Poesie gar besonders Ernst ist, und weil ich zweifle, ob Rousseau meine

---

*) Die Recension ist in Bd. XIII (S. 191 ff.) der sämmtlichen Werke abgedruckt.

äußern Verhältnisse kennt. Ist daher die Notiz über mich noch nicht gedruckt, so bitte ich, sie zu streichen; ist es indessen doch der Fall, so erbitte ich mir die Kopie davon. Späterhin schrieb mir Rousseau, dass mein Verbot zu spät kam.

Wenn Ew. Wohlgeboren wünschen, Etwas von meiner Persönlichkeit dem Namensverzeichnisse des Almanachs beizufügen, so bitte ich, bloß von folgender Notiz Gebrauch zu machen:

„H. Heine, 24 Jahre alt, geboren in Düsseldorf, erhielt im dortigen Gymnasium seine Schulbildung, studierte Jurisprudenz in Göttingen, Bonn und Berlin, woselbst er jetzt lebt.“

Über meine literarischen Hervorbringungen ist schwerlich was zu sagen *).

---

*) Der in Rede stehende Almanach auf das Jahr 1822 bringt die Notiz:

„Harri Heine, geb. zu Düsseldorf 1797, studierte die Rechte zu Bonn, Göttingen und Berlin, an welchem letztern Orte er jetzt lebt; eine Sammlung seiner Gedichte, von denen der „Gesellschafter“ mehrere Ausstellungen enthält, wird nächstens bei Maurer erscheinen.“

Über das hier falsch angegebene Geburtsjahr Heine's vergleiche man den Brief an Taillandier vom 3. November 1851, im folgenden Bande.

Ich empfehle mich herzlich dem Wohlwollen Ew. Wohlgeboren und bin mit ausgezeichneter Hochachtung

Euer Wohlgeboren

ganz ergebener

H. Heine.

Behrenstraße Nr. 71, 3. Etage.

Berlin, den 20. October 1821.

---

4. An Karl Immermann.

Berlin, den 24. December 1822.

Sie sollten längst schon einen Brief von mir haben. Wie ich die menschenversöhnenden Liebesworte las, die Sie vorigen Sommer im „Anzeiger" *) über meine Gedichte ausgesprochen, nahm ich mir vor, Ihnen zu schreiben. Unterdessen sandte mir unser gemeinschaftlicher Bekannter Dr. Schulz Ihre Tragödien, und ich wollte, statt Ihnen Lobeserhebungen und andere leere Worte zu schicken, Ihnen

*) Immermann's Kritik über Heine's erste Gedichtsammlung wurde am 13. Mai 1822 im „Kunst- und Wissenschaftsblatt" (Nr. 23) des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers" abgedruckt.

erst Ihren Liebesdienst wirklich vergelten und in der Domkirche der Literatur, im kritischen Berlin, bei Ihrem Geisteskinde Gevatter stehen, und ihm den rechten verdienten Namen geben, und es besonders dem Schutze und der Pflege der Frauen empfehlen. Als ich bald drauf — das Wort „Domkirche“ ist wohl nicht das rechte, und statt dessen sollte stehen: Packhaus, Börse, Rumpelkammer, Rothstall, Spinnhaus, Tanzsaal, und Gott weiß was, aber ich liebe nicht das Ausstreichen, und fahre also lieber fort — als ich bald drauf eine große Reise antrat, nahm ich zwar Ihre Tragödien und die „Papierfenster“*) mit, beschäftigte mich geistig mit Ihnen auf der ganzen Reise und wurde sehr vertraut mit Ihnen, aber das Schreiben unterblieb. Bei meiner Zurückkunft hieher wollte ich Ihnen mit Freude gleich schreiben, wie überall, wo ich die Saat Ihres Ruhmes hingestreut, tausendfältige, schwere Halme mir jetzt entgegenwallten; aber Krankheit und Unmuth ließen mich nicht dazu kommen. Vor sechs Wochen reiste von hier nach Münster mein bester Freund, der Referendarius Christian Sethe, der wegen einiger Umwegsreisen vielleicht erst jetzt dort eingetroffen, und durch diesen war ich Willens

*) Die „Papierfenster eines Eremiten,“ von K. Immermann; Hamm, Schulz, 1822.

Ihnen einen Brief zustellen zu lassen. Aber ich habe noch nicht seine Adresse und will nicht so lange mehr warten, da ich gestern zufällig erfahre, daſs Sie in Kurzem nach Berlin kommen würden. Zwar glaube ich es nicht, da Alles, was mir am liebsten wäre, nie geschieht. Doch ist es mir selber unerklärlich, wie Das, was mich eigentlich zu einer Verlängerung meines Stillschweigens veranlassen sollte, mich just am meisten antreibt, Ihnen schnell zu schreiben. Es ist vielleicht die Besorgnis, daſs ich bei Ihrer Hierherkunft Ihnen nicht frei ins Gesicht sehen könnte, weil ich so lange damit säumte, Sie meiner höchsten Achtung und innigsten Liebe zu versichern. Ja, ich bin begierig, Ihnen das Alles mündlich zu sagen, und wenn Sie nicht herkommen, so will ich deſshalb diesen Frühling zu Ihnen nach Münster kommen. Wenn dieser Brief Sie noch in Münster trifft und mein Freund Sethe schon dort ist, so wünschte ich, daſs Sie seine Bekanntschaft machten; Sie sind ihm schon bekannt, und er wird Ihnen sagen, daſs ich der Mann bin, der um einer Sache willen, die andre Leute eine bloße Grille nennen, im Stande ist, eine bedeutende Reise zu machen. Vielleicht sagt er Ihnen sogar, daſs ich seinet- und Ihrethalben schon längst das Projekt gefasst, dieses Frühjahr nach Münster zu kommen. — Ich sehe diese Tage

eine kleine Pièce über Goethe und Pustkuchen von Ihnen angezeigt. Sagen Sie doch an Schulz und Wundermann, dass man sie mir gleich herschicke.

Ihre „Gedichte“ haben mich nicht befriedigt; denn ich las die Tragödien früher. Ein andermal mehr über diesen Punkt, der vielleicht greller aussieht, als er ist. Es ist Vielen so gegangen, und ich sage es Ihnen offenherzig, weil ich Sie für den Mann halte, dem man seine Meinung ohne Umschweife sagen kann. Aber wie wäre es mir möglich, das ganze große Foliolob Ihrer Tragödien auf diesem Quartblättchen niederzuschreiben! Ich muss dieses schöne Geschäft mir aber doch vorbehalten für eine schönere Zeit, wo mich nicht Krankheit so sehr niederdrückt wie jetzt. Empfangen Sie nur vorläufig meine heilige Versicherung, dass ich Sie nächst Oehlenschläger für den besten jetzt lebenden Dramatiker halte (denn Goethe ist todt). Ich werde nie den schönen Tag vergessen, wo ich Ihre Trauerspiele erhielt und las und halb freudetoll allen Freunden davon erzählte. Die laue Anzeige derselben im „Gesellschafter“ von Varnhagen v. Ense hat mir missfallen; ich hatte anders mit ihm gewettet. — Einen Gruß muss ich Ihnen bestellen von einer Ihrer Verehrerinnen, der Frau v. Hohenhausen, der ich in Ihrem Namen ein Exem-

plar der Trauerspiele verehrte. Ich hoffe, Sie werden dieses eigenmächtige Verfahren nicht missbilligen; die gute Frau hat ehrlich Wort gehalten, zur Verbreitung der Tragödien beizutragen, obschon Das, was sie in mehreren Zeitungen, besonders im Leipziger „Konversationsblatte“ darüber schrieb, auch ehrlich flach ist; sie hatte eine bessere Recension derselben an Müllner geschickt, die Dieser bloß benutzt zu seinem Wischiwaschi. An eine Aufführung Ihrer Tragödien auf dem hiesigen Theater glaube ich nicht; sie sind zu gut. Mein Freund Köchy, der nächstens im „Konversationsblatte“ über Ihre Tragödien etwas Besseres sagen wird, hat ein Exemplar derselben, das ich ihm auf einer Reise nach Braunschweig mitgegeben, dem dortigen Direktor Klingemann mitgetheilt und von Demselben das Versprechen erhalten, den „Petrarcha“ aufzuführen. — Mein Brief würde zu lang werden, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie sehr hier Ihre Tragödien gefallen, wie sie gepriesen worden, kritisiert und getadelt — von Dichterlingen. Letztere sind die natürlichen Feinde der guten Dichter, und dieses Geschmeiß wird nicht ermangeln, Ihren schönen Lorber anzufressen. Sie haben bis jetzt noch das besondere Glück gehabt, dass, in dem obskuren Münster, Ihre Persönlichkeit den Mei-

sten verborgen war. Aber wo der wahre Dichter auch sei, er wird gehasst und angefeindet, die Pfennigsmenschen verzeihen es ihm nicht, dass er Etwas mehr sein will als sie, und das Höchste, was er erreichen kann, ist doch nur ein Martyrthum. Tief ergriffen haben mich die bedeutungsvollen Worte, die Sie im „Anzeiger" über meine Gedichte ausgesprochen; ich gestehe es, Sie sind bis jetzt der Einzige, der die Quelle meiner dunklen Schmerzen geahnt. Ich hoffe aber, bald ganz von Ihnen gekannt zu werden; vielleicht gelang es mir in meiner nächsten poetischen Schrift den Passepartout zu meinem Gemüthslazarethe niedergelegt zu haben. Ich werde dieses Büchlein bald in Druck geben, und es wird zu meinen größten Seelenfreuden gehören, wenn ich es Ihnen mittheile; eigentlich sind es doch nur Wenige, für die man schreibt, besonders wenn man, wie ich gethan, sich mehr in sich selbst zurückgezogen. Dieses Buch wird meine kleinen malitiös-sentimentalen Lieder, ein bildervolles südliches Romanzendrama und eine sehr kleine nordisch düstre Tragödie enthalten. Thoren meinen, ich müsste wegen des westfälischen Berührungspunkts (man hat Sie bisher für einen Westfalen gehalten) mit Ihnen rivalisieren, und sie wissen nicht, dass der schöne klar leuchtende Diamant nicht ver-

glichen werden kann mit dem schwarzen Stein, der bloß wunderlich geformt ist, und woraus der Hammer der Zeit böse, wilde Funken schlägt. Aber was gehen uns die Thoren an? Von mir werden Sie immer das Bekenntnis hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden. Professor Gubitz hat mir längst den Auftrag gegeben, Sie für den „Gesellschafter“ zu werben; aber ich kann Ihnen nicht rathen, sich durch Zeitblätter zu versplittern, bewundre indessen Ihre literarische Thätigkeit. Die Natur muss Ihnen außer der Poesie noch das schöne Geschenk einer guten Gesundheit gemacht haben. Sie können viel, unendlich viel Gutes wirken. Ich fand dieser Tage eine kleine Burschenschrift: „Ein Wort zu seiner Zeit, von Immermann.“ Ich glaube, sie ist von Ihnen, und mit Freude habe ich daraus ersehen, wie Ihnen schon früh ein starkes Wollen des Guten und Rechten innewohnte. Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Thorheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampfe, so reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poesie ist am Ende doch nur eine schöne Nebensache.

H. Heine.

Adresse: H. H. aus Düsseldorf,
beim Universitätspedellen zu erfragen.

---

5. An Ferdinand Dümmler.

Herrn Ferd. Dümmler in Berlin.

Gemeinschaftliche Bekannte haben mir Ihre Thätigkeit und Loyalität gerühmt. Weil ich, durch Erfahrung gewitzigt, diese beiden Eigenschaften bei einem Buchhändler am höchsten achte, mehr als jedes andere Interesse, so mache ich Ihnen hiemit das Anerbieten, ein Buch von mir in Verlag zu nehmen. Dieses enthält: 1) eine kleine Tragödie (etwa $3\frac{1}{2}$ Druckbogen stark), deren Grundidee ein Surrogat für das gewöhnliche Fatum sein soll, und die Lesewelt gewiss vielfach beschäftigen wird, 2) ein größeres dramatisches Gedicht, genannt „Almansor,“ dessen Stoff religiös-polemisch ist, die Zeitinteressen betrifft, und vielleicht etwas mehr als sechs Bogen beträgt, und 3) ein drei bis drei und ein halb Druckbogen starker Cyklus humoristischer Lieder im Volkstone, wovon in Zeitschriften Proben standen, die durch ihre Originalität viel Interesse, Lob und bittern Tadel erregt. Die kleine Tragödie, die ich für die Bühne bestimmt habe, und die gewiss auch aufgeführt wird, nenne ich Ihnen oder theile ich Ihnen mit, sobald ich Sie meinem Anerbieten nicht abgeneigt finde; ich wünsche nämlich nicht, dass sie

hier bekannt werde, bevor der Druck angefangen, und ich habe sie hier nur zwei Personen, dem Professor Gubitz und dem Legationsrathe Varnhagen v. Ense, lesen lassen.

Über meinen eigenen Werth als Dichter darf ich selbst wohl kein Urtheil fällen. Nur Das bemerke ich, daſs meine Poetereien in ganz Deutschland ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregt, und daſs selbst die feindliche Heftigkeit, womit man hie und da über dieselben gesprochen, kein übles Zeichen sein möchte. Von den zahlreichen öffentlichen Ausbrüchen der Art schicke ich Ihnen nur beiliegendes Blatt *), erstens weil ich nur dieses besitze, und zweitens weil der Tadel darin ziemlich bedeutend ist. Es ist so halb und halb eine Entgegnung auf Karl Immermann's unbedingt lobendes Urtheil über mich in derselben Zeitschrift, schließt sich an Das, was in den westfälischen und rheinischen Blättern in so vollem Maße über mich gesagt worden, und ist in süddeutschen Blättern (Hesperus, Morgenblatt, Rhein. Erholungen u. s. w.) ebenfalls auf ungewöhnliche Weise ausgesprochen worden.

---

*) Das „Kunst- und Wissenschaftsblatt," Nr. 24, vom 7. Juni 1822, welches eine höchst geistvolle mit —Schm— unterzeichnete Kritik der Heine'schen Gedichte enthielt.

Ich glaube nicht, dass ich hier in Berlin sehr bekannt bin; aber desto mehr bin ich es in meiner Heimat, am Rhein und in Westfalen, wo man, wie ich von allen Seiten erfahre, auf das Erscheinen meines langerwarteten poetischen Buches sehr gespannt ist, und wo dasselbe gewiss den größten Absatz finden wird.

Ich habe nächster Tage das Vergnügen, Sie persönlich zu besuchen und mit Ihnen über das Übrige, Honorarbestimmung und Dgl., zu sprechen. Ich bin

mit Hochachtung und Ergebenheit

H. Heine.
Taubenstraße, Nr. 32.

Berlin, den 5. Januar 1823.

---

6. An Karl Immermann.

Berlin, den 14. Januar 1823.

Lieber Immermann!

Ich will Ihnen eine gute Meinung beibringen von meiner Pünktlichkeit im Schreiben, Berichten, Auskunftgeben u. s. w.; darum zögere ich nicht mit

der Beantwortung Ihres lieben Briefes vom 31. — Meine Freunde wollen mich zwar in diesem Punkte nicht sonderlich loben; der gute Sethe — sagen Sie ihm aber, ich schreibe ihm mit nächster Post — wird gewiss auch kein Loblied anstimmen über meine Briefschreibungs-Ordentlichkeit; aber Das ist Alles bloßes Vorurtheil.

Obzwar wir uns durch Ihr freundliches Schreiben näher gerückt sind, gewiss 20 Poststationen, etwa bis Potsdam, so ist unsere Entfernung von einander doch immer noch zu weit, und ein Centner Briefporto ist zu theuer, und das Briefschreiben ist zu mühsam, und meine Faulheit ist zu groß — als dass ich mit nöthiger Ausführlichkeit Ihnen sagen könnte, wie Ihr Brief mir das Gemüth erregt und bewegt und erfreut und getröstet und gestärkt.

Ich will mich daher lieber an das Geschäftliche halten, und Ihnen meine Meinung über das Verlegerwesen mittheilen.

Durch Professor Gubitz hatte sich die M.'sche Buchhandlung zu dem Verlage meiner Gedichte bequemt, und außer 40 Freiexemplaren, wovon mir bis auf diese Stunde noch 10 Exemplare aus filziger Knickrigkeit vorenthalten werden, habe ich keinen Pfennig erhalten. Dieses sage ich Ihnen sub rosa zu Ihrer Tröstung, da ich zweifle, ob das

Honorar für Ihr erstes Werk besonders bedeutend gewesen sein mag. Durch ihre häſslichen Winkelzüge und schmutzigen verletzenden Kniffe ist mir aber die M.'sche Buchhandlung (ihr Chef heißt B.) jetzt so verleidet, daſs ich ihr diese Tage meinen Unwillen auf die empfindlichste Weise zu erkennen gab, und mein zweites Buch gewiſs nicht bei M. erscheinen wird und ich schon diese Woche einen andern Verleger dazu suchen will. Bei meiner angebornen Unbeholfenheit in allen Geschäften, die ins Merkantilische einschlagen, wird mir Dieses nicht sehr leicht werden.

Ich schreibe Ihnen dieses Detail, damit Sie sehen, daſs ich Ihre Tragödie oder die Zeitschrift in diesem Augenblick M. nicht anbieten kann; ich wünsche daher Ihren Bescheid, ob Professor Gubitz in ihrem Namen besagter Buchhandlung den „Periander" antragen soll. Zwar glaube ich nicht, daſs M. gegenwärtig zum Verlag belletristischer Artikel geneigt sind; in honorierender Hinsicht sind sie immer die größten Filze. Ich denke aber noch in diesem Monate für meine Dramen einen Verleger zu finden, und da werde ich nicht ermangeln, ihm Ihr Drama und die Zeitschrift anzubieten. Ich bin hier mit keinem Buchhändler außer M. persönlich bekannt; doch Dieses ist nicht nothwendig, wenn

man einen Verleger sucht. Es ist hier der Gebrauch, daſs der Schriftsteller der Buchhandlung einen schriftlichen Antrag macht. Wollen Sie, daſs ich Dieses bei einigen hiesigen Buchhändlern in Ihrem Namen thue, so geben Sie mir dazu den bestimmten Auftrag. Ich rathe Ihnen aber, schreiben Sie lieber selbst von Münster an bekannte hiesige Buchhandlungen und bemerken denselben, daſs Sie mir den Auftrag gegeben, noch besonders mit ihnen zu sprechen über Ihre Anträge, sowohl des „Periander's" als der Zeitschrift. — Ich hoffe, daſs Sie mich trotz meines konfusen Schreibens verstanden haben. Das Verlegersuchen gehört zu den Anfängen des schriftstellerischen Marterthums. Nach dem buchhändlerischen Verhöhnen und dem Insgesichtgespucktwerden kommt die theegesellschaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobs, die literaturzeitungliche Kreuzigung zwischen zwei kritisierten Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte man nicht an die endliche Himmelfahrt!

Ich hoffe, daſs Ihnen in der Verlegernoth der Legationsrath Varnhagen v. Ense nützlich sein wird, wenn Sie ihn ebenso als nachhelfenden Buchhändlerbesprecher gebrauchen wollen. Er ist ein Mann, dessen äußere Stellung, Charakter, Kritik und Loyalität das höchste Vertrauen verdient, dessen

Zuneigung ich mir ebenfalls durch die schöne Vermittlerin Poesie erworben habe, der übrigens der Einzige ist, auf den ich in diesem falschen Neste mich verlassen kann, und dessen freundschaftliche Theilnahme an Ihrem Wirken das Schönste und Beste ist, was Ihnen hier meine Vermittlung erwerben konnte. Ich habe ihm, um ihn über die Verlegersache zu konsultieren, Ihren Brief an mich nebst den Pustkuchiana gleich mitgetheilt, und um Ihnen eine Freude zu machen, und zu gleicher Zeit um nicht nöthig zu haben, Ihnen selbst meine Meinung über diese zwei Broschüren zu sagen, schicke ich Ihnen das Billett, das mir vorgestern Varnhagen's Frau darüber geschrieben. Zur Verständnis desselben bemerke ich nur, dass in den von Goethe so schön gewürdigten Briefen über die „Wanderjahre," die im „Gesellschafter" standen, die mit „Friederike" unterzeichneten aus der Feder von Frau v. Varnhagen geflossen sind, und dass in dem einen (es ist der erste) einige mit Ihrer Schrift gleichlautende Ausdrücke vorkommen. Übrigens ist Das die geistreichste Dame, die ich je kennen gelernt, und ich wünsche dieses Billett gelegentlich von Ihnen zurückzuerhalten. Dass mir dessen Inhalt wie aus der Seele herausgeschnitten ist, versteht sich von selbst. Wie Varnhagen über ihre kritische Schrift urtheilt,

werden Sie in seiner Anzeige derselben im „Gesellschafter“ lesen. Er lässt Ihnen sagen, dass Sie es doch nicht unterlassen möchten, an Goethe und an Tieck ein Exemplar derselben zu schicken. Wir haben vorgestern Abend viel von Ihnen gesprochen; auch Herr v. Varnhagen verspricht sich Viel von einer Zeitschrift, worin Sie einen Theil der kritischen Gerechtigkeitspflege ausüben. Ich interessiere mich gern für dieses Projekt; doch kann ich in Betreff literarischer Arbeiten keine bestimmte Zusagen machen; von meinem Gesundheitszustande wird Alles abhängen. — Mit Freude habe ich Ihre lieben Worte über meine Poeterien gelesen; Ihre schöne Freimüthigkeit beweist mir, dass Sie es gut mit mir meinen. Sobald ich Ihnen in Hinsicht der Verlegerangelegenheiten tröstlichere Bescheide mittheilen kann, schreibe ich Ihnen; das Ihnen heute Gesagte mag Ihnen dienen zu einem politischen Verhalten gegen ihren jetzigen Verleger. Dr. Schulz ist mir immer sehr wacker und brav vorgekommen. — Grüßen Sie Sethe recht freundschaftlich; sagen Sie ihm, dass ich ihn sehr vermisse. — Von ganzer Seele ist Ihnen gut

H. Heine.

7. An Karl Immermann.

Berlin, den 21. Januar 1823.

In Betreff der Verlegerfrage habe ich, bester Immermann, Ihnen einen Nachtrag zu meinem letzten Briefe zu geben. Herr v. Varnhagen schreibt diese Tage an Brockhaus in Leipzig, dass er Ihnen den Rath zukommen lasse, sich in Verlagsangelegenheiten an ihn zu wenden. Varnhagen wird zu gleicher Zeit obigen Buchhändler in Kenntnis setzen, wie vortheilhaft es für ihn ist, literarische Produktionen von Ihnen in Verlag zu nehmen. Sie können daher schon mit umgehender Post an Brockhaus schreiben und ihm Ihren „Periander“ und die Zeitschrift zum Verlag anbieten. In Hinsicht des „Periander“ werden Sie selbst wissen, was Sie ihm, außer den Honorar- und übrigen Bedingungen, als zweckmäßig schreiben müssen; in Hinsicht der Zeitschrift wird es nöthig sein, dass Sie ihm den ganzen Plan und die Tendenz derselben mittheilen. Ich sollte meinen, Leipzig liegt für ihren Zweck nicht gar zu entfernt. Literarische Entfernungen können nicht nach Meilen berechnet werden.

Professor Gubitz, den ich in meinen eigenen Verlegerangelegenheiten gebraucht, habe ich über

denselben Gegenstand befragt, und er erbietet sich, Ihren „Periander“ unterzubringen bei einer sich eben etablierenden, mit großen Fonds versehenen Buchhandlung (ich glaube: die Vereinsbuchhandlung), die schon jetzt viel Bedeutendes druckt, sich meistens mit Verlag beschäftigen wird, und von den besten deutschen Schriftstellern schon Verlagszusicherungen hat. Gubitz wünscht daher, dass Sie ihm Ihre Honorarbedingungen und das Manuskript mittheilen. Ich überlasse es Ihnen, wie Sie von dieser Offerte Gebrauch machen wollen.

Varnhagen und Gubitz sind bis jetzt die Einzigen, die ich mit Ihrem Verlegergesuche bekannt gemacht. Ich habe jetzt, wegen meiner eigenen Produkte, mit Dümmler angeknüpft, will aber noch nicht mit ihm über Ihren „Periander“ sprechen, bis Sie es verlangen; sein Verlag ist unbedeutend. Mir ist es um baldigen Druck zu thun. Ich freue mich wie ein Kind auf das Erscheinen meines eigenen Buches; eben weil so viel infames Gesindel mich anfeindet. Warten Sie nur, auch Ihnen werden die Stiefkinder der Muse auf den Hals rücken. Auf Ihren „Erwin,“ sagt man mir, wird heillos geschimpft; Ihr „Petrarcha“ aber soll unter aller Kritik sein. Ich habe den Grundsatz angenommen, Alles zu ignorieren, was man über mich schimpft

und schimpfen wird. Ich weiß, es hat sich ordentlich eine Societät gebildet, die systematisch durch schnöde Gerüchte und öffentliche Kothbewerfung mich in Harnisch bringen will. Einliegend ein Pröbchen aus dem „Freimüthigen". Scheint mir von einem armen Edelmann, Namens U., herzurühren, der geglaubt hat, als das einzige dramatische Licht der Zeit, sobald er auftrete, angebetet zu werden, und der mir die geheime Bosheit nicht verzeihen kann, daſs ich in seinen Gesellschaftskreisen die Existenz eines Immermann verkündigte. Ich kann mir's denken, daſs Sie bei Ihrer Gesundheit über Misère und Witzmangel lachen würden.

Ihre Schrift über Goethe und Pustkuchen hab' ich nochmals gelesen und nicht genug bewundern können. Sie verdienen die größte Würdigung. Ein Gleichgesinnter wird diese bald im Literaturblatt des „Morgenblatts" aussprechen. — Leben Sie wohl, gedenken Sie meiner mit Wohlwollen. Wenn Sie mich aus einzelnen Ausdrücken und Beschwernissen für einen Kleinigkeitskrämer halten, so will ich Ihnen gern gestehen, daſs ich es bin. Vielleicht rührt's her von meinem Gesundheitszustand, vielleicht aber weil ich noch so halb Kind bin. Es ist ein Kniff, daſs ich mir gern die Kindheit so lang als möglich erhalte, eben weil sich im Kinde Alles

abspiegelt: die Mannheit, das Alter, die Gottheit, sogar die Verruchtheit und die Konvenienz. — Ihr Sie liebender

H. Heine.

---

8. An Dr. Immanuel Wohlwill.

Berlin, den 1. April 1823.

An Wolf, genannt Wohlwill!

Glaube nur nicht, Aimabelster, daß an der so lang verzögerten Beantwortung deines lieben Briefes eine Freundschaftserkaltung von meiner Seite Schuld sei; nein, wahrlich, obschon in diesem strengen Winter manche Freundschaft eingefroren ist, so hat sich dein geliebtes dickes Bild aus den engen Pforten meines Herzens nocht nicht herauswinden können, und der Name Wolf, oder besser gesagt: Wohlwill, schwebt warm und lebendig in meinem Gedächtnisse. Noch gestern sprachen wir von dir anderthalb Stunden — unter wir mußt du immer verstehen: ich und Moser. Es ist wirklich auffallend, welche äußere Ähnlichkeit du hast mit Herrn Hang-hoh, einem von den zwei chinesischen

Gelehrten, die auf der Behrenstraße für 6 Groschen zu sehen sind. Gans findet diese Beide sehr interessant, und in seinem neuen Buche wirst du, bei Gelegenheit des chinesischen Erbrechtes, folgendes Citat finden: „Siehe die Chinesen auf der Behrenstraße Nr. 65. so wie auch meine Nankinghose, und vgl. damit Teu-zing-leu-li, B. x. Kap. 8." — Man will hier zwar behaupten, daſs diese zwei Chinesen verkleidete Östreicher sind, die Metternich hergeschickt hat, um an unserer Konstitution zu arbeiten. Zunz hat die Chinesen noch nicht gesehen ... Ich mag ihn gut leiden, und es schmerzt mich bitterlich, wenn ich sehe, wie dieser herrliche Mensch so sehr verkannt wird wegen seines schroffen, abstoßenden Äußern. Ich erwarte Viel von seinen nächstens erscheinenden Predigten; freilich keine Erbauung und sanftmüthige Seelenpflaster; aber etwas viel Besseres, eine Aufregung der Kraft. Eben an letzterer fehlt es in Israel. Einige Hüneraugenoperateurs (Friedländer & Co.) haben den Körper des Judenthums von seinem fatalen Hautgeschwür durch Aderlaſs zu heilen gesucht, und durch ihre Ungeschicklichkeit und spinnwebige Vernunftsbandagen muſs Israel verbluten. Möge bald die Verblendung aufhören, daſs das Herrlichste in der Ohnmacht, in der Entäußerung aller Kraft, in der einseitigen Negation,

im idealischen Auerbachthume bestehe. Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen, und aus Haß zu dulden: Das ist das Motiv unserer Reformation. Die Einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judenthum neue Dekorationen und Koulissen geben, und der Souffleur soll ein weißes Beffchen statt eines Bartes tragen; sie wollen das Weltmeer in ein niedliches Bassin von Papiermaché gießen, und wollen dem Herkules auf der Kasseler Wilhelmshöhe das braune Jäckchen des kleinen Marcus anziehen. Andere wollen ein evangelisches Christenthümchen unter jüdischer Firma, und machen sich ein Talles aus der Wolle des Lamm-Gottes, machen sich ein Wams aus den Federn der heiligen-Geiststaube und Unterhosen aus christlicher Liebe, und sie fallieren, und die Nachkommenschaft schreibt sich: „Gott, Christus & Co." Zu allem Glücke wird sich dieses Haus nicht lange halten, seine Tratten auf die Philosophie kommen mit Protest zurück, und es macht Bankerott in Europa, wenn sich auch seine von Missionarien in Afrika und Asien gestifteten Kommissionshäuser einige Jahrhunderte länger halten. [Dieser endliche Sturz des Chr......... wird mir täglich einleuchtender. Lange genug hat sich diese faule

Idee gehalten. Ich nenne das Chr .... eine Idee, aber welche! Es giebt schmutzige Ideenfamilien, die in den Ritzen dieser alten Welt, der verlassenen Bettstelle des göttlichen Geistes, sich eingenistet, wie sich Wanzenfamilien einnisten in der Bettstelle eines polnischen Juden. Zertritt man eine dieser Ideen-Wanzen, so läßt sie einen Gestank zurück, der jahrtausendelang riechbar ist. Eine solche ist das Chr ...., das schon vor achtzehnhundert Jahren zertreten worden, und das uns armen Juden seit der Zeit noch immer die Luft verpestet.]*).

Verzeih mir diese Bitterkeit; dich hat der Schlag des aufgehobenen Edikts nicht getroffen. Auch ist Alles nicht so ernst gemeint, sogar das Frühere nicht; auch ich habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und mir „Judenmauschel" nachrufen zu lassen und zu fasten rc. Ich hab' nicht mal die Kraft, ordentlich Mazzes zu essen. Ich wohne nämlich jetzt bei einem Juden (Mosern und Gans gegenüber) und bekomme jetzt Mazzes statt Brot und zerknacke mir die Zähne. Aber ich tröste mich und denke: wir sind ja im Gohles! Auch das Sticheln auf Friedländer ist nicht so schlimm ge-

*) Die von [ ] umschlossene Stelle ist im Originalbriefe durchstrichen.

meint, ich habe noch unlängst den schönsten Pudding bei ihm gegessen, und er wohnt mir ganz vis-à-vis, und er steht jetzt am Fenster und schneidet sich eine Feder und schreibt gleich an Elise von der Recke, und auf seinem Gesichte ist schon zu lesen: „Edelgeborene Frau, ich bin wirklich nicht so unausstehlich, wie der Professor Voigt sagt, denn — — —"

Berlin, den 7. April 1823.

Es sind jetzt acht Tage her, dass ich hier im Schreiben unterbrochen wurde und schon des Briefes vergaß; unterdessen erhielt ich deinen Brief vom 1. April (wir schicken uns wechselseitig in den April), und ich will hier nur noch Einiges hinzuschreiben, trotz meinen Schmerzen, die wie heißes Blei meinen Kopf durchrieseln, und mich zur schneidendsten und feindseligsten Bitterkeit verstimmen.

Es freut mich, dass es dir in den Armen der aimablen Hammonia zu behagen beginnt; mir ist diese Schöne zuwider. Mich täuscht nicht der goldgestickte Rock, ich weiß, sie trägt ein schmutziges Hemd auf dem gelben Leibe, und mit den schmelzenden Liebesseufzern: „Rindfleisch! Banko!" sinkt sie an die Brust des Meistbietenden. Es giebt dort aber zwei Sorten Rindfleisch: rohes und gekochtes.

Letzteres ist das schlechteste, weil es saft- und kraftlos ist; es ist das aufgeklärte. — Vielleicht thue ich aber der guten Stadt Hamburg Unrecht; die Stimmung, die mich beherrschte, als ich dort einige Zeit lebte, war nicht dazu geeignet, mich zu einem unbefangenen Beurtheiler zu machen; mein inneres Leben war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt, mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatze meines innern Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Übergewicht zerstöre. Ja, amice, es war ein großes Glück für mich, daß ich just aus dem Philosophie-Auditorium kam, als ich in den Cirkus des Welttreibens trat, mein eignes Leben philosophisch konstruieren konnte und objektiv anschauen — wenn mir auch jene höhere Ruhe und Besonnenheit fehlte, die zur klaren Anschauung eines großen Lebensschauplatzes nöthig ist. Ich weiß nicht, ob du mich verstanden; wenn du einst meine Memoiren liest und einen Hamburger Menschentroß geschildert findest, wovon ich Einige liebe, Mehrere hasse und die Meisten verachte, so wirst du mich besser verstehen; jetzt möge das Gesagte nur dazu dienen, einige Äußerungen in deinem lieben Briefen zu be-

antworten, und dir zu erklären, warum ich deinen Wunsch nicht erfüllen kann, diesen Frühling nach Hamburg zu kommen, — obschon ich nur wenige Meilen davon entfernt sein werde. Ich reise nämlich in vier Wochen nach Lüneburg, wo meine Familie lebt, bleibe dort sechs Wochen, und reise alsdann nach dem Rhein und, wenn's mir möglich ist, nach Paris. Mein Oheim hat mir noch zwei Jahr' zum Studieren zugesetzt, und ich habe nicht nöthig, meinem frühern Plane gemäß in Sarmatien eine Professur zu suchen. Ich denke, dass sich bald Manches geändert haben wird, dass ich keine Schwierigkeiten haben werde, mich am Rhein zu fixieren. Ist das nicht der Fall, so fixiere ich mich in Frankreich, wo ich französisch schreibe und mir einen Weg ins Diplomatische bahne. Die Hauptsache ist die Herstellung meiner Gesundheit, ohne welche alle Plane thöricht sind. Gott möge mir nur Gesundheit geben, für das Übrige will ich selbst sorgen. Mein Arzt giebt mir Hoffnung, dass mich das Reisen, besonders das Fußreisen, herstellen wird . . . Meine Sturzbäder habe ich eingestellt, sie haben mir Nichts geholfen und unmenschliches Geld gekostet. Obendrein muss ich mich geistiger Anstrengung enthalten, und ich habe diesen Winter fast gar nichts Anderes gethan, als den nicht semi-

tischen Theil Asiens studiert, im Schelling und Hegel etwas gelesen, Chroniken durchstöbert und mich erfrischt an der reinen Schönheit, die mir entgegenhauchte aus den Geisteswerken der Griechen. Sempiterna solatia generis humani nennt sie der alte Wolf. Für Gesellschaft war ich ungenießbar, gedichtet hab' ich wenig, mein historisches Studium hat noch weniger gewonnen, und am allerwenigsten mein „Historisches Staatsrecht des germanischen Mittelalters." Letzteres war diesen Sommer fast zum Drucke bereit, aber die vielen Ideen, die ich aus dem Studium Asiens gewonnen, so wie auch das Beispiel der Art, wie Gans sein Erbrecht behandelt, und vorzüglich philosophische Anregungen von Moser machten, dass ich den größten Theil meines Buches dem Feuer übergab und das Ganze in Paris, und zwar in französischer Sprache, aufs Neue schreiben werde. — Dass dir mein Memoir über Polen *) gefallen, Das ist sehr edel von dir. Von allen Seiten hat man meiner scharfen Auffassung Polens großes Lob gezollt, nur ich selbst kann in dieses Lob nicht einstimmen. Ich war diesen Winter und bin noch jetzt in einem zu elenden Zustande, um etwas Gutes zu Tag zu fördern.

*) Heine's sämmtliche Werke, Bd. XIII., S. 131 ff.

Dieser Aufsatz hat das ganze Großherzogthum Posen in Bewegung gesetzt, in den Posener Blättern ist schon dreimal so Viel, als der Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, d. h. geschimpft worden, und zwar von den dortigen Deutschen, die es mir nicht verzeihen wollen, daß ich sie so treu geschildert und die Juden zum tiers état Polens erhoben. — Meine Gedichte sind in Westfalen und am Rhein noch immer Gegenstand der Aufmerksamkeit, und ich höre viel Erfreuliches darüber. Wie kannst du aber den Wisch in der Leipziger „Literaturzeitung" des Erwähnens werth halten? Es ist das Seichteste und Unbedeutendste, was über mich gesagt worden. — Ich schicke dir diese Tage meine Tragödien. Ich habe dieselben meinem Oheim Salomon Heine dediciert. Hast du ihn gesehen? Er ist Einer von den Menschen, die ich am meisten achte; er ist edel und hat angeborne Kraft. Du weißt, Letzteres ist mir das Höchste. — Hast du dort meine Schwester gesehen? Es ist ein liebes Mädchen. Kommst du dort viel unter Weiber? Nimm dich in Acht, die Hamburgerinnen sind schön. Aber bei dir hat es Nichts zu sagen, du bist ein stiller, ordentlicher, seelenvergnügter Mensch, und wenn du mal glühst, so ist es für die ganze Menschheit. Bei mir ist Das anders. Auch hast du das Glück,

ein moralischer Mensch zu sein, und reflektierst und machst ethische Betrachtungen, und bist zufrieden und bist brav und bist gut, und weil du ein so guter Junge bist, habe ich dir einen so langen Brief geschrieben.

Heine.

---

9. An Friedrich Steinmann.

Berlin, den 10. April 1823.

Lieber Steinmann!

Ich weiß nicht, wer von uns Beiden noch mit einem Briefe in Rückstande ist. Sollte ich es sein, was auch sehr wahrscheinlich ist, so habe die Güte, mich zu entschuldigen. Was du auch erdenken magst, das mich entschuldigen könnte, so wirst du leider immer die Wahrheit treffen. Ärgerliche Stürme, Verlust des Allerliebsten, Krankheit und Unmuth und dergleichen schöne Dinge mehr sind seit zwei Jahren die hervorstechenden Punkte in dem Leben deines Freundes. Ich tröstete mich lange damit: der Fritz verlangt nicht, dass du alte und neue Wunden aufreißest und Herzblut in Briefkouvert ihm zuschickst; aus manchem meiner trüben Lieder,

das ihm hie und da ans Ohr geklungen sein mag, wird er gemerkt haben, wie trübe und freudenlos es noch in der Brust seines Freundes aussieht; — am meisten aber beschwichtigte ich mich mit der Unkenntnis deiner Adresse. Diese letztere Entschuldigung gilt aber nicht mehr seit vier Monaten, ich erfuhr, daſs du in Münster bist, dem Christian gab ich viele Grüße mit für dich, und jetzt rollt ein Brief hinterdrein. Ich brauche den Ausdruck „rollen,“ weil mir auch zu gleicher Zeit eine Felsenlast von der Seele rollt. Der ehrliche Christian, dessen bloßes Wort am jüngsten Tage dem Gnadenrichter mehr gelten wird, als die Eide von Hunderttausenden, dieser Christian soll bürgen, daſs meine Gesinnungen gegen dich unverändert geblieben, wie oft und barsch ich auch in meinen trüben Stunden von meinen besten Freunden mich abwende und in Stolz und Qual ihre Liebe verkenne und fortweise. Aber wer bürgt mir für dich? Auch da soll mir dein bloßes Wort genügen, du guter, ehrlicher Steinmann! Von deinen poetischen Arbeiten ist mir seitdem Manches zu Gesicht gekommen, und das Meiste hat mich auf ungewöhnliche Weise angesprochen. Aber auch Vieles hat mich unbefriedigt gelassen. Du kennst von Alters her meine ehrliche Strenge und strenge Ehrlichkeit in solchen Dingen, und wenn

du noch der Alte bist und noch das alte Zutrauen zu mir hast, so wird dich ein solches Urtheil gewiss nicht verletzen. Einige deiner Lieder haben mir sehr gut gefallen, doch in einem derselben hätte ich über das alte wohlbekannte holprige „hold“ fast ein Bein zerbrochen; und wie sehr das Trauerspielchen Achtung und Beifall in Anspruch nahm, so wäre ich doch bei einer eiskalten Stelle desselben fast erfroren. Ich hoffe, dass du Etwas schreiben wirst, was mehr für die Bühne geeignet wäre. — Meine „Tragödien“ haben eben die Presse verlassen. Ich weiß, man wird sie sehr herunterreißen. Aber ich will dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtesammlung, die keinen Schuss Pulver werth ist. — Vom „Poeten“ erhalte ich oft Briefe; er schreibt viel. In seinen Sonetten sind süperbe Sachen, ein ächter poetischer Hauch und freudige Lebensfrische. Sie kommen mir vor wie meine Lieblingsfrucht, Wald-Erdbeeren; nur tragen sie auch den Fehler dieser Pflanze, die überall herumrankt und Wurzel schlägt, und daher viel' unbedeutende Schößlinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringt. Freilich unsere beau monde liebt mehr pikante, mit Zucker und Gewürz bereitete Treibhausgemüse, und der rohe Plebs liebt mehr einen Topf voll Knall-

erbsen. Kennst du den Karl Immermann? Vor Diesem müssen wir Beide den Hut abziehen, und du zuerst. Das ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es deren wenige gibt. — Ob du mir mal schreiben wirst, Das hängt ganz von dir ab; wenigstens sollst du nicht die Ausrede haben, daſs du meine Adresse nicht kennst. Diese ist an H. H. aus D., abzugeben bei M. Moser, Neue Friedrichstraße Nr. 47. — Ich reise freilich in 14 Tagen von hier ab, aber meine Briefe werden mir nachgeschickt. — Anbei folgt ein Exemplar meiner „Tragödien," welches du durchlesen und dann an ** übergeben sollst. Sage ihm, daſs ich böse sei wegen seines Stillschweigens und theile ihm meine Adresse mit. Ich bin zu arm an Exemplaren, um dir eins besonders zu schicken, zudem ist es mir nur darum zu thun, daſs du die Sachen liest.

Dein Freund

H. Heine.

---

10. An Karl Immermann.

Berlin, den 10. April 1823.

Lieber Immermann!

Ihren Brief vom 3. Februar würde ich schon längst beantwortet haben, wenn ich nicht beabsichtigt hätte, Ihnen zu gleicher Zeit meine „Tragödien“ zu schicken. Ich war unterdessen öfters gesonnen, Ihnen die fünf ersten Bogen derselben, nämlich den „Ratcliff,“ zuzusenden; aber ich bezwang mich, und ich bin Dessen auch froh, weil sie doch unter dem Rubriknamen „Empfindungsaustausch“ auch ein kleinliches Gefühlchen, nämlich die gewöhnliche Poeteneitelkeit, mitschleichen konnte. Auf der andern Seite ist es mir wieder leid, dass ich es nicht that; das eigentliche Leben ist meistens kurz, und wenn es lang wird, ist es wiederum kein eigentliches Leben mehr, und man soll den Augenblick ergreifen, wenn man einem Freunde, einem Gleichgesinnten sein Herz erschließen oder einem schönen Mädchen das Busentuch lüften kann. Es hat lange gedauert, bis ich den Meistervers: „Willst du ewig ferne schweifen“ ꝛc. begreifen konnte. — Ja, ich versprech' es, das kleinliche Gefühl, kleinlich zu erscheinen, soll mich nie mehr befangen, wenn ich

Ihnen Konfessionen machen möchte. Eben eine solche Hauptkonfession liegt im „Ratcliff," und ich habe die Marotte, zu glauben, dass Sie zu der kleinen Zahl Menschen gehören, die ihn verstehn. Darum thun Sie mir auch den einzigen Gefallen und lesen ihn zu einer guten Stunde und ohne die Lektüre zu unterbrechen. Ich bin von dem Werthe dieses Gedichtes überzeugt (hark! hark!), denn es (das Gedicht) ist wahr, oder ich selbst bin eine Lüge; alles Andere, was ich geschrieben und noch schreibe, mag untergehn und wird untergehn. Ich würde über diesen Punkt mehr sagen, und ich bin auch konfuse genug dazu, aber zum Glück habe ich keine Zeit, der Buchbinder bringt eben neue Exemplare meiner „Tragödien" und ich muss deren nach Hause schicken und muss Briefe schreiben, und die Post geht schon um 6 Uhr ab, und es ist mir zu Muthe wie einer Frau, die eben in Wochen gekommen. Ob mir der kleine neugeborene Balg Freude machen wird? Schwerlich wird diese so groß sein wie das Herzleid, das ich schon voraussehe. Die hiesigen Kröten- und Ungeziefer-Koterien haben mir jetzt schon ihre schmutzigen Zeichen der Aufmerksamkeit geschenkt, man hat sich schon mein Buch zu verschaffen gewusst, ehe es ganz aus der Presse war, und, wie ich höre, will man dem „Almansor" eine

Tendenz unterschieben und diese auf eine Weise ins Gerücht bringen, die mein ganzes Wesen empört und mit souveränem Ekel erfüllt.

Dieses mag, mir selbst unbewusst, Manches dazu beigetragen haben, dass ich in vierzehn Tagen von hier abreise. Ich bitte Sie daher, wenn Sie mir schreiben, folgende Adresse zu machen: „An H. Heine, abzugeben bei M. Moser, Neue Friedrichsstraße Nr. 47." Dieser schickt mir die Briefe nach. Von hier reise ich nach Lüneburg, wo ich im Schoße meiner Familie einige Monate zubringe; von da reise ich durch Westfalen und — wie Sie wohl denken können, über Münster — nach dem Rhein, und diesen Herbst bin ich in Paris. Dort will ich noch einige Zeit studiren und mich in die diplomatische Karrière lancieren. Ich habe letztere schon längst ins Auge gefasst, und ich stimme daher ganz damit überein, was Sie mir darüber schreiben. Dieser Punkt bietet so vielen Stoff zu Betrachtungen, dass ich mich nicht so ganz in der Kürze darüber aussprechen könnte. Ihnen würde es nicht so sehr schwer werden, wenn Sie sich ins diplomatische Fach werfen wollen, und das beste und effektivste Mittel, das ich Ihnen dazu rathen und vorschlagen könnte, wäre, dass Sie bei einer guten Gelegenheit eine Broschüre schrieben, welche die Aufmerksamkeit

der Diplomaten reizen muss. Entre nous, Das ist auch das Hauptmittel, was mir zu Gebote steht. Wenn wir uns mündlich über diesen Punkt näher besprechen und sobald ich mal in Paris, im Foyer der Diplomatie, sein werde, mag sich Manches finden, was ein solches Vorhaben am besten fördert, und es wird mir eine süße Freude gewähren, wenn ich dazu behilflich sein kann, dass der Mann, von dessen Kraft ich so große Erwartungen hege, einen größeren Wirkungskreis gewinnt. Ihr Büchlein übers Duell*) hat mir gezeigt, was man von Ihnen in dem großen Kampfe gegen legitimen Unsinn zu erwarten hat. Mir fehlt die Kourage zu solchen Handlungen, und ich beschwichtige und entschuldige meine Feigheit gegen mich selbst mit den feinen Betrachtungen, dass bei mir so Vieles mißdeutet werden kann u. s. w.

Ich habe diesen Winter den Junker Dunst de la Motte Fouqué gesprochen und aus Malice (besser gesagt: Neckerei, denn ich liebe das Gemüth dieses Mannes) ihn über den Werth Ihrer Tragödien befragt. Er hat Ihnen freilich kein Talent absprechen können, aber ich musste eine lange, breite Geschichte

---

*) Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studierenden zu Halle rc. Leipzig, Klein, 1817.

anhören, die darauf hinauslief, daſs ein unbekannter Herr v. List einst sich bei ihm melden lieſs, ihm Ihre Duellschrift vorgezeigt und ihn gefragt, wie er, der ritterliche Baron, mit Ihnen, wie er höre, in Verbindung stehen könne? Diese habe er also brechen müssen, wie sich von selbst versteht. Ich erzähle Ihnen die Geschichte, weil Sie sie vielleicht selbst nicht wissen, vielleicht auch nicht wissen, daſs Sie hier wegen dieser alten Universitätsgeschichte noch klatschende Feinde haben. Unser Freund V., dem ich die Geschichte erzählte, rief ärgerlich aus: „Der ritterliche Baron ist ein Narr!“ — Doch ich schweife zu sehr ab, ich traue Ihnen viel Talent zu in politischer Schriftstellerei, und ich denke: das Messer, das einen Pustkuchen so hübsch tranchiert hat*), kann auch einen diplomatischen Hasen zerlegen. Jener Brief über die „Wanderjahre,“ worin ein so freudiges Talent der Darstellung, des kritischen Zersetzens und der scharfsinnigsten Kombinationen gezeigt, hat hier vielen Beifall gefunden. Die von Frankfurt datierte Korrespondenz darüber im „Morgenblatte“ ist hier geschrieben, und zwar von dem Bruder der Frau v. Varnhagen. Es ist merkwürdig,

*) Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre ꝛc. Hamm, Schulz, 1823.

dass aus Westfalen, wo die falschen „Wanderjahre“ geschrieben sind, auch eine Schrift wie die Ihrige hervorgegangen. Ich äußerte jüngst darüber in Gesellschaft das amerikanische Sprichwort: „In den Ländern, wo viele Schlangen sind, wachsen auch viele Kräuter, die ihren Biss heilen.“ — Mein von Schmerzen zerdrückter Kopf verbietet mir leider, so wie Sie, wackerer Immermann, den Feldzug gegen die Lemgoer Glaubensarmee mitzumachen; aber früh oder spät werden Sie doch meine Stimme hören, und in Paris, wo jetzt Liebe für deutsche Literatur, besonders für Goethe auftaucht, gedenke ich das Meinige zu thun. Ich sehe mit der größten Spannung dem Erscheinen Ihres „Periander's“ entgegen, ich hege die größten Erwartungen davon und zweifle nicht, dass das einzige Missfällige, was ich an Ihren Tragödien auszusetzen hatte, darin vermieden sein wird. Dieses besteht darin, dass die Reden der Personen darin oft zu lang sind, und dass sich die Poesie darin oft breit macht. Noch ist kein junger Dichter dieser Klippe entgangen bei seinen Erstlingen. Meinen „Almansor“ trifft derselbe Vorwurf, nur dass solcher leider nicht der einzige ist; im „Ratcliff“ ist er ganz vermieden, vielleicht etwas zu sehr. Die vermaledeite Bildersprache, in welcher ich den Almansor und seine orientalischen Konsorten sprechen

lassen musste, zog mich ins Breite. Außerdem, fürchte ich, werden die Frommen im Lande an diesem Stücke Viel auszusetzen haben. Herr v. Varnhagen sagt mir gestern, dass ich Sie auffordern soll, Etwas für mich zu thun, nämlich eine Beurtheilung meiner „Tragödien“ zu schreiben. Ich will nicht mehr kleinlich sein und will Ihnen gestehen, dass ich auch ohne diese Anregung Sie ersucht hätte, meine „Tragödien“ im „Westfälischen Anzeiger“ zu recensieren. In keinem Falle darf es Ihnen, vielleicht bei zu großer Beschäftigung, eine unbequeme Last sein, sonst bitte ich Sie: thun Sie es nicht; auch müsste ich sie recht herzlich bitten, recht ernstlich streng zu sein, bei Leibe nicht an den Verfasser zu denken, wen sie das Werk recensieren. Wenn Sie ein Exemplar Ihrer Beurtheilung an Varnhagen schicken wollen, wäre es mir sehr lieb. — Für die Übersendung ihrer Bilder danke ich Ihnen recht sehr, es war mir ein sehr liebes Geschenk. Wegen der Zeitschrift werden Sie gewiß bereits an Brockhaus geschrieben haben; es wäre nöthig, zu bemerken, dass dieselbe alle vierzehn Tage oder vier Wochen erschiene, sonst müsste sie ja konkurrieren mit dem „Hermes.“ Ihre Elegien haben mir sehr gefallen. An der Behandlung des Versmaßes habe ich sehr viel auszusetzen, recht sehr. Viel. Ich ge=

stehe es Ihnen frei, aber ich gestehe auch, dass ich in meinem ganzen Leben nicht sechs Zeilen in dieser antiken Versart zu Stande bringen konnte, theils weil das Nachahmen des Antiken meinem inneren Wesen widerstrebt, theils weil ich zu strenge Forderungen an den deutschen Hexameter und Pentameter mache, und theils weil ich zur Verfertigung derselben zu unbeholfen bin. — Ich habe längst eine Frage auf dem Herzen: welche von Ihren drei Tragödien haben sie zuerst geschrieben? Ich habe bisher immer „Das Thal von Ronceval“ dafür gehalten. Die Stelle, wo Zoraide den Roland zur Flucht bewegt, rührt mich immer bis zu Thränen. Es kommt mir vor, als hätte ich selbst diese Stelle mal schreiben wollen, und konnte es nicht vor übergroßem Schmerze. Im „Almansor“ habe ich es irgend wieder versucht, aber vergebens. Sie werden die Stelle schon finden. Wunderbar, wie manche Ähnlichkeit diese Stücke haben; sogar im Stoff und Lokal.

H. Heine.

Meine Konfusion am letzten Posttage hat richtig verursacht, dass ich beiliegenden Brief an Sie vergaß in das Packet zu legen. Sollte ich ein noch größeres Versehen begangen haben, indem ich vielleicht einen fremden Brief in Ihr Paquet einge-

schlossen, so bitte ich Sie, mir denselben zurückzuschicken. Ich werde wohl noch bis zum 8. Mai hierbleiben. Sollte es Ihnen nicht möglich sein, mir noch ein Exemplar Ihres Porträts zu schenken? Was werden Sie von mir halten, wenn ich Ihnen gestehe, dass ich das von Ihrer Güte erhaltene Exemplar verschenkt habe? Aber ich habe ja nie die Kunst verstanden, den Weibern Etwas abzuschlagen. Leben Sie glücklich und bleiben Sie mir gewogen.

H. Heine.

Den 15. April 1823.

NB. Ich bitte Sie, beiliegende Paquete dort auf die Post zu legen. Lieber wär' es mir, wenn Sie für das Paquet an Blomberg eine Gelegenheit fänden, die eben so schnell und sicher ist wie die Post.

---

11. An Maximilian Schottky.

Berlin, den 4. Mai 1823.

Lieber Professor!

Mein trauriger Gesundheitszustand und die damit in Verbindung stehende Gemüthsverstimmung

haben mich davon abgehalten, Ihren lieben Brief vom Februar früher zu beantworten, und auch jetzt würde ich noch nicht schreiben, wenn nicht eine äußere Veranlassung mich antriebe, endlich ans Werk zu gehen. Außerdem wollte ich gern Ihre Zurückkunft von Wien abwarten, und diese wird jetzt gewiss schon stattgefunden haben.

Grüßen Sie mir ihre Erwählte, deren schönes Bild, wie ich es in Ihrem Zimmer sah, mir im diesem Augenblick wieder ganz lebendig vorschwebt. Musik in den Zügen und in der Seele, und, wie Sie mir sagten, auch Musik in der Stimme und in den Fingerspitzen — was kann ein Erdensohn mehr verlangeu von einem Weibe? Ist ein solches nicht ein wandlendes Paradies? Ich wünsche Ihnen Glück zum Besitze desselben. Ich Ritter von der traurigen Gestalt werde nie eines solchen theilhaftig werden können, und, wie die Weiber im Koran, muss ich mich mit dem bloßen Anblick des Paradieses begnügen. Es muss Ihnen jetzt nicht mehr so drückend sein, dass Sie von Deutschland abgeschnitten sind; dieses Letztere wird zwar in Deutschland, besonders am Rhein und in Westfalen, wo Sie jetzt viele Freunde haben, vielfach bedauert; doch meistens aus pgtriotischem Eigennutze, wie kürzlich im „Westfälischen Anzeiger," wo

heftig geklagt ward, dass der Mann, der am rüstigsten für deutsche Geschichte arbeiten könnte, jetzt in Sarmatien junge Bären dressieren muss. Was ich über diesen Punkt im „Gesellschafter“ aussprach*), war Nichts mehr, als deutsche Schuldigkeit; ich habe in zweckmäßigen Privatmittheilungen Besseres darüber gesagt, und Sie werden in der Folge sehen, wie Alles, was Sie betrifft oder betreffen kann, mir am Herzen liegt.

Ich habe mit lachender Gleichgültigkeit den dummen Brief gelesen, der im „Gesellschafter“**) gegen mein Memoir über Polen abgedruckt war; dass in den Posener Zeitungsblättern noch fischweibrigere Schimpfreden gegen mich geführt worden, hörte ich bald darauf, und habe mir diese Tage jene Blätter zu verschaffen gewusst. Dass ich hierbei ebenfalls nur die Achsel zuckte, können Sie sich wohl vorstellen; doch mit Unwillen und Ekel erfüllte mich die Gemeine, unter gesitteten Menschen unerhörte Weise, wie der Schmierer jener Blätter bei dieser Gelegenheit auch Sie, guter

---

*) Siehe die betreffende Stelle im Aufsatz „Über Polen,“ — Sämmtl. Werke, Bd. XIII, S. 177 ff.

**) „Bemerker“ Nr. 5, Beilage zum 33. Blatte des „Gesellschafters,“ vom 26. Februar 1823.

über das geistige Berlin denke, darf ich jetzt nicht drucken lassen; doch werden Sie es einst lesen, wenn ich nicht in Deutschland mehr bin, und ohne literarische Gefahr über neu-alt- und alt-neu-deutsche Literatur in einem eigenen Werkchen mich aussprechen werde.

Ich reise nämlich in einigen Tagen von hier ab, durchwandre einige Zeit Westfalen und Rheinland, und diesen Herbst hoffe ich in Paris zu sein. Ich gedenke viele Jahre dort zu bleiben, dort auf der Bibliothek emsig zu studieren und nebenbei für Verbreitung der deutschen Literatur, die jetzt in Frankreich Wurzel fasst, thätig zu sein. In Betreff dieses Letztern hätte ich Ihnen Viel zu schreiben, aber mein Brief wird zu lang. Schreiben Sie mir bald Antwort, lieber Professor, und machen darauf folgende Adresse: An H. Heine aus Düsseldorf, abzugeben bei Herrn M. Moser, Neue Friedrichsstraße No. 47. — Die Briefe werden mir richtig nachgeschickt. Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen

Ihrem ergebenen

H. Heine.

12. An Moses Moser.

Lüneburg, den . . Mai 1823.

Lieber Moser!

Dienstag Abend bin ich in Lübtheen angelangt, nachdem ich Montagnacht und den ganzen darauf folgenden Tag immerwährend gefahren und gerüttelt wurde und mich über das lästige Geschwätze der Reisegesellschaft ärgerte, und meinen Phantasien Audienz gab, und Viel fühlte und an dich dachte. Letzteres beschäftigte mich am meisten, fast so sehr, daß ich sentimental wurde, und mich darüber ärgerte und dir gewiß recht viel' Sottisen gesagt haben würde, wenn ich deiner habhaft gewesen wäre. Wenn dir Dienstag und Montag-Abend viele barocke Gefühle durch das Gemüth gezogen sind, so erkläre dir Das nur durch den sympathetischen Rapport. Wenn ich nächstens von guten Gedanken überschlichen werde oder gar Hegel'sche Ideen plötzlich in den Kopf bekomme, so will ich mir Das auf ähnliche Weise erklären. — Ich habe in Lübtheen einen Wagen genommen und bin Mittwoch um 5 Uhr Nachmittags bei meiner Familie angelangt. Du siehst, ich habe Mittwochnacht in Lübtheen geschlafen, wo mich die allerfatalsten Träume plagten. Ich sah eine Menge Menschen, die mich

schmerzen etwas verlassen werden, so will ich hier Viel schreiben. Freilich wär' es mir wohlthätiger, wenn ich zu Fuß herumreiste. — In Hinsicht der Aufnahme meiner „Tragödien“ habe ich hier meine Furcht bestätigt gefunden. Der Success muss den üblen Eindruck verwischen. Was die Aufnahme derselben bei meiner Familie betrifft, so hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutiert, meine Schwester toleriert sie bloß, meine Brüder verstehen sie nicht, und mein Vater hat sie gar nicht gelesen. — Zeitschriften bekomme ich gar nicht zu lesen, und vom anderweitigen Schicksale meines Buches erfahre ich also gar Nichts. Ich muss also Alles von dir erfahren; auch Lehmann habe ich ersucht, mir Alles zu schreiben, was öffentlich über mich ausgesprochen wird. Ich bitte dich, lieber Moser, ganz besonders, es mir gleich zu schreiben, wenn du Etwas lesen solltest, was meine Persönlichkeit berührt. — Du wirst wohl nicht vergessen haben, den Briefträgern anzuzeigen, dass sie alle Briefe, die an mich adressirt sind, bei dir abgeben. Meine Adresse ist: An Harry Heine, Cand. juris., bei S. Heine in Lüneburg. Mache deine Briefe nur immer fest zu. Ich hoffe, dass ich die Koffer bald erhalten werde. Wenn du mir die Bücher schickst, so . . .

Während ich Dieses schreibe, erhalte ich den kleinen Koffer nebst deinem lieben Billett vom 20. Mai. Wahrhaftig, du bist der Mann in Israel, der am schönsten fühlt! Ich kann nur das Schöngefühlte anderer Menschen leiblich ausdrücken. Deine Gefühle sind schwere Goldbarren, die meinigen sind leichtes Papiergeld. Letzteres empfängt bloß seinen Werth vom Zutrauen der Menschen; doch Papier bleibt Papier, wenn auch der Bankier Agio dafür giebt, und Gold bleibt Gold, wenn es auch als scheinloser Klumpen in der Ecke liegt.

Hast du an obigem Bilde nicht gemerkt, daſs ich ein jüdischer Dichter bin? Doch wozu soll ich mich genieren, wir sind ja unter uns, und ich spreche gern in unsern Nationalbildern. Wenn einst Ganstown erbaut sein wird, und ein glücklicheres Geschlecht am Missisippi Lulef benscht und Mazzes kaut, und eine neu-jüdische Literatur emporblüht, dann werden unsere jetzigen merkantilischen Börsenausdrücke zur poetischen Sprache gehören, und ein poetischer Urenkel des kleinen Marcus wird in Talles und Tefillim vor der ganzen Ganstowner Kille singen: „Sie saßen an den Wassern der Spree und zählten Tresorscheine, da kamen ihre Feinde und sprachen: gebt uns Londoner Wechsel — hoch ist der Kours. —“

Genug der Selbstpersifflage. Lebe wohl und behalte mich lieb. Hast du nicht Gelegenheit, die Bücher, die ich von dir verlange, mit einer Gelegenheit nach Hamburg zu schicken? Wenn man sie dort mit der Post her nach Lüneburg schickt, kostet es mir nicht Viel; sie direkt mit der Post herzuschicken, ist viel zu theuer. Ich spekuliere, wie ich dir deinen Marquis Posa-Mantel am besten zuschicke; doch sollst du ihn nicht lange mehr entbehren. Grüße mir Gans, Zunz und seine Frau, sowie auch Lehmann, Rubo, Marcus, Schöneberg, besonders aber mache vielmals meine Empfehlung an Hillmar und seine Familie. — Herrn M. Friedländer und seinem Vater zeige meine glückliche Ankunft an.

Dein Freund

H. Heine.

---

13. An den Baron Friedrich de la Motte Fouqué.

Herr Baron!

Ich kann es nicht aussprechen, was ich beim Empfang Ihres lieben Briefes empfunden habe.

Derselbe traf mich hier im Schoße meiner Familie, die ich besuchen kam, um der Hochzeitfeier einer Schwester beizuwohnen, mich von meinem Krank-sein zu restaurieren, und meinen Eltern vor meiner Abreise nach Paris Lebewohl zu sagen. Diese wird nun wohl vor der Hand unterbleiben, da mich jetzt meine Krankheit mehr als je niederbeugt. In diesem Zustande, Herr Baron, musste mich Ihr Brief desto tiefer bewegen und ergreifen. Kaum las ich Ihren theuern Namen, so war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all' jene leuchtende Lieblingsgeschichten, die ich in meinen bessern Tagen von Ihnen gelesen, und sie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmuth, und dazwischen hörte ich wieder die schönen Lieder von gebroche-nen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnsucht-gluth, Todesseligkeit — vor Allem glaubte ich die freundliche Stimme von Frau Minnetrost zu ver-nehmen. Es musste den armen Kunstjünger sehr erfreuen, bei dem bewährten und gefeierten Meister Anerkennung gefunden zu haben, entzücken musste es ihn, da dieser Meister eben jener Dichter ist, dessen Genius einst so Viel in ihm geweckt, so gewaltig seine Seele bewegt und mit so großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt! Ich kann Ihnen nicht genug

danken für das schöne Lied*), womit sie meine dunkeln Schmerzen verherrlicht und die bösen Flammen derselben beschworen. Ich möchte gern dieses

---

*) Dasselbe ist vom 21. Mai 1823 datiert und lautet wie folgt:

Du lieber herzblutender Sänger,
Dein Lied versteh' ich ja wohl!
Doch singe so wirr nicht länger,
So zürnend nicht und hohl!

Hohl wie die Geister um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind so wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geschwirr!

Ich habe so zürnend gesungen wie du,
Ich habe geblutet gleich dir.
Da strahlte durch Wolken Mondesruh',
Da fühlt' ich: dort ist nicht hier!

Da wusst' ich: es giebt ein allsüßes Licht,
Das zieht, mich zum ewigen Fest.
Doch warnte mich's: Tändle mit Schlangen nicht,
Die Schlangen halten so fest!

Wer bis an sein Grab mit den Schlangen spielt,
Dem kriechen sie nach in das Grab.
Wenn dann auch das Herze gen Himmel zieht,
So ringeln sie's wieder bergab.

Gedicht einigen Freunden mittheilen, aber ich habe zu sehr Angst, dass Dieselben so indiskret sein möchten, es in viele Hände zu bringen; denn wirklich, dieses Gedicht gehört zu den schönsten, die ich von Ihnen gelesen, und ich zweifle nicht, dass es auch andern Leuten Thränen entlocken kann.

Ich lebe hier sehr isoliert, da meine Eltern noch nicht lange in Lüneburg wohnen, sich sehr zurückziehn, und ich hier keinen Menschen kenne. Ich will aber zu meiner Erheiterung in vierzehn Tagen eine Reise nach Hamburg machen, und acht oder, wenn ich mich amüsiere, vierzehn Tage dort bleiben. Haben Sie in Hamburg gute Freunde, deren Bekanntschaft Sie mir durch einige Zeilen verschaffen wollten, so würden Sie mich dadurch erstaunlich verbinden.

Den Osterpsalm habe ich gelesen; er ist mehr als ein Gedicht, und folglich besser. — Mein „Al-

---

Du, dem die Kraft in den Liedern schäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz:
Du hast schon einmal so Schlimmes geträumt,
O hüte dein liebes Herz!

Dein liebes Herz hat dein Gott ja so lieb,
Und haucht ihm zu: „Dich versöhn' ich!"
Die Schlange, Das ist der uralte Dieb,
Dein Gott ist der ewige König!

mansor" wird Sie nicht ganz angesprochen haben. Ich hatte dieses Gedicht früher verworfen, erst durch starkes Zureden der Freunde bequemte ich mich dazu, es drucken zu lassen, und jetzt, wo es manchen Beifall findet, viel mehr als der „Ratcliff," habe ich doch noch nicht angefangen, günstiger darüber zu urtheilen. Ich weiß nicht, wie es kömmt, aber dieses helle, milde Gedicht ist mir im höchsten Grade unheimlich, statt dass ich mit Behagen an den düstern, steinernen „Ratcliff" denke. — Ich erinnere mich: die Romanze von Donna Clara und Don Gasairos im „Zauberring," an die ich in den bedeutendsten Lebenssituationen lebhaft gedacht, und die ich in manchen Augenblicken selber geschrieben zu haben vermeine, diese liebliche Romanze hat mir oft vorgeschwebt, als ich den „Almansor" schrieb. — Was Ihr liebes Gedicht an mich in Betreff der Schlangen ausspricht, ist leider nur zu sehr die Wahrheit.

Wie konnte ich dieses Lied missverstehen! Der schöne Maitag, an welchem ich es erhielt, wird mir noch lange leuchtend vorschweben. Bleiben Sie mir gewogen, großer, edler Fouqué, entziehen Sie mir nie ihre freundliche Neigung, wenn auch fremdes Dazwischengerede oder gar mein eigenes Irren diese zerstören wollte, und sein Sie versichert, dass Nichts,

weder Meinung noch Stellung, mich je abhalten wird, Sie unaussprechlich zu lieben.

Ihr ergebener

H. Heine.

Lüneburg, den 10. Juni 1823.

---

14. An Karl Immermann.

Lüneburg, den 10. Juni 1823.

Ihr Brief vom 13. Mai, lieber Immermann, hat mich mit Vergnügen erfüllt; ich habe darin die Sprache des herzlichsten Wohlwollens erkannt und Gemüthsstärkung gefunden. Erschrecken Sie nicht, daß ich Ihnen so schnell wieder mit einem Briefe über den Hals komme, Sie brauchen so bald keine Antwort zu schreiben und es soll deßhalb auch nicht viel Fragliches hineinkommen; — ich benutze bloß eine Schreibegelegenheit, indem ich Sie bitte, beikommenden Brief an seine Adresse zu befördern. Können Sie mir nächstens einmal bei Gelegenheit mittheilen, ob Sethe sich wohlbefindet und ihm nichts Schlimmes begegnet, so würden Sie mir dadurch einen Gefallen erzeigen. Der Umstand,

dass Sie jenen Namen nie erwähnen, erzeugt in mir die Vermuthung, dass Sie in keinem sonderlich nahen Verhältnisse mit Sethe stehen mögen, vielleicht etwa wegen Verschiedenheit der Ansichten über das Universitätsleben, ein Erzsteckenpferd Sethe's. Glauben Sie nur nicht, dass Dieses bei mir Etwas mehr als eine müßige Vermuthung sei; ich habe bis auf diese Stunde keinen Brief von Sethe aus Münster erhalten, nicht das Mindeste von ihm gehört, und Das ist es eben, was mich beunruhigt. Dieses mag Sie, lieber Immermann, etwas befremden, da ich Ihnen Sethe als einen meiner besten Freunde angekündigt; aber es ist dennoch so, wir sind zwölf Jahre lang Herzensfreunde gewesen, saßen schon in der Schule immer beisammen, und blieben auch in der Folge immer beisammen, und jetzt lässt er mich sechs Monat ohne Antwort. — Ich lebe jetzt seit einigen Wochen hier in Lüneburg, im Schoße meiner Familie, wo ich so lange bleiben will, bis mein kranker Kopf wieder gesund wird. Dieses scheint sehr langsam von Statten gehen zu wollen, und die Götter mögen sich meines armen Reiseplanes erbarmen. Ich sehe voraus, lieber Immermann, dass es sich noch sehr lange herumziehen wird, bis ich nach der Knipperdollingstadt komme, und dem Dichter, mit dem

ich hoffe alt zu werden, die Hand schüttele. Sie haben selbst einen ähnlichen Ausdruck gebraucht, und Sie können es kaum glauben, wie mich dieses aus großartigem Selbstgefühle natürlich hervorgegangene Wort bis in tiefster Seele bewegt hat. Die ewigen Götter wissen's, dass ich gleich in der ersten Stunde, wo ich in Ihren Tragödien las, Sie für Das erkannte, was Sie sind; und ich bin eben so sicher in dem Urtheile, das ich über mich selbst fälle. Jene Sicherheit entspringt nicht aus träumerischer Selbsttäuschung, sie entspringt vielmehr aus dem klaren Bewusstsein, aus der genauen Kenntnis des Poetischen und seines natürlichen Gegensatzes, des Gemeinen. Alle Dinge sind uns ja nur durch ihren Gegensatz erkennbar, es gäbe für uns gar keine Poesie, wenn wir nicht überall auch das Gemeine und Triviale sehen könnten, wir selber erkennen unser eigenes Wesen nur dadurch, dass uns das fremdartige Wesen eines andern Menschen bemerkbar wird und zur Vergleichung dient; — jene hirntolle, verschrobene, schwülstige Schlingel, die sich von oben herein für Shakspeare und Arioste halten, lassen uns ihre, ihnen selbst oft nicht bemerkbare Unsicherheit zuweilen erkennen durch ihr ängstliches Haschen nach fremdem Urtheil und durch ihr polterndes Feldgeschrei: dass sie durch und

durch poetisch wären, dass sie gar nicht einmal aus der Poesie heraus könnten, und dass beim Verseschreiben der göttliche Wahnsinn immer ihre Stirn umspiele.

Es fällt mir ein, dass diese letzten Zeilen wirklich die eigenen Worte sind, die ich einst in Gesellschaft von einem Berliner Elegant aussprechen hörte, und ich glaube, ich erzähle dieses Alles und habe auch obige Äußerungen freimüthig hingestellt, um Ihnen, lieber Immermann, den Glauben einzuflößen, dass es mehr als eine gewöhnliche Phrase ist, wenn ich sage: ich kenne meine Fehler und ich gestehe sie gerne ein. Mit Vergnügen ersah ich aus Ihrem Briefe, dass Sie eine Beurtheilung meiner „Tragödien" schreiben werden, und ich muss Ihnen wiederholen, dass Sie mich Nichts weniger als verletzen werden, wenn Sie auch das Allerbitterste in derselben aussprechen. Ich will Ihnen gern eingestehn den Hauptfehler meiner Poesien, durch dessen Vorwurf Sie mich wahrscheinlich zu verletzen glauben: — es ist die große Einseitigkeit, die sich in meinen Dichtungen zeigt, indem sie alle nur Variationen desselben kleinen Themas sind. Niemanden kann dies leichter auffallen als Ihnen, dessen Poesie die ganze große Welt mit ihren unzähligen Mannigfaltigkeiten zum Thema hat. Ich

habe Dies noch kürzlich gegen Herrn von Varnhagen geäußert. Sie haben Das mit Shakspeare gemein, dass Sie die ganze Welt in sich aufgenommen, und wenn Ihre Poesien einen Fehler haben, so besteht er darin, dass Sie Ihren großen Reichthum nicht zu koncentrieren wissen; Shakspeare versteht Das besser, und desshalb ist er Shakspeare; auch Sie werden diese Kunst des Kocentrierens immer mehr und mehr erlernen, und jede Ihrer Tragödien wird besser als die vorhergegangene sein. In dieser Hinsicht behagt mir auch der „Petrarcha“ besser, als der „Erwin,“ obschon Dieser reicher ist. (Hier liegen die Gründe, wesshalb Sie so fruchtbar sind, warum Sie oft bei der Masse des Angeschauten nicht wissen, wohin damit, und zu zusammengedrängten Reflexionen Ihre Zuflucht nehmen müssen, wo Shakspeare Gestalten angewendet hätte; hier liegen die Gründe, warum die Winkelpoeten und Pfennigskritiker Sie oft für einen Nachahmer Shakspeare's ausgeben möchten, Andere für einen Nachahmer Goethe's, mit welchem Letzteren Sie wirklich mehr Ähnlichkeit zeigen, als mit Shakspeare, weil Dieser nur in einer Form, in der dramatischen, Jener in allen möglichen Formen, im Drama, im Roman, im Lied, im Epos, ja sogar

im nackten Begriffe, seine große Weltanschauung künstlerisch darstellen konnte.)

Es ist wahr, nur weil Sie Ihren unermesslichen Reichthum nicht streng zu koncentrieren wussten, kann nicht Jeder denselben überschauen, und Ihre Tragödien wirken nicht phalanxartig, wie die mancher unserer heutigen Tragiker, die alle ihre vorräthige Runkelrübenpoesie in fünf Akten mühsam zusammenquetschen. Bei mir war die Kunst des Koncentrierens leichter auszuüben, eben weil ich nur ein Stückchen Welt, nur ein einziges Thema, darzustellen hatte. Ich habe seitdem, besonders diesen Winter, im Zustand der Krankheit, mehr in mich aufgenommen, und in der Tragödie, die ich vielleicht in einigen Jahren liefere, mag es sich zeigen, ob ich, der ich bisher nur die Historie von Amor und Psyche in allerlei Gruppierungen gemalt habe, ebensogut den trojanischen Krieg malen kann. — Das ist das traurige Geheimniß meiner poetischen Kraft; mein Unwohlsein mag meinen letzten Dichtungen auch etwas Krankhaftes mitgetheilt haben — ach Gott! es giebt so Vieles in meinem neuen Buche, das vor der echten Kritik nicht Stich hält, und es würde mich gewiss nicht schmerzen, wenn man auch Das aufdeckt, was ich selbst noch nicht erkenne. Nur etwas kann mich

auf's schmerzlichste verletzen: wenn man den Geist meiner Dichtungen aus der Geschichte (Sie wissen, was dieses Wort bedeutet), aus der Geschichte des Verfassers erklären will. Es kränkte mich tief und bitter, als ich gestern im Briefe eines Bekannten ersah, wie er sich mein ganzes poetisches Wesen aus zusammengerafften Histörchen konstruieren wollte und unerquickliche Äußerungen fallen ließ über Lebenseindrücke, politische Stellung, Religion, u. s. w. Ähnliches, öffentlich ausgesprochen, würde mich ganz empört haben, und ich bin herzlich froh, dass nie Dergleichen geschehen. Wie leicht auch die Geschichte eines Dichters Aufschluss geben könnte über sein Gedicht, wie leicht sich wirklich nachweisen ließe, dass oft politische Stellung, Religion, Privathass, Vorurtheil und Rücksichten auf sein Gedicht eingewirkt, so muss man Dieses dennoch nie erwähnen, besonders nicht bei Lebzeiten des Dichters. Man entjungfert gleichsam das Gedicht, man zerreißt den geheimnisvollen Schleier desselben, wenn jener Einfluss der Geschichte, den man nachweist, wirklich vorhanden ist; man verunstaltet das Gedicht, wenn man ihn fälschlich hineingegrübelt hat. Und wie wenig ist oft das äußere Gerüste unserer Geschichte mit unserer wirklichen,

innern Geschichte zusammenpassend! Bei mir wenigstens passte es **nie**.

Aus dem vielen Schwatzen in diesem Briefe ersehen Sie, lieber Immermann, dass ich hier in Lüneburg ganz isoliert lebe. Aber ich muss auch in meinem vorigen Briefe aus Zerstreuung Viel geschwatzt haben. Aus ihrem Briefe ersehe ich, dass ich über den Baron Fouqué gekohlt. Dieser hat sich mir vor meiner Abreise von Berlin und jetzt in einem Briefe von einer schönen Seite gezeigt, und ich muss ihm das beste und edelste Herz zuerkennen.

Möglich ist es freilich, dass ich in der Folge anders urtheile. Auf jeden Fall aber, gestehe ich, geschieht ihm kein Unrecht, wenn er seines Ultrawesens halber gehechelt wird.

Wenn ich ihn auch noch so sehr liebe als Mensch, so sehe ich es dennoch für ein verdienstliches Werk an, dass man mit der Geißel jene trübseligen Ideen bekämpft, die er durch sein schönes Talent ins Volk zu pflanzen sucht. Mir blutet das Herz, wenn ich Fouqué gekränkt finde und dennoch bin ich froh, wenn andere Leute durch keine solche Weichheit abgehalten werden, das Dunstthum zu persifflieren. In tiefster Seele empören mich die Anmaßungen und Jämmerlichkeiten jener Clicke,

zu deren Grundsätzen sich Fouqué bekennt, und Sie können es auch wohl mir zutrauen, daſs auch ich darnach lechze, sie bis aufs Blut zu geiſzeln, jene edlen Recken, die unseres Gleichen zu ihren Hundejungen, ja auch vielleicht zu noch etwas Wenigerem, zum Hunde selbst, machen möchten.

Ich bin gespannt auf Ihren „Periander“!

Was Sie in Betreff der Zeitschrift schreiben, ist mir leid; ich weiſz wirklich nicht, was da zu thun ist. Vom Rhein habe ich seit vier Monaten Nichts gehört. Herr von Varnhagen ist mit der Kompilation eines Buches beschäftigt, das Goethe betrifft. Ich wünsche, daſs Varnhagen Ihre Beurtheilung meiner „Tragödien“ lesen möge. Wenn sie ins „Konversationsblatt“ kömmt, wird Dies der Fall sein, die „Deutschen Blätter“ kommen sowohl ihm als mir nicht zu Gesicht, und Sie würden mich ganz erfreuen, wenn Sie, im Fall in diesen Blättern jene Beurtheilung abgedruckt würde, ein Exemplar derselben an Herrn v. Varnhagen zukommen lassen wollten. Ich glaube, auch Gubitz würde diese Beurtheilung sehr gern im „Gesellschafter“ aufnehmen, da er sich gegen mich geäuſzert, er wünsche, daſs Jemand meine „Tragödien“ im „Gesellschafter“ weitläufiger beurtheile, als Herr von Varnhagen, von welchem die kurze Anzeige derselben in jenem

Blatte abgefasst war. — Ich wünsche, dass dieser Sommer recht viel' herrliche poetische Früchte bei Ihnen hervorbringe, vor Allem aber wünsche ich, dass er ihnen viele Freuden (diese stehen selten mit der Literatur in Verbindung) bescheren möge.

Ich ehre Sie und liebe Sie von ganzer Seele.

H. Heine.

Adresse: H. Heine aus Düsseldorf,
in Lüneburg.

---

15. An Moses Moser.

Lüneburg, den 18. Juni 1823.

Du nimmst wohl keine Million und schreibst mir, ehe ich deinen Brief förmlich beantwortet oder, besser gesagt, erwidert? Gewöhne dir diese Philiströsität ab. Ich warte gestern begierig auf die Post und auf einen Brief von dir, und vergesse, dass ich erst selber hätte wieder schreiben müssen. Dies hätte ich auch schon früher gethan, wenn mich nicht mein noch immer andauerndes Kopfleiden und eine daraus und aus noch andern Kontrarietäten entspringende Verdrießlichkeit davon abgehalten hätte. Ich würde dir heute ebenfalls nicht schreiben,

wenn ich es dir nicht so früh als möglich einprägen wollte, dass du mir sehr oft, wenn auch nur Wenig, schreiben musst, ohne erst abzuwarten, dass ich jede deiner geehrten Zuschriften mit einer darauf passenden Antwort eigens beehre. Wenn ich dir schreiben will, werde ich mich wenig darum bekümmern, ob schon ein Brief von dir zur Beantwortung vorliegt, und ich werde dir wohl mehrere Briefe hinter einander schreiben, ohne erst die Etikette zu fragen, ob es sich auch schickt, und ob es politisch sei, Jemanden zu schreiben, ohne erst seine Antworten regelmäßig abzuwarten. Aus Obigem, besonders aus der Konfusion, womit es ausgedrückt ist, wirst du ersehen haben, dass ich verdrießlich, mürrisch, enfin unausstehlich bin. Du kannst also den Brief weglegen, wenn du jetzt grad bei guter Laune bist; du kannst jetzt meiner Grämlichkeit besser ausweichen, als bei meiner Anwesenheit in Berlin, wo ich dir in höchsteigener Person auf den Hals kam. Ich lebe hier ganz isoliert, mit keinem einzigen menschlichen Menschen komme ich zusammen, weil meine Eltern sich von allem Umgang zurückgezogen. Juden sind hier, wie überall, unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen, die christliche Mittelklasse unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Rischeß, die höhere Klasse ebenso im

höhern Grade. Unser kleiner Hund wird auf der Straße von den andern Hunden auf eigene Weise berochen und maltraitiert, und die Christenhunde haben offenbar Rischeß gegen den Judenhund. Ich habe hier also bloß mit den Bäumen Bekanntschaft gemacht, und diese zeigen sich jetzt wieder in dem alten grünen Schmuck, und mahnen mich an alte Tage, und rauschen mir alte vergessene Lieder ins Gedächtnis zurück, und stimmen mich zur Wehmuth. So vieles Schmerzliche taucht jetzt in mir auf und überwältigt mich, und Dies ist es vielleicht, was meine Kopfschmerzen vermehrt oder, besser gesagt, in die Länge zieht; denn sie sind nicht mehr so stark wie in Berlin, aber anhaltender. Studieren kann ich wenig, schreiben noch weniger. Sonntag schrieb ich einen Aufsatz über Goethe, etwa einen Druckbogen groß, den ich an Varnhagen gestern schickte, daß er ihn seinem Buche über Goethe*) einverleibe. Ich hatte ihn längst versprochen, und schrieb ihn jetzt en pleine carrière, daß er noch zur rechten Zeit eintreffe. Du wirst in diesem Aufsatz 1/4 Dutzend deiner eigenen Ideen finden; ich

*) „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden; zum 28. August 1823.“ — Der Aufsatz Heine's (vgl. den Schluß des Briefes Nr. 19, vom 23. August 1823) wurde nicht abgedruckt und scheint verloren gegangen zu sein.

war ehrlich genug, sie nackt hinzustellen, denn hätte ich sie mit meinen Purpurlappen umhängt, du würdest sie wahrlich selber nicht wiedererkannt haben. Der Aufsatz soll dir bald zu Gesicht kommen. Denke dir, mein Festspiel ist ungeschrieben geblieben (ich schreibe es aber hinterher), hingegen meine Tragödie gestaltet sich in meinem Kopfe immer mehr und mehr. Sehr drängt es mich, in einem Aufsatz für die Zeitschrift*) den großen Judenschmerz (wie ihn Börne nennt) auszusprechen, und es soll auch geschehen, sobald mein Kopf es leidet. Es ist sehr unartig von unserem Herrgott, daß er mich jetzt mit diesen Schmerzen plagt; ja, es ist sogar unpolitisch von dem alten Herrn, da er weiß, daß ich so Viel für ihn thun möchte. Oder ist der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrscher Judäa's ebenfalls aufgeklärt worden, und hat seine Nationalität abgelegt, und giebt seine Ansprüche und seine Anhänger auf, zum Besten einiger vagen, kosmopolitischen Ideen? Ich fürchte, der alte Herr hat den Kopf verloren, und mit Recht mag ihm le petit juif d'Amsterdam ins Ohr sagen: „Entre nous, Monsieur, vous n'exi-

*) Es ist die „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums; herausgegeben vom Vereine für Kultur und Wissenschaft der Juden“ gemeint.

tez pas.“ Und wir? wir existieren? Um des Himmels willen, sag nicht noch einmal, dass ich bloß eine Idee sei! Ich ärgere mich toll darüber. Meinethalben könnt ihr alle zu Ideen werden: nur lasst mich ungeschoren. Weil du und der alte Friedländer und Gans zu Ideen geworden seid, wollt ihr mich jetzt auch verführen und zu einer Idee machen. Rubo lob' ich, Den habt ihr nicht dazu bekommen können. Der Lehmann möchte gern Idee werden, und kann nicht. Was geht mich der kleine Marcus an mit seinem Demonstrieren, dass ich eine Idee sei — seine Magd weiß es besser. Die Doktorin Z . . . hat mir mit thränenden (Judaism) Augen geklagt, dass man ihren Mann ebenfalls zur Idee machen wollte, und dass sie dadurch all seine Kraft und Saft verlöre, Jost hätte sich deßhalb vom Verein zurückgezogen, und Auerbach sei mal dadurch krank geworden. Ich verbitte mir auch alle übrigen Anzüglichkeiten, dass du noch nicht weißt, welche Idee ich sei, — welches so Viel heißt, als sei ich eine sonderbare Idee; und „sonderbar“ ist Tusch.

Genug des aberwitzigen Gewäsches. In einigen Tagen reise ich nach der Hochzeit meiner Schwester, die zwischen hier und Hamburg stattfindet. Bald darauf — sage und schreibe es

aber keiner menschlichen Seele — reise ich auf acht Tage nach Hamburg.

Ich habe hier ein Stück des Briefes abgeschnitten, weil eine zu heftige und für einen Brief nicht ziemliche Äußerung mir entschlüpft ist. Mit meinem Oheim stehe ich noch nicht auf dem Fuße, auf dem ich zu stehen wünschte, um mit Sicherheit feste Lebensplane für die Folge entwerfen zu können. Erst nach meiner Zurückkunft von Hamburg kann ich dir in dieser Hinsicht etwas Bestimmteres sagen. Wenn ich kann, suche ich noch einmal nach Berlin zu kommen und dich und meine übrigen Freunde zu umarmen. Ich werde Cohn in Hamburg besuchen. Von dir erwarte ich, dass du mir schreibst (aber kurz), wie ich in Hinsicht des Vereines*) mich dort zu betragen habe, wen ich dort besuchen kann, und Dergleichen. Kann ich dort einen bestimmten Auftrag des Vereins ausführen, der sich auf ein schon in Berlin Besprochenes gründet, so will ich ihn gern übernehmen. Ich freue mich, die Monas**)

---

*) Heine war seit dem 4. August 1822 ordentliches Mitglied des am 7. November 1819 in Berlin gestifteten und bis zum Herbst 1824 bestehenden „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden.“ Letzterer zählte in Hamburg etwa ein Dutzend Mitglieder.

**) Scherznahme für Immanuel Wohlwill.

wiederzusehen. Du kannst doch an Gans*) sagen, dass ich auf acht Tage nach Hamburg reise, vielleicht fällt es ihm ein, dass ich dort Etwas thun kann; nur soll er es nicht hinschreiben. — Hamburg wird viele schmerzliche Erinnerungen in mir aufregen, doch wird es von großem Nutzen sein, dass ich hinreise.

Ein mir feindliches Hundepack umlagert meinen Oheim. Ich werde vielleicht Bekanntschaften in Hamburg machen, die in dieser Hinsicht ein Gegengewicht bilden können. Nur ahnt's mir, dass ich mit meiner abstoßenden Höflichkeit und Ironie und Ehrlichkeit mir mehr Menschen verfeinden als befreunden werde.

Der Posaunenstoß in der Hamburger Zeitung, meine „Tragödien" betreffend, hat mir Spaß gemacht. Was hat man darüber gesagt? Wenn meine Tragödien ignoriert würden, wäre es mir nicht gleichgültig, Geschätztester! Blätterlob macht mir höchstens flüchtigen Spaß, stärkt mich nicht und erquickt mich nicht, und ist mir doch von größter Wichtigkeit. Doch sei außer Sorge, es wird nicht ausbleiben, dass meine Tragödien in den Blättern viel besprochen werden; wenn's Andre nicht thun,

---

*) Damaliger Präses des Vereins.

thue ich es selbst. Immermann schreibt mir, daß er eine kräftige Recension der Tragödien schreiben werde, worin er manches Verletzende aussprechen wird. Sein Brief enthielt daher nur einiges Allgemeine (Lob) über die Tragödie, und andere Gegenstände, deren vorzüglichster seine Freude ist, mich in Münster zu sehen, und seine Einladung, bei ihm zu wohnen. Der mir zuletzt geschickte Brief war von Blomberg, voll ästhetischen Raisonnements. Von dem Rousseau habe ich noch keinen Brief erhalten, und theils dein Wink über das „Unterhaltungsblatt," dessen judenfeindliche Stelle mir sehr auffiel, theils noch manches Andre giebt sichere Anzeichen, daß man am Rhein von katholischer Seite über den „Almansor" höchst unwillig sei, ihn ignorieren möchte, ihn dennoch allgemein bespricht, und den Rousseau gegen mich aufsätzig gemacht hat. Ich verachte dergleichen Schwachköpfigkeit allzu sehr, um davon empört zu werden, und ich habe es längst gefühlt, daß ein gar zu feuriger Enthuasiasmus für meine Persönlichkeit endlich verkohlen muß und, wenn Regen auf die Kohlen fällt, dem schwarzen Schmutze Platz macht. Ich erwarte die Zeichen dieses Schmutzes, und ich werde es ohne Bitterkeit sehen, daß mich die Menschen, die mich in den Himmel erhoben, auch zur Ab-

wechselung einmal mit Koth werfen. Ich habe unlängst eine Anzeige der Rousseau'schen Gedichte*) geschrieben, die ich unverändert im „Gesellschafter" abdrucken lasse.

Sage doch an Lehmann, daſs er das Traumgedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott" aus dem Almanach**) herausnehmen solle, wenn er ihn Jemanden liebe; da es möglich ist — daſs ich auf einige Zeit nach Berlin zurückkomme. Lache nicht. — Den großen Koffer und die Bücher habe ich noch nicht erhalten. — Fouqué hat mir kürzlich einen sehr herzlichen Brief geschrieben und mir ein sehr schönes Gedicht gewidmet; ich will es dir gelegentlich mittheilen***). Auch Dieser wird dieses Gedicht einmal ungeschrieben wünschen, wenn er meinen Stammbaum genauer untersucht hat. Sorge nur, daſs mir durch Dummheit des Postboten kein Brief verloren geht, und schreib es mir gleich, wenn du irgend in einem Blatte ein Hinweisen über diesen meinen Stammbaum findest. — Ich

---

*) Die Rezension findet sich im XIII. Band der sämmtl. Werke, S. 197 ff.

**) Der „Westteutsche Musenalmanach auf das Jahr 1823, herausgegeben von J. B. Rousseau", enthielt jenes Gedicht nebst 7 andern Heine'schen Liedern.

***) Dasselbe ist auf S. 74 dieses Bandes abgedruckt.

werde dir bei meiner Rückkunft von Hamburg Viel zu schreiben haben! Grüße mir Gans und Zunz, sowie auch seine Frau. Sage ihnen, dass ich viel an sie denke; welches auch ganz natürlich ist, da ich hier ganz isoliert lebe, und noch nicht die letzten Eindrücke Berlin's in mir verdrängt werden konnten. Dich, lieber Moser, sehe ich überall, und es ist vielleicht Etwas mehr als krankhafte Weichheit, wenn ich auf die wehmüthigste Weise überwältigt werde von dem Wunsche, wieder mit dir zusammen zu leben. Geben die Götter, dass dieser Wunsch in Erfüllung gehe! Hamburg? Sollte ich dort noch so viele Freuden finden können, als ich schon Schmerzen dort empfand? Dieses ist freilich unmöglich —

Glücklicherweise ruft mich hier mein Bruder zu Tische, und statt mit einer Sentimentalität schließe ich hier den Brief mit dem Vorgefühle eines guten Mittagsessens.

H. Heine.

16. An Moses Moser.

Lüneburg, den 24. Juni 1823.

Lieber Moser!

Denn 22. habe ich mit meiner Familie auf dem Zollenspieker der Vermählung meiner Schwester beigewohnt. Es war ein schöner Tag der Festlichkeit und Eintracht. Das Essen war gut, die Betten waren schlecht, und mein Oheim Salomon war sehr vergnügt. Ich glaube, ich werde in der Folge auf ziemlich guten Fuß mit ihm kommen; äußerlich leben wir auf dem allerbesten, er kajoliert mich sogar öffentlich. Mit meinem Oheim Henry Heine bin ich ebenfalls in gute Verhältnisse getreten. Ich reise in acht oder zehn Tagen nach Hamburg und bleibe dort acht Tage; du brauchst jetzt kein Geheimnis daraus zu machen. Die Post geht gleich ab. Ich hab' noch nicht deinen Mantel abgeschickt, es soll aber dieser Tage geschehen. Was sagst du zu dieser Faulheit? Die Bücher und den Koffer habe ich jetzt erhalten. Von Lehmann habe ich bei meiner Zurückkunft gestern Brief gefunden. Sage ihm, dass ich ihm dieser Tage schreibe. Ich habe die Recension im „Freimüthigen" gelesen!!! Auch im „Konversationsblatt" steht eine Recension, die

ich zufällig zu Gesicht bekam. Ich höre, meine Gedichte sind aufs Neue in einer Literaturzeitung recensiert. Ich möchte es gern lesen, und du thust mir aus besonderen Gründen den allergrößten Gefallen, wenn du mir diese Recension abschreibst und herschickst, und zwar bald. Überhaupt schreibe mir gleich, wo du Etwas über mich liest. Die Post geht ab. Leb wohl, künftig mehr!

H. Heine.

---

17. An Dr. Leopold Zunz.

Lüneburg, den 27. Juni 1823.

Auch bitte ich, die Frau Doktorin Zunz recht herzlich von mir zu grüßen. Leben Sie wohl, und seien Sie meiner aufrichtigen Freundschaft versichert. Kann ich irgends nutzen — versteht sich, ohne dass es mir viele Mühe macht — so brauchen Sie es mir bloß zu sagen. Ende nächster Woche mache ich eine kleine Reise nach Hamburg, und wenn Sie oder der Verein dort von meiner Unwirksamkeit Gebrauch machen können, so schreiben Sie mir es entweder per Adresse Wohlwill's, oder schreiben

es an den Candidatus Juris Harry Heine auf dem Markt in Lüneburg, in welchem Falle der Brief mir nachgeschickt wird. Ich habe vor, nur acht Tage in Hamburg zu bleiben. Ich habe von Moser die Zeitschrift*) erhalten, und selbige bereits aufgeschnitten, durchblättert und theilweise mit Ärger gelesen. Ich will gar nicht in Abrede stellen, dass die Sachen darin gut sind, aber ich muss freimüthig gestehen — und erführe es auch der Redakteur — der größte Theil, ja drei Viertel, des dritten Heftes ist ungenießbar wegen der verwahrlosten Form. Ich will keine goethische Sprache, aber eine verständliche, und ich bin fest überzeugt: was ich nicht verstehe, versteht auch nicht David Levy, Israel Moses, Nathan Itzig, ja vielleicht nicht mal Auerbach II. Ich habe alle Sorten Deutsch studiert, sächsisch Deutsch, schwäbisch Deutsch, fränkisch Deutsch — aber unser Zeitschriftdeutsch macht mir die meisten Schwierigkeiten. Wüsste ich zufällig nicht, was Ludwig Marcus und Doktor Gans wollen, so würde ich gar Nichts von ihnen verstehen. Aber wer es in der Korruptheit des Stils am weitesten gebracht hat in Europa, Das ist L. Bernhardt. Bendavid

---

*) Die „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums," herausgegeben von Dr. L. Zunz.

ist klar, aber was er schreibt, passt weder für die Zeit noch für die Zeitschrift. Das sind Aufsätze, die Anno 1786 im theologischen Journal passend gewesen wären. Nur von S. 523—539 hat mich die Zeitschrift erfreut. Ich weiß sehr gut, dass ich Ihnen diese Klagen nicht vorbringen soll, ohne anzugeben, wo bessere Aufsätze zu haben sind; ich weiß sehr gut, dass ich, der noch Nichts geliefert und noch Nichts zu liefern bereit hat, ganz schweigen sollte. Außerdem weiß ich, dass Sie Das Alle mit der gleichgültigsten Ruhe lesen, aber lesen sollen Sie's. Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern der Zeitschrift auf Kultur des Stils. Ohne diese kann die andere Kultur nicht gefördert werden. Indessen, ich möchte hier ungefähr Das anwenden, was Sie beim Erscheinen der ersten Bände Jost'scher Geschichte*) äußerten, indem Sie sich alles Urtheils darüber enthielten, weil es doch möglich sei, dass diese vorsätzlich so schlecht geschrieben worden, damit die späteren Bände desto glänzender ausfielen; auf gleiche Weise möchte ich vermuthen, die Aufsätze der Zeitschrift werden von Ihnen so geordnet, dass man einst in einer Reihe

*) J. M. Jost, Geschichte der Israeliten rc. 9 Theile. Berlin, Schlesinger, 1820—29.

von Jahrgängen genau nachweisen kann, wie sich der deutsche Stil unter uns Wissenschaftsjuden allmählig ausgebildet. Über diese Bedeutung der Zeitschrift möchte ich einen eigenen Aufsatz schreiben, betitelt: „Die Naturseite der Zeitschrift.“

Seien Sie mir des Obengesagten halber nicht böse, lieber Zunz; erstens bin ich ja ein Abonnent der Zeitschrift, zweitens liebe ich Sie. Daſs dies Letztere keine Phrase ist, dürfen Sie glauben. Ich weiß es.

Ihr Freund

H. Heine.

---

18. An Moses Moser.

Hamburg, den 11. Juli 1823.

Lieber Moser!

Ich bin in der größten Unruhe, meine Zeit ist spärlich gemessen, und ich habe heute keine Kommission für dich und ich schreibe dir doch. Auch hat sich noch nichts Äußerliches mit mir zugetragen; — ihr Götter! desto mehr Innerliches.

Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehn sollen; wenigstens muſs ich machen, daſs ich so bald

als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an, selbst zu glauben, dass ich geistig anders organisiert sei und mehr Tiefe habe, als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht. — Wohlwill hab' ich noch wenig gesprochen. Vorgestern nach Mitternacht, als ich mit meinem infernalen Brüten die bekannten Schmutzgassen Hamburg's durchwandelte, schlägt mir Jemand auf die Schulter, und es ist Wohlwill. Ich habe ihm ehrlich weiß gemacht, die Sommernacht habe mich zu einem Spaziergang auf die Straße gelockt, und es sei eine allerliebste Kühle. Charmant!

Von meiner Familie bin ich sehr gut empfangen worden. Mein Oheim Salomon Heine hat mir die herrlichsten Dinge versprochen, ist aber leider gestern um 6 Uhr Morgens, halb in Geschäften, halb zur Rekreation, von hier abgereist. Ich habe mich entschlossen, à tout prix es einzurichten, dass ich ihn nicht mehr nöthig habe, da es so ganz und gar unter meiner Würde ist, und da — —

Aber meine Kopfschmerzen sind entsetzlich, und ich muss alles in der Welt thun, um sie los zu werden. — In Cohn habe ich einen sehr guten Menschen kennen gelernt.

H. Heine.

19. An Moses Moser.

Ritzebüttel, den 23. August 1823.

Lieber Moser!

Sei froh, dass ich dir so lange nicht geschrieben. Ich hatte nicht viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich war zu einer schlimmen Zeit in Hamburg. Meine Schmerzen machten mich unerquicklich, und durch den Todesfall einer Kousine und die dadurch entstandene Bestürzung in meiner Familie fand ich auch nicht viel Erquickliches bei Andern. Zu gleicher Zeit wirkte die Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues Princip tauchte in derselben auf; dieses Gemüthsprincip wird mich wohl eine Reihe Jahre lang leiten und mein Thun und Lassen bestimmen. Wär' ich ein Deutscher — und ich bin kein Deutscher, siehe Rühs, Fries a. v. O. — so würde ich dir über dieses Thema lange Briefe, große Gemüthsrelationen schreiben; aber doch sehne ich mich danach, dir in vertrauter Stunde meinen Herzensvorhang aufzudecken, und dir zu zeigen, wie die neue Thorheit auf der alten gepfropft ist. — Cohn war mir ein sehr lieber Freund in Hamburg, und ich gewann ihn sehr lieb. Die Juden sind dort miserables Pack; wenn man

sich für sie interessieren will, darf man sie nicht ansehn, und ich finde es zuträglicher, mich von ihnen entfernt zu halten. Dr. Salomon hab' ich besucht, er hat mir nicht ganz misſfallen, er ist dennoch ein Auerbachianer. K... hab' ich nicht besucht, du weißt, er war mir von jeher zuwider, und er ist wirklich ekelhaft. Die Monas ist noch die Alte, ich liebe ihn und möchte ihn gern heilen von einer Sentimentalität, die er in sich selbst hineingelogen und die ihn jetzt verstimmt. B.....s habe ich predigen gehört, er ist ein Charlatan, keiner von den Juden versteht ihn, er will Nichts, und wird auch nie eine andere Rolle spielen; aber er ist doch ein geistreicher Mann, und hat mehr Spiritus in sich, als Dr. K..., Salomon, Auerbach I. und II. Ich hab' ihn nicht besucht, obschon ich hinlänglichen Anlaſs hatte. Ich achte ihn nur, insofern er die Hamburger Spitzbuben betrügt, doch den seligen Cartouche achte ich weit mehr. Gans hat in Hamburg den Namen eines Narren, und ich habe mich darüber nicht gewundert. Kaum gelang es mir, den Leuten es beizubringen, daſs du es nicht bist. Man hatte dort nichts weniger als eine richtige Meinung von dir; was man von mir hält, kann auch nichts Besonderes sein. Ist mir aber nicht gleichgültig. Ich habe ihnen doch schon den Wahn benommen,

dass ich ein Enthusiast für die jüdische Religion sei. Dass ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, Das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, dass es in deutschen Bierstuben und Palästen wiederschallt. Doch der geborene Feind aller positiven Religionen wird nie für diejenige Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt so viel' Schmerzen verursacht; geschieht es auf eine Weise dennoch, so hat es seine besonderen Gründe: Gemüthsweichheit, Starrsinn und Vorsicht für Erhaltung eines Gegengifts. Doch nie werde ich es dem Steinweg*) voraussagen, wenn ich Etwas für ihn thun will, nie soll er Etwas von mir erwarten, und nie soll er sagen dürfen, dass ich seine Erwartungen nicht erfüllt. Das war immer meine Weise, und es ist mir sehr leid, dass Gansische Thorheit, sein Schwatzen gegen Freund und Feind, mich nur einen Augenblick aus dem Geleise gebracht. Es geschieht Gansen ganz recht, wenn die Juden über ihn schimpfen und ihm jedes Übel in die Schuhe schütten; warum schwatzt er so viel von Dem, was er thun will, warum ver-

*) Die Hauptstraße des Hamburger Judenviertels.

spricht er und berechtigt zu Erwartungen? Ich gedenke wahrlich auch Etwas zu thun, vielleicht thue ich schon Etwas durch das bloße Existieren, doch werde ich in der Folge Maßregeln ergreifen, mich gegen Gansische Publicität sicher zu stellen, da der Gang meines Thuns dieselbe nicht ertragen darf. Ich habe hier meine Meinung hart ausgesprochen; wenn ich mündlich mehr darüber sprechen könnte, würdest du sie billigen, und jetzt kann ich nur hinzufügen, dass sie eben aus der Liebe, aus der Liebe für unsere gute Sache hervorgeht. Gans liebe ich noch immer wie sonst, in der Folge wirst du immer sehen, wie sehr er meinem Herzen theuer ist, wie sehr ich seinen Edelmuth schätze und wie sehr ich auf ihn rechne. Dass ich ihm nicht schreibe, liegt theils an meinem Mangel an lichten Stunden, theils in der Besorgnis, er könnte, was ich unbefangen schreibe, an seine zu große Anzahl wahrhafter Freunde vertraulich mittheilen. Auch dir, lieber Moser, würde ich heute nicht schreiben, wäre es nicht aus eigennütziger Absicht; ewige Freundschaftsdienste, ewige Plackereien, Unruh', Beschwerde — ich rathe dir, gebe die Freundschaft mit mir auf. Wahrhaftig, ich würde dir erst später schreiben, wenn ich es nicht nöthig hätte zu eilen, des eignen Nutzens wegen. Ich bin in diesem Augenblick wie zerschlagen, die

ganze Nacht habe ich auf der Nordsee herumgeschwommen, ich wollte nach Helgoland reisen, doch in der Nähe dieser Insel musste der Kapitän wieder umkehren, weil der Sturm gar zu entsetzlich war. Es hat ganz seine Richtigkeit mit Dem, was man von der Wildheit des Meeres sagt. Es soll einer der wildesten Stürme gewesen sein, die See war eine bewegliche Berggegend, die Wasserberge zerschellten gegen einander, die Wellen schlagen über das Schiff zusammen und schleudern es herauf und herab, Musik der Kotzenden in der Kajüte, Schreien der Matrosen, dumpfes Heulen der Winde, Brausen, Summen, Pfeifen, Mordspektakel, der Regen gießt herab, als wenn die himmlischen Heerscharen ihre Nachttöpfe ausgössen, — und ich lag auf dem Verdecke, und hatte Nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele. Ich sage dir: obschon ich im Winde die Posaunen des jüngsten Gerichts hören konnte und in den Wellen Abraham's Schoß weit geöffnet sah, so befand ich mich doch weit besser, als in der Societät mauschelnder Hamburger und Hamburgerinnen. Hamburg!!! mein Elysium und Tartarus zu gleicher Zeit! Ort, den ich detestiere und am meisten liebe, wo mich die abscheulichsten Gefühle martern und wo ich mich dennoch hinwünsche,

und wo ich mich gewiss in der Folge öfter befinden werde, und —

Mein Oheim Salomon Heine hat mich dort sehr gut empfangen, war entzückt von mir, und gab gute Aussichten. Ich freute mich, wegen des schlechten Zustandes meiner Finanzen, denn er gab mir bisher nur hundert Thaler vierteljährlich, eine Summe, womit ich nie auskommen konnte, und die auch so unbedeutend ist, dass ich es auch den besten Freunden verschwieg, dass ich so Wenig erhalte. Er hatte mir vorig Jahr Oktober durch Lipke sagen lassen, dass Derselbe mir auf zwei Jahre jährlich vierhundert Thaler geben solle. Ich habe von hieraus die nächsten hundert Thaler, die den 1. Oktober fällig waren, durch dich einkassieren lassen (denn ich nahm immer vierteljährlich hundert Thaler), und denke dir mein Erstaunen und meinen Unwillen, als ich hier einen Brief von Salomon Heine erhielt, worin er schrieb: „Ich hoffe, du bist wohl und munter; zu meinem Verdruss haben die Herren Lipke und Komp. die letzten hundert Thaler auf mich angewiesen, die zufolge meiner Ordre erst den 1. Januar 1824 hatten gegeben werden sollen; ich weiß es Herrn Lipke keinen Dank, dass er gegen meine Ordre gehandelt, indessen ich gab derzeit mein

Wort, fünfhundert Thaler zu geben, und als redlicher Mann habe ich mein Wort gehalten."

Dies sind die eigenen Worte, und aus dem übrigen Theile des Briefes, der die Frucht einer Launenstunde und gehässiger Zuflüsterung zu sein scheint, geht hervor, dass er mit obigen Worten bedeutet: dass ich kein Geld mehr von ihm zu erwarten habe. — Nicht wahr, Das ist süperbe, unvergleichlich! Über diesen Punkt antwortete ich ihm Nichts, als dass er in Betreff der Gelder, die ich von Lipke empfing, in einem Irrthume sei, den er aus der Kopie meines Briefes an Lipke ersehe. Der übrige Theil meines Schreibens an Salomon Heine war wohl ein Meisterstück von Würde und Persifflage, und mag wohl keine milde Stimmung hervorbringen. Dieses ist zwar unklug, aber es ist die Schuld meiner Hausmagd, die mir beim Schreiben des Briefes das dritte Glas Wasser nicht gebracht hat. Ich kenne sehr gut die getauften und noch ungetauften Quellen, woraus dieses Gift eigentlich herkömmt, auch weiß ich, dass mein Oheim zu andern Zeiten die Generosität selbst ist; aber es ist doch in mir der Vorsatz aufgekommen, Alles anzuwenden, um mich so bald als möglich von der Güte meines Oheims loszureißen. Jetzt hab' ich ihn freilich noch nöthig, und wie knickerig auch die Unterstützung ist,

die er mir zufließen läſſt, ſo kann ich dieſelbe nicht entbehren. Ich ſchicke dir den Brief an Lipke, den du leſen, verſiegeln und abgeben ſollſt. Du ſiehſt, ich habe nicht darin geſchrieben, daſs mein Oheim die Geldzuſicherung auf zwei Jahre ignorieren will. Aber es iſt mir durchaus nöthig, daſs Lipke in ſeinem Briefe an meinen Oheim ausdrücklich erwähne: daſs Derſelbe damals jene Zuſicherung auf zwei Jahre gegeben. Siehe zu, wie du Das machſt. Lipke ſteht auf einem Fuße mit meinem Onkel, daſs er keine Umſtände mit Demſelben zu machen braucht und ihm die Wahrheit ſagen kann. Du muſſt daher Lipke anregen, daſs er ſich in dieſer ſchlimmen Geſchichte für mich ſehr intereſſiere. —

Das Seebad, das ich hier brauche, bekömmt mir ſehr gut; wären nur nicht die fatalen Gemüthsbewegungen! Meine Nerven ſind ſehr geſtärkt, und wenn die Kopfſchmerzen nachlaſſen, werde ich noch in dieſem Jahre viel Kräftiges ſchreiben. Die Tragödie iſt im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich ans Niederſchreiben, ſobald ich kann und Ruhe hab'. Sie wird ſehr tief und düſter. Naturmyſtik. Weißt du nicht, wo ich Etwas über Liebeszauber, über Zauberei überhaupt, leſen kann? Ich habe nämlich eine alte Italiänerin, die Zauberei treibt, zu ſchildern. Ich leſe Viel über Italien. Denk an mich,

borgen muſs, und ſtottert, wenn er von dem beſten Freunde Hilfe verlangt. Ich glaube, dir brauche ich Das nicht zu beſchwören, du haſt es ſelbſt erlebt, daſs ich in ſolchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl habe, aber ich habe doch die Eigenheit: von meinem Oheim, der zwar viele Millionen beſitzt, aber nicht gern einen Groſchen miſſt, durch keine freundſchaftliche und gönnerſchaftliche Verwendungen Geld zu erpreſſen. Es war mir ſchon fatal genug, das mir zugeſagte Geld für das Jahr 1824 zu vindicieren, und ich bin ärgerlich, über dieſe Geſchichte weiter zu ſchreiben. Ich danke dir für deine freundſchaftliche Bemühung in dieſer Sache. Ich bin mit meinem Oheim übereingekommen: daſs ich nur 100 Louisd'or zum Studieren von Januar 1824 bis 1825 von ihm nehme, weil ich darauf gerechnet habe, und daſs er übrigens ſicher ſein könne, von meiner Seite nie in Geldſachen beläſtigt zu werden. Für ſolche Genügſamkeit bin ich auch dadurch belohnt worden, daſs mein Oheim mich in Hamburg, wo ich viele Tage auf ſeinem Landhauſe verbrachte, ſehr ehrte und ſehr auszeichnete und genädig anſah. Und am Ende bin ich doch der Mann, der nicht anders zu handeln vermag, und den keine Geldrückſicht bewegen ſollte, Etwas von ſeiner innern Würde zu veräußern. Du ſiehſt

mich daher, trotz meiner Kopfleiden, in fortgesetztem Studium meiner Juristerei, die mir in der Folge Brot schaffen soll. Wie du denken kannst, — kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Und dieser ich ist sehr eigensinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannst du es dir wohl abstrahieren, dass mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, dass ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und dass er in den Verhältnissen und auf die Weise, wie er bei mir vollzogen werden würde, auch für Andere keine Bedeutung hätte. Für mich hätte er vielleicht die Bedeutung, dass ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiss wirklich nicht, wie ich mir in meiner schlechten Lage helfen soll. Ich werde noch aus Ärger katholisch und hänge mich auf. Doch auch dieses fatale Thema breche ich ab, und da ich dich in einigen Monaten persönlich spreche, will ich die Besprechung desselben bis dahin verschieben. Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken wer-

den. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: „Herr Gott, gieb mir mein täglich Brot, dass ich deinen Namen nicht lästre!“ — Ich denke, Neujahr nach Göttingen zu reisen und dort ein Jahr zu bleiben, ich muss mein jus mit mehr Fleiß als jeder Andere studieren, da ich — wie ich voraussehe — nirgends angestellt werde und mich aufs Advociren legen muss. Ehe ich nach Göttingen reise, denke ich dich in Berlin auf einen Tag zu besuchen. Du kannst kaum glauben, wie sehr ich mich darauf freue! Es liegt so Vieles, so Schlimmes auf meiner Brust!

Den 30. September.

Ich würde dich noch früher besuchen, wenn ich nicht meine Gelder bereits ausgegeben. Die sechs Wochen in Cuxhaven haben mir 30 Louisd'or gekostet. (Mein Oheim schenkte mir 10 Louisd'or vor meiner Abreise nach dem Bad.) Hier lebe ich bei meinen Eltern und habe keine Ausgaben. Es ist fatal, dass bei mir der ganze Mensch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundsätze hat Geldmangel oder Überfluss nicht den mindesten Einfluss, aber desto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moser, der H. Heine ist sehr klein. Wahrlich, der kleine Marcus ist größer als ich! Es ist

Dies kein Scherz, sondern mein ernsthaftester in-grimmigster Ernst. Ich kann dir Das nicht oft genug wiederholen, damit du mich nicht misst nach dem Maßstabe deiner eigenen großen Seele. Die meinige ist Gummi elastic, zieht sich oft ins Unendliche und verschrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch. I am positive, I have a soul, so gut wie Sterne. Das genüge dir. Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bei mir ausspricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es dir nun mal so einfällt, nicht, weil du mich der Liebe werth hältst. Auch ich liebe dich nicht, weil du ein Tugendmagazin bist, und Abelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch nnd Kalkuttisch verstehst, und mir deinen Mantel geliehen hast, und Geld geliehen hast, und für mich den Kopf zergrübelt hast und Dergleichen, — ich liebe dich vielleicht nur wegen einiger närrischen Mienen, die ich dir mal abgelauscht, und wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die dir mal entfallen und die mir im Gedächtnis kleben geblieben sind, und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei Kassa oder sentimental bin. — Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod besoffen hätte, oder,

besser gesagt, für den ich mich hätte todtschlagen lassen, und für den ich mich noch todtschlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig, und war venerisch, und hatte die schlechtesten Grundsätze — aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf so wunderliche Weise das Wort „Was?“ sprechen konnte, dass ich in diesem Augenblick weinen und lachen muss, wenn ich daran denke. —

Ich will nicht mehr sagen: „Du hast mich doch nicht verstanden, und Das ist gut;“ ich glaube, du entbehrst nicht gern den Pathos in der Freundschaft. — Ich will dir zu Gefallen manchmal den Cato-Mantel umwerfen und gähnen: „Delenda est Carthago.“

Um Gotteswillen glaube nicht, dass ich dem guten Gans unhold sei oder seinen Werth verkenne. Es ist wahr, auch ihn liebe ich nicht wegen der dicken Bücher, die er schreibt, und wegen der edeln Weise, womit er handelt, sondern bloß wegen der spaßhaften Weise, womit er mich herumzupfte, wenn er was erzählte, und wegen der gutmüthig kindlichen Miene, die er macht, wenn ihm etwas Feindseliges oder Böses geschah. Das Einzige, was ich gegen ihn habe, ist, dass er durch sein Schwatzen mir manches Unangenehme erregt, und vorzüglich dass er, ungeachtet meiner wohlbegrün-

deten Bitten, mit dem Schufte Dr. G** über mich gesprochen. Dieser Schuft, der ein Jude ist und sich bei einigen jämmerlichen Unbeschnittenen dadurch beliebt zu machen suchte, dass er mich anfeindete, ist zwar nicht der Einzige dieser Art, und ich habe auf solche Weise schon manchmal dulden und achselzucken müssen. Aber Freunden nehme ich es übel, wenn sie sich trotz meiner Bitten mit dergleichen Schurken abgeben. Dieser Kerl ist der Busenfreund von einem gewissen K**, der sich ebenfalls auf die feindseligste Weise gegen mich gezeigt aus Poetenneid. Ich sah unlängst die „Elegante Welt" und sah daraus, dass dieser K**, jetzt in Braunschweig lebt, indem ich in dieser Zeitschrift Artikel über das Braunschweiger Theater las, woran ich die Feder dieses Menschen erkannte. Ich bin überzeugt, dieser Kerl hat in Braunschweig entweder das Ausgepfiffenwerden des „Almansor's" eingeleitet oder wenigstens angeregt*). Ich weiß, wie dergleichen Dinge gemacht werden, ich kenne die Niederträchtigkeit der Menschen, und jetzt wirst du die Wichtigkeit der wenigen Maßregeln, die ich beim Erscheinen des „Almansor" nehmen musste, genugsam einsehen. Ich höre das Stück sei aus-

---

*) Vgl. die Anmerkung in Bd. XIII, S. 8.

getrampelt worden; hast du nichts Specielles gehört? Braunschweiger Meßjuden haben diese Nachricht in ganz Israel verbreitet, und in Hamburg bin ich ordentlich kondoliert worden. Die Geschichte ist mir sehr fatal, sie influenciert schlecht auf meine Lage, und ich weiß nicht, wie Dieses zu reparieren ist. Die Welt mit den dazu gehörigen Dummköpfen ist mir nicht so gleichgültig, wie du glaubst. — Ich kriege hier die „Elegante Welt“ nicht zu sehen, und ich bitte dich, wenn du Etwas über den „Almansor“ darin findest, es abzuschreiben und mir umgehend herzuschicken. — Vergiß nicht!!!

Ich sage dir, es ist eine wahre Kunst, kleine Briefe zu schreiben. Ich nahm mir vor, dir heute nur zwei Seiten zu schreiben, und schon drei sind voll, ohne daß ich eine Hauptsache berührt. Dies ist deine mir nach Hamburg geschickte Recension, Ich bedürfte noch einiger Blätter, wenn ich ausführlich darüber sprechen wollte. Es möge daher bloß bemerkt werden, daß sie mir ganz erstaunlich gefallen, daß die zweite Hälfte derselben auch stilistisch vortrefflich ist, und daß noch Niemand mich so tief begriffen hat wie der Verfasser dieser Recension. Ich sage diesem geliebten Verfasser meinen innigsten Dank. Es ist noch ein besonderer Grund hinzugetreten, weßhalb ich wünsche, daß

Derselbe unbekannt bleibe. Es hat doch Niemand erfahren, dass du der liebe Verfasser bist. Dass man mich am Rhein ignorieren will, ist begreiflich; ich bin den literarischen Lausangeln über den Kopf gewachsen, und obendrein sind sie erbittert auf den unchristlichen „Almansor.“ Erhältst du noch den „Westfälischen Anzeiger“ und die „Rheinischen Blätter“? Wenn du sie vielleicht gesammelt hast, so schicke sie mir her. Ich will endlich auch nach dem Rhein und Westfalen schreiben, dass man sie mir herschicke. — Immermann scheint mir nicht ganz gewogen. Ich habe seinen „Periander“ gelesen. Es ist dies Buch eine höchst merkwürdige Erscheinung. Ich kann es nicht beurtheilen; dass entzückend schöne Einzelheiten darin enthalten sind, sehe ich wohl; ob aber das Ganze eine geistreiche Zusammenschmelzung des Antiken mit dem Modernen oder bloß eine verunglückte Zusammenknetung des Sophokles und des Shakspeare's ist, — Das weiss ich nicht. Es sind rein antike und rein moderne Formen neben einander gestellt, wahrhaft antiker Geist bricht manchmal hervor — aber ich will erst mal hören, was Andere sagen. — Ich schreibe jetzt gar nichts Poetisches, doch drängt's mich, meine Tragödie zu schreiben. Es hängt Alles von meinem Kopfe ab. Wenigstens Das weiß ich,

daß ich so bald Nichts drucken lasse. — Denk an die Notizen über Liebeszauber. Die sechs Exemplare der Tragödien habe ich ebenfalls erhalten.

Was macht der arme Marcus? Hat Cohn Etwas für ihn gethan? Er hatte es mir versprochen. Ich legte es ihm dringend ans Herz. Gegen mich hatte er, bei meiner ersten Anwesenheit in Hamburg, sich mal pekuniär sehr nobel geäußert, als er in mich drang, ob mich etwa Geldnoth embarrassiere; er erbot sich, mir in diesem Falle hilfreich zu sein, und, wie ein Kaufmann immer Alles bestimmt, ließ er mir merken, daß ich bis zu der Summe von 150 Thalern bei ihm Kredit hätte. Ich dankte ihm, höchstens sei ich dann und wann um ein paar Louisd'or verlegen, und dann seist du es immer, an den ich mich zu wenden pflege. Das gefiel mir aber von Cohn, ich nahm daher Gelegenheit, über Marcus mit ihm zu sprechen, und hatte gute Auspicien. — Ich bin höchst verdrießlich, daß ich selbst jetzt zu arm bin, um dem guten Menschen zu helfen. — Ich will suchen, daß ich so reich werde wie die Hamburger Gaudiebe, Esel, Schweinigel, und übrige Ehrenmänner. — Wohlwill habe ich in Hamburg selten angetroffen. „Er ist ein dicker Mann, folglich ein guter Mann," sagt Cervantes. Er ist sehr verstimmt, sentimental wie ein Pudel. Ich bin ihm

herzlich gut. Er hat viel Gefühl, nur schade: in seinen Gefühlen sind keine Knochen. — Ich bitte dich schreibe doch an C . . ., daſs er bei meinem Oheim nicht auf mich schimpfen soll. — Auch bitte ich dich, erkundige dich mal bei Dümmler, wie es mit dem Absatze der „Tragödien" aussieht; zwar ist die Antwort vorauszusehen. Verleger klagen immer. — Auch bitte ich dich, sorge, daſs Gans mir nicht böse wird, ich werde im wohl bald schreiben. Ist sein „Erbrecht" erschienen? Grüße mir auch Zunz recht herzlich, sowie auch Lehmann. Glaube nicht, daſs ich so ganz und gar nicht an den Verein dächte; ich bin jetzt nur gar zu übel daran. Erkundige dich auch bei dem Rendanten, wann und wie Viel ich zu bezahlen habe. — Hast du bei deinem Aufsatz für die Zeitschrift den Basnage nöthig? Der deinige steht dir jetzt wieder zu Diensten. Soll ich ihn dir schon schicken?

Nun habe ich noch ein Anliegen. Mein Bruder *), welcher mehrere Jahre die Landwirthschaft praktisch erlernt hat und einem Inspektordienst vorstehen kann, hat jetzt keine Stelle. Theils läge die Schuld, sagt er, in dem Umstande, daſs er be-

---

*) Gustav Heine; jetzt Eigenthümer und Herausgeber des Wiener „Fremdenblattes."

schnitten sei, theils in dem Umstande, daß jetzt alle Landwirthe en embarras sind und ihre Leute abschaffen; am meisten sei ihm aber der Jude im Wege, wenn er eine Stelle nachsucht. Da ich von Berlin her weiß, daß J.......n Güter im Meklenburgischen hat, so glaube ich, es ist möglich, daß mein Bruder, der die allerbescheidensten Ansprüche macht, bei diesen Gütern auf irgend eine Weise beschäftigt werden kann, wenn man sich in Berlin bei J.......n selbst für ihn verwendet. Sehe daher zu, lieber Moser, daß Dieses durch dich oder durch jemand Anders geschehe, und schreibe mir darüber so bald als möglich. Überhaupt, wenn du einen andern Ausweg für meinen Bruder weißt, theile mir ihn mit. Der arme Junge ist wirklich in Verlegenheit, und ist ein so guter Mensch, daß ich mich für ihn verwenden würde, wenn er auch mein Bruder nicht wäre. Mein jüngster Bruder*) studiert fleißig die Alten und wird Mediciner werden. Ich glaube, daß er gedeihen wird als Gelehrter und — Mensch. Grüße mir Lipke vielmal. Ich ließe ihm vielen Dank sagen, sollst du ihm sagen; ich bin dem Manne Dank schuldig. — Lebe wohl, guter Moser,

---

*) Maximilian Heine; jetzt Medicinalrath in St. Petersburg.

und bleibe mir gewogen, schreibe mir bald, es braucht ja nicht Viel zu sein, und du brauchst mich ja nicht weitläufig philosophisch zu konstruieren, wie in deinem vorigen Briefe. — Mit meiner Gesundheit sieht es seit drei Tagen viel besser aus, drei Tage ohne Kopfschmerzen — etwa Nachwirkung des Bades? Ich fange wieder an, Lebenskraft und Hoffnung zu empfinden. Bist du nicht mit dem Schlusse meines Briefes zufrieden?

H. Heine.

---

21. An Moses Moser.

Lüneburg, den 5. oder 6. November 1823.

Lieber Moser!

Ich habe dir Nichts zu schreiben, als daß ich wünsche, recht bald Brief von dir zu erhalten. Hier giebt es keinen Stoff zu Mittheilungen, aber dort desto mehr, und du wirst es also sein, der die Kosten der Korrespondenz zu tragen hat. Auch hierin zeigt sich mein Egoismus. Alles verlangen, Nichts geben. Wahrhaftig, ich bin ein Egoist, ich bin es, der seine Freunde beständig in Kontribution setzt, der aber selber Niemand nützt, der keine

Opfer bringt vor dem Altar des Guten, und der im Gegentheil den Altar mitsammt dem Guten hinopfert für seine Grille. Grille? „Ha, da liegt's," würde der Prinz Hamletius sagen. Was sind wir selbst am Ende mehr, als eine Grille des Weltschöpfers! Und in Betracht des Egoismus kann man Denjenigen einen Geizhals nennen, der jeden Groschen zusammenspart, schmutzig knausert und knickert und vielleicht die Armenbüchse beeinträchtigt — um für all sein Geld ein Kloster zu bauen oder, wenn du willst, eine Synagoge! Beurtheile Niemand Anderleuts Grillen! Dies ist die Antwort auf deine Frage, warum ich à tout prix mir eine feste und lukrative Stellung verschaffen will, und deßhalb auf das Advocieren hinziele und mich nicht weiter in Armuth und Drangsal herumschleppen will. Ich kann dir Dieses nicht weiter erörtern, einst wirst du den Schlüssel zu allen meinen Handlungen, den passe-partout zu meinem ganzen Leben erhalten, und dann wirst du einsehen, wie unmöglich und (hier fehlt ein Wort) es war, mir jetzt zu rathen, oder gar mich zu beurtheilen. Genug davon.

Empört hat es mich, aus deinem Briefe zu ersehen, daß man von Hamburg aus Schlechtes von mir gesagt und geschrieben. Auch in dem

Briefe von Anselmi fand ich eine Andeutung, die nichts Gutes bedeutete. Ich erwarte von dir, dass du mir Alles offenherzig schreibst. Es ist mir unendlich Viel daran gelegen, zu wissen, was man in Hamburg von mir spricht. Wahrlich, dort in Hamburg habe ich nicht wie ein Egoist gehandelt. Ich habe trotz allen Nebenrücksichten mich nicht entschließen können, der widerwärtigen Gebrechlichkeit zu huldigen und auf die Kraft zu schmähen. Ich meine hier meine so verketzerten Äußerungen über K . . . und B . . . . . s. Wenn du mich kennst, so musst du wissen, dass mich meiner Natur nach Ersterer mitsammt seinem Gelichter sehr anwidern musste, und dass mir der kräftige B . . . . . s, obschon ihm die negativen Tempeltugenden fehlen, sehr achtungswerth vorkommen musste. Meine Vorliebe für das konsequente und rigoröse Rabbinenthum lag schon vor vielen Jahren in mir als ein Resultat historischer Untersuchungen, nicht als aprioristische Annahme, oder gar G. G. Cohn'sche Tagesberechnung. Wär' ich nicht ein großer Mann, so würde ich mir den Spaß machen, auf echt burschikose Weise „die Fenster des Herren" mit Steinen einzuwerfen. — Aber eben weil ich ein großer Mann bin, oder wenigstens ein Mann, oder, wenn du auch Das nicht zugeben willst, ein

ganzer Mensch, so konnte ich in Hamburg nicht gefallen. Das merkte ich bald und hielt mich fern von dem Judengesindel. Uud dennoch will dieses Pack von mir sprechen? Menschen, von deren Existenz ich Nichts weiß, haben meinem Bruder erzählt, dass ich mit ihnen gesprochen, und Gott weiß was gesprochen. Dergleichen jüdische oder, besser gesagt, nur in Israel mögliche Ekelhaftigkeiten drängen an mich heran. — Dennoch will ich durchaus, dass du mir sagen sollst, was man gesagt. Vielleicht mag ein erdichtetes Faktum meine Ehre beeinträchtigen. — Aber du sollst durchaus dich nie meiner gegen Freunde, wie E...,. annehmen. —

Ich schreibe fast gar Nichts. Kopfschmerzen und Jurisprudenz beschäftigen mich ausschließlich. Eine Menge kleiner Lieder liegen fertig, werden aber so bald nicht gedruckt werden. — Du schreibst von „anliegenden Zeilen Varnhagen's," aber in deinem Briefe lagen keine — qu'est-ce que ça? Michel Beer's „Paria" ist ein Meisterstück, ich will es jetzt gern gestehen, da er mich ja für einen großen Dichter hält. Grüße ihn. Den Dr. Gans grüße ich recht herzlich. Ich erwarte sein „Erbrecht." In der dir geschickten Romanze*) musst du in

*) „Donna Clara." Sämmtl. Werke, Bd. XV, S. 272 ff.

der fünften Strophe den zweiten Vers verändern, nämlich: „Wie er sang die Liebesworte“ musst du setzen. Es giebt einen Abraham von Saragossa, aber Israel fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze ist eine Scene aus meinem eigenen Leben bloß der Thiergarten wurde in den Garten des Alkalden verwandelt, Baronesse in Señora, und ich selbst in einen heiligen Georgen oder gar Apoll! Es ist bloß das erste Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verspottet zeigt, und das dritte zeigt dieses Kind als erwachsenen Dominikaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode foltern lässt. Der Refrain dieser beiden Stücke korrespondiert mit dem Refrain des ersten Stücks; — aber es kann noch lange dauern, ehe ich sie schreibe. Auf jeden Fall werde ich diese Romanze in meiner nächsten Gedichtsammlung aufnehmen. Aber ich habe sehr wichtige Gründe, zu wünschen, dass sie früher in keine christliche Hände gerathe; ich empfehle dir daher bei etwaigen Mittheilungen derselben alle mögliche Behutsamkeit. — Grüße mir Robert, ich achte ihn sehr. — In Betreff meines Bruders schreibe mir doch bald; es ist wirklich Unrecht, dass ich noch keine Antwort darüber habe. Du kannst an M...r J.......n sagen, dass er mich

druck. Der specielle Titel des Buches ist ungeschickt. Von dem Buche selbst erwarte ich Viel, und es freut mich herzlich, dass es Anerkennung findet. Grüße mir den guten, lieben Gans. Sage ihm, dass ich noch sehr krank sei, jede Zeile macht mir Schmerzen, und darum schreibe ich ihm nicht. Ich bin ein blasser Irrwisch; Gans ist aber ein Licht, ein Licht des Exils. Auch den guten braven Zunz grüße.

Schreibe mir auch was über den Verein. Hat der Michel Beer geantwortet? Von meinem Oheim von Geldern*) hab' ich Brief erhalten, er schreibt mir, dass ich am ganzen Rheinstrom jetzt eben so verhasst sei, wie ich sonst geliebt war, weil man dort sagt, dass ich für die Juden mich interessiere. Wahrlich, ich habe gelacht! O wie verachte ich das Menschenpack, das unbeschnittene mitsammt dem beschnittenen! Mein Oheim (von Geldern) beauftragt mich, drei Exemplare des bald herauskommenden (???) zweiten Bandes (soll gewiss Heft heißen) der Zeitschrift zu bestellen. Er wird von dort aus den Betrag einschicken. — Auch über die J.......n'sche Antwort hab' ich gelacht. Wär' ich in Berlin, so würde ich dem Verein den Vorschlag machen, den

*) Simon von Geldern in Düsseldorf, auswärtiges Mitglied des Vereines für Kultur und Wissenschaft der Juden.

Dr. J . . . . n zum Präsidenten der Ackerbaugesellschaft zu erwählen. Wahrlich, ich will mich hüten, je in den Fall zu kommen, für mich selbst die Gefälligkeit eines reichen Juden in Anspruch nehmen zu müssen. —

In Betreff meiner Plane für die Zukunft habe ich nichts geändert. Bei Göttingen bleibt's. Ob ich auf einige Tage nach Berlin komme, ist ungewiß, es kostet mir zu viel Geld, und du weißt, ich kann Nichts missen. Und Schulden zu machen ist nicht meine Gewohnheit. Das weißt du auch!!?? — —? Lebe wohl, behalte mich lieb, und sei versichert, daß ich dich liebe. — Um Gotteswillen, ist es dein Ernst, daß der „Ratcliff" auf die Bühne kommen soll? Gieb mir Gewißheit. Es wär' mein Glück, wenn Dieser gefällt.

H. Heine.

Nach Pommern bräuchst du meines Bruders halber nicht zu schreiben. Es wäre Schade um das liebe Porto. Mein Bruder hat, mit einer Geldzugabe, ein einstweiliges Unterkommen in Holstein gefunden. — Grüße mir alle Bekannte. Meinem Gönner Lehmann habe ich ein Briefchen beigelegt. — Erkundige dich genau wegen des „Ratcliff's. Er hat wahrlich nicht hinlängliche Anerkennung gefunden.

muss bei dir sehr hoch in der Kreide stehen, habe dich schon mal deshalb gefragt, weiß nicht wie Viel; und, ehrlich gesagt, bin auch desshalb ruhig, denn wegen der fatal vielen Auslagen, die ich jetzt habe, würde mich die Bezahlung dieser Schuld genieren in diesem Augenblick, aber es ist dir nicht verloren; obschon du einst mit einem köstlich drolligen Ausdruck zu äußern pflegtest: „Studenten bezahlen nie Etwas zurück.“ Ich muss in diesem Augenblick herzlich lachen, wenn ich an den Ton denke, womit du Dieses sagtest. Und wahrhaftig, du hast Recht. Ich verliere Viel auf diese Art. Wenn jetzt ein Student einen Thaler von mir gepumpt haben will, so schenke ich ihm lieber dreiundzwanzig Groschen und habe einen Groschen reinen Profit. Ist es aber nicht dumm von mir, dass ich dir, meinem Kreditor Dieses sage?

Verdrießlich hat's mich gemacht, dass du meinen Wunsch, kurze Briefe von dir zu haben, auf eine Art, die fast eine Unart ist, auf eine grämlich pikierte Weise glossiert. Um des lieben Himmels willen, ein Mensch, der den Hegel und den Valmiki im Original liest und versteht, kann eine meiner gewöhnlichsten Geistesabbreviaturen nicht verstehn! Um Gotteswillen, wie müssen mich erst die übrigen Menschen missverstehen, wenn Moser, ein Schüler Friedländer's und Zeitgenosse von Gans,

Moser, Moses Moser, mein Erzfreund, der philosophische Theil meiner selbst, die korrekte Prachtausgabe eines wirklichen Menschen, l'homme de la liberté et de la vertu, der secrétaire perpétuel des Vereins, der Epilog von Nathan dem Weisen, der Recensent von Bernays, die eiserne Kiste von Cohn, der Normalhumanist, — wo halte ich? — ich will nur sagen, wie schlimm es für mich aussieht, wenn auch Moser mich missversteht. Sogar die Beiwörter „gut" und „gelehrt" missfallen dir; wollte Gott, ich könnte sie bei mir selbst in so weitem Sinne anwenden! „Ich liebe dich von ganzer Seele und bin kein Schuft" — wenn du diese Formel im Kopfe behältst, werden dir meine Ausdrücke nie missfallen, sogar obige nicht. Ich will lieber kurze Briefe, als lange, die selten kommen. Oft will ich Brief von dir haben, wenn du auch Wenig zu schreiben hast. Gewiss ist es mir lieber, wenn du oft und Viel schreibst.

O Menschen! ihr pisst wie Freigeister und denkt wie Saffianstiefel!

Vom Verein schreibst du mir Wenig. Denkst du etwa, dass die Sache unserer Brüder mir nicht mehr so sehr am Herzen liege wie sonst? Du irrst dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, so hab' ich es doch nicht auf-

gegeben, zu wirken. „Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergesse, Jeruscholayim!“ sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen. — Ich wollte, ich könnte mich eine einzige Stunde mit dir unterhalten über Das, was ich, meist durch die eigene Lage angeregt, über Israel gedacht, und du würdest sehen, wie — die Eselzucht auf dem Steinweg gedeiht, und wie Heine immer Heine sein wird und muss. Ich bin neugierig auf deinen Aufsatz im vierten Hefte*); schicke mir es nur gleich nach Göttingen, sobald es erscheint. Ich schreibe dir, sobald ich ankomme, und schicke dir meine Adresse. Wenn es mir möglich ist, will ich gewiss einen guten Aufsatz für die Zeitschrift liefern. Wenigstens liefere ich bald einen Auszug aus dem Göttinger Reallexikon der Bibliothek über die Juden betreffende Literatur, im Fall dieser Artikel der Mühe werth ist abzuschreiben. Grüße mir Zunz vielmal; ich habe mich über seine Beförderung herzlich gefreut. Entschuldige mich, dass ich ihm noch nicht geschrieben, ich will ihm bald von Göttingen aus schreiben. Du darfst ihm versichern, dass es nicht meine Faulheit ist, was mich am Schreiben

---

*) Das vierte Heft der „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums“ ist niemals erschienen.

hindert, sondern mein armer Kopf. Diese Zeilen schreibe ich sogar unter Schmerzen. Ich muss alle meine Freunde und Verhältnisse vernachlässigen. Darum habe ich auch dem Kriminalrath Hitzig noch nicht geschrieben, wie ich es längst gewollt. Gans hat Ursache, mir zu grollen. Wohlwill in Hamburg ist mir wirklich böse und legt mir mein Stillschweigen falsch aus. Du warst ja bei der Hohenhausen; wie ist sie auf mich zu sprechen? Es ist schändlich von mir, dass ich der guten Frau keine Zeile geschrieben. Apropos! wie ist „der Paria“ aufgenommen worden? Gewiss gut, denn er ist auch nicht schlechter als die Tragödien der meisten andern Dichter des Tages, und dass eine Tragödie nothwendig schlecht sein muss, wenn ein Jude sie geschrieben hat, dieses Axiom darf jetzt nicht mehr aufs Tapet gebracht werden. Dafür kann mir Michael Beer nicht genug danken. Ist aber der arme verworfene Paria wirklich verworfen worden von den bebrillten Braminen und epaulettegeschmückten Schutras des Parterres, so tröste ihn mit dem Schicksal des Ben Abdullah, und gebe dem armen Paria den Rath, in den Armen einer Bajadere den Druck des Kastengeistes zu vergessen, und zwar durch die Ehe gandorva. (Siehe Gans, Erbrecht I.)

Jetzt habe ich auch den Zettel von „Almansor" zu Gesicht bekommen. Er ist mir von Braunschweig zugeschickt worden. Schon das von Klingemann entworfene Personenverzeichnis*) hat mich mit Ekel erfüllt.

Grüße mir Robert, wenn du ihn siehst, und sage mir, was er macht, sowie auch dessen Schöne. — Ist dein Freund Leßmann schon in Berlin, so empfehle mich Demselben. — Hat Michael Beer in Paris geantwortet? und was? — Hörst du Nichts über Marcus? — Von meiner neuen Tragödie ist noch keine Zeile geschrieben.

Ich bin, Gottlob! von einem ärgerlichen Ausschlag jetzt kuriert. Ich hatte mir denselben durch die Boysensche Übersetzung des Korans zugezogen. An diesen Mohammed habe ich glauben müssen. Meine Bestialität findet ihres Gleichen nicht. Oder ist es Ironie, dass ich mich im Gassenkoth wälze? — Mit Hamburg stehe ich ziemlich gut. — Lebe wohl und bleibe mir gut. Schone mich nie, wahrlich dich schone ich auch nicht. Nur Schwächlinge muss man schonen. Ich bleibe immer

H. Heine.

---

*) Mitgetheilt in Bd. XVI, S. 95.

25. An Moses Moser.

Hannover, den 21. Januar 1824.

Mögen die Götter dein Haupt beschirmen!

Aus dieser Apostrophe siehst du, dass ich noch an die Götter glaube und dass ich nicht so gottlos bin, wie man sagt; aus dem Datum oben ersiehst du, dass ich jetzt in derjenigen Stadt bin, wo man die Folter erst vor einigen Jahren abgeschafft hat. Ich bin gestern Abend angekommen und blieb heute hier, weil ich mich gar zu erschöpft fühle von der Nacht, die ich durchgefahren, in sehr schlechtem Wetter und noch schlechterer Gesellschaft. Ich bin übermorgen in Göttingen und begrüße wieder den ehrwürdigen Karcer, die läppischen Löwen auf dem Weenderthore und den Rosenstrauch auf dem Grab der schönen Cäcilie. Ich finde vielleicht keinen einzigen meiner früheren Bekannten in Göttingen; Das hat was Unheimliches. Ich glaube auch, dass ich die erste Zeit sehr verdrießlich leben werde, dann gewöhne ich mich an meinen Zustand, befreunde mich peu-à-peu mit dem Unabwendbaren, und am Ende ist mir der Platz ordentlich lieb geworden, und es macht mir Schmerzen, wenn ich davon scheiden muss. Es ist mir immer so gegangen, so

halb und halb auch in Lüneburg. Lorsque mon départ de cette ville s'approchait, les hommes et les femmes, et principalement les belles femmes, s'empressaient de me plaire et de me faire regretter mon séjour de Lunebourg. Voilà la perfidie des hommes, ils nous font des peines même quand ils semblent nous cajoler.

Das Licht ist tief herabgebrannt, es ist spät, und ich bin zu schläfrig, um deutsch zu schreiben. Eigentlich bin ich auch kein Deutscher, wie du wohl weißt (vide Rühs, Fries a. m. O.). Ich würde mir auch Nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutscher wäre. O ce sont des barbares! Es gibt nur drei gebildete, civilisierte Völker: die Franzosen, die Chinesen und die Perser. Ich bin stolz darauf, ein Perser zu sein. Dass ich deutsche Verse mache, hat seine eigene Bewandtnis. Die schöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, dass das Deutsche Ähnlichkeit habe mit ihrer Muttersprache, dem Persischen, und jetzt sitzt das liebliche Mädchen zu Ispahan und studiert deutsche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem hineinzuschmuggeln gewusst, pflegte sie, zur grammatischen Übung, Einiges zu übersetzen in ihre süße, rosige, leuchtende Bulbul-Sprache. Ach! wie sehne ich mich nach Ispahan! Ach, ich

Armer bin fern von seinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es ist ein schreckliches Schicksal für einen persischen Dichter, dass er sich abmühen muss in eurer niederträchtig holprigen deutschen Sprache, und dass er zu Tode gemartert wird von euren ebenso holprigen Postwägen, von eurem schlechtem Wetter, eurem dummen Tabacksgesichtern, euren römischen Pandekten, eurem philosophischen Kauderwelsch und eurem übrigen Lumpenwesen. O Firdusi! O Ischami! O Saadi! wie elend ist euer Bruder! Ach! wie sehne ich mich nach den Rosen von Schiras! Deutschland mag sein Gutes haben, ich will es nicht schmähen. Es hat auch seine großen Dichter: Karl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenberg, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe.

Aber was ist alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Nisami! Aber obschon ich ein Perser bin, so bekenne ich doch: der größte Dichter bist du, o großer Prophet von Mekka, und dein Koran, obschon ich ihn nur durch die Boysen'sche Übersetzung kenne, wird mir so leicht nicht aus dem Gedächtnis kommen!

Dass Michel Beer's „Paria“ in Berlin so großen Beifall gefunden, habe ich gestern Morgen

zu Celle gehört, und zwar, sonderbar genug, durch einen alten Juden, bei dem ich eiuige Dukaten verwechselte. Dieser hatte es von einem Hühneraugenoperateur gehört, welcher direkt von Berlin gekommen, und sich dort selbst überzeugt hat, dass der „Paria“ pari steht mit Schiller's und Goethe's Werken. Ich bin halb neugierig, lieber Moser, dein Urtheil über das Stück zu hören, an welchem du gewiss großen Antheil genommen hast, da M. Beer ebenso gut als Fränkel zu deinen Repräsentanten gehört. Ich kenne das Stück schon längst, da der Verfasser mir dasselbe selbst vorgelesen. Es hatte mir gut gefallen, und hätte mir noch besser gefallen, wenn ich damals nicht eine gar zu genaue Kenntnis von Indien und indischem Geiste gehabt hätte. Fatal, höchst fatal war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nämlich dass der Paria ein verkappter Jude ist. Man muss Alles aufbieten, dass es Niemand einfalle, Letzterer habe Ähnlichkeit mit dem indischen Paria, und es ist dumm, wenn man diese Ähnlichkeit geflissentlich hervorhebt. Am allerdümmsten und schädlichsten und stockprügelwerthesten ist die saubere Idee, dass der Paria muthmaßt: seine Vorfahren haben durch eine blutige Missethat ihren traurigen Zustand selbst verschuldet. Diese Anspielung auf Christus mag wohl manchen

Leuten gefallen, besonders da ein Jude, ein Wasserdichter, sie ausspricht. (Tu n'oses pas mal-interprêter cette expression: ein Jude, ein Wasserdichter, that will not say a jew who is a water-poet, but a jew who is not yet baptized a water-proof-jew!) Ich wollte, Michel Beer wäre getauft, und spräche sich derb, ächt almansorig, in Hinsicht des Christenthums aus, statt dass er dasselbe ängstlich schont und sogar, wie oben gezeigt, mit demselben liebäugelt.

Ich habe über den Mann und sein Gedicht mehr gesprochen, als mir ziemt, aber es geschah hauptsächlich wegen oben angedeuteter Beziehung, welche die Sache zu einem Faktum macht, das uns nicht gleichgültig sein kann. — Ich erwarte bald Brief von dir in Göttingen. Schreibe mir unter der Adresse: H. H. aus D., Studiosus juris, zu erfragen bei dem Pedellen in Göttingen. Lebe wohl, schreibe mir Viel, und behalte mich lieb. Grüße mir Zunz, Gans, Lehmann und andre Bekannte. Ich bin

H. Heine.

26. An Moses Moser.

O weh! Göttingen, den 2. Februar 1824.

Lieber Moser!

Ich bin jetzt schon neun Tage hier, d. h. die Langeweile verzehrt mich schon. Aber ich hab' es ja selbst gewollt, und es ist gut, und still davon! Ich will nie mehr klagen. Ich las gestern Abend die Briefe Rousseau's, und sah, wie langweilig es ist, wenn man sich beständig beklagt. Aber ich klage ja nur meiner Gesundheit wegen, und — Das musst du mir bezeugen — die Schufte, die durch Machinationen mir das Leben zu verpesten suchen, haben mir selten Klagen entlockt. Ich fühle mich groß genug dazu. Ich lebe jetzt ganz in meiner Jurisprudenz. Wenn du glaubst, dass ich kein guter Jurist werde, so irrst du dich. Du magst immerhin mich als Advokat verwerfen, aber äußere Dieses nicht gegen andere Leute, sonst muss ich wahrhaft Hungers sterben. Ich will aus der Wagschale der Themis mein Mittagsbrod essen, und nicht mehr aus der Gnadenschüssel meines Oheims. Die Vorgänge von vorigem Sommer haben einen düsteren, dämonischen Eindruck auf mich gemacht. Ich bin nicht groß genug, um Erniedrigung zu ertragen.

Am Ende ist vielleicht auch mehr Schlechtes in mir, als Gutes; obzwar Beides in kolossalen Massen. Ich liebe dennoch das Gute, und darum auch dich, guter Moser.

Schreibe mir Viel. Bei mir fällt Nichts vor. Hier ist Alles still, und in der Hauptsache anders, als bei euch. Wie du weißt, in der ganzen Welt verbringen die Menschen ihr Leben damit, daß sich Einer mit dem Andern beschäftigt und dessen Thun und Lassen, Wollen und Können beobachtet oder kreuzt oder (des eigenen Vortheils halber) befördert. In Berlin bekümmert man sich mehr um die lebendigen Menschen, hier in Göttingen mehr um die Todten. Dort beschäftigt man sich auch mehr mit der Politik, hier mehr mit der Literatur derselben. Um mit meinem Freund Rousseau zu sprechen: À Berlin on est plus curieux des sottises, qui se font dans ce monde, ici on est plus curieux de celles qu'on imprime dans les livres. Ich meine hier den Jean Jacques, nicht meinen Freund Jean Baptist in Köln, der wahrscheinlich nicht mehr mein Freund ist. Ich habe seit elf Monaten Nichts von ihm gehört. Er soll in Köln eine Zeitschrift redigieren. Ich habe bis jetzt noch keine Blätter vom Rhein oder von Westfalen zu Gesicht bekommen. Andere Blätter, besonders belletristische

Ich kann mit Recht von der Seligkeit der Freundschaft sprechen, denn so manche selige Freundschaft ist mir geblieben. — Wie befindest du dich?

Jedoch, ich will mir und andern Leuten kein Unrecht thun. Ich habe mich davon überzeugt — und leider überzeugt — alle Gefühle, die mal in meiner Brust aufgestiegen sind, bleiben ungeschwächt und unzerstört, so lange die Brust selbst und Alles, was darin sich bewegt, unzerstört bleibt. Und was andere Leute betrifft, so mag es wohl sein, daß ihre Gefühle nicht von so ganz unzerstörbarem Stoff sind wie die meinigen, doch merke ich, daß ich diesen andern Leuten oft Unrecht thue, wenn ich glaube, das ihre Gefühle von zu leichtem Stoffe bestehen, etwa aus Postpapier, Charpie, Himbeergelée u. s. w. O, ich habe Manche angetroffen, deren Gefühle wie Holz stark waren, und unzerreißbar wie Leder. Dennoch haben diese hölzernen und ledernen Gefühle „dem Gesetze der Zeit gehorchen müssen.“ Sogar dem armen Rousseau habe ich Unrecht gethan; ich erhielt dieser Tage von ihm einen rührend freundschaftlichen Brief, worin er sich beklagt, daß ich ihn so ganz vergesse, ihn, der mir so freundschaftlich zugethan geblieben.

Ich habe ihm geantwortet, dass ich es sei, der so lange ohne Brief gelassen worden, der sogar durch seine Ausdrücke verletzt sei 2c. Ich ließ ihm wohl merken, dass ich ihn von aller Duplicität nicht ganz frei glaube; dennoch habe ich ihm die zweite Auflage meiner Freundschaft angekündigt.

Ich lebe sehr still. Das Corpus juris ist mein Kopfkissen. Dennoch treibe ich noch manches Andere, z. B. Chronikenlesen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Rathskeller ruinieren mich. Auch die Liebe quält mich. Es ist nicht mehr die frühere, die einseitige Liebe zu einer Einzigen. Ich bin nicht mehr Monotheist in der Liebe, sondern, wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die Medicäische Venus, die hier auf der Bibliothek steht, und die schöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach! und bei Beiden liebe ich unglücklich! . . .
. . . .

Zu allem Glück werde ich in diesem Augenblicke gestört. Nicht wahr, ich lege es darauf an, dich zu empören, und das letzte Fünkchen Freundschaft, das noch für mich in deiner Seele glimmen möchte, mit einem nassen Aufguss von Galle und Unflätigkeit zu verlöschen. Aber wahrhaftig, je suis très enrhumé, oder, um deutsch zu sprechen,

ich habe sehr den Katarrh. Und überdies bin ich noch verdrießlich, und mehr noch, als ich verdrießlich bin, bin ich

dein Freund

H. Heine.

Bitte Niemanden zu grüßen. Auch Gans nicht. Er hat mir ja sein „Erbrecht“ nicht geschickt. Wenn er es mir aber schicken will, so will ich ihm auch ihm Vertrauen sagen, was Hugo davon gesagt. — Wie lange beiben Roberts noch in Berlin? Wenn du die schöne Schwäbin*) mal wiedersiehst, so sag ihr, ich habe die Bekanntschaft ihrer Kousine gemacht, nämlich die der Medicäischen Venus. — Der Gajus ist doch ein großer Mann! Fast so groß wie sein großer Kommentator in Berlin, neue Friedrichsstraße Nr. 48**).

---

*) Friederike Robert, die Frau von Ludwig Robert, war eine Tochter des Buchhändlers Braun in Karlsruhe.

**) Eduard Gans gab 1820 „Scholien zum Gajus“ (Berlin, Dümmler) heraus.

28. An Moses Moser.

Göttingen, den 19. März 1824.

Lieber Moser!

Deinen Brief vom 24. Februar werde ich mündlich beantworten. Ja, ich hege den Plan, wenn ich mich in 14 Tagen nicht gar zu schlecht befinde, nach Berlin zu reisen und dort einige Wochen zu verleben. Wir haben nämlich vier Wochen Ferien, das Leben hier macht mich bis zur Entsetzlichkeit melancholisch, für meine Kopfschmerzen, die mich wieder anhaltend plagen, ist eine durchrüttelnde Reise heilsam, und dann — ich könnte dir wohl glauben machen, daß du es endlich bist, der mich am meisten nach Berlin zieht, und ich habe es mir auch gestern den ganzen Tag eingebildet, aber diesen Morgen im Bette frug ich mich selbst, ob ich wohl nach Göttingen reisen würde, wenn du in Göttingen und ich in Berlin wäre? Aber was soll ich mir den Kopf zerbrechen, um die Ursachen aufzufinden warum ich nach Berlin reise — genug, ich komme hin. Es ärgert mich, daß du mir schreibst, daß Roberts schon diesen Monat nach Wien gehen. Wäre Dies nicht, so würde ich mir einbilden, ich reiste Madame Robert's

wegen nach Berlin. Aber Frau von Varnhagen? Ja, ich freue mich, die herrliche Frau wiederzusehen, aber was breche ich mir den Kopf? genug, ich komme. Ich schreibe dir noch einige Tage vor meiner Abreise, damit du mir ein stilles Zimmer auf einige Wochen miethen kannst.

Dein langes Stillschweigen hatte mir viel' schlimme Stunden gemacht und viel Schlimmes in mir aufgeregt. — Aber was kannst du dafür, daß so viel Schlimmes in mir steckt und bei dem mindesten Anreiz zur Erscheinung kömmt? Sage es noch an Niemand, daß ich nach Berlin komme; denn ich habe wichtige Gründe, zu wünschen, daß man meine dortige Anwesenheit in Hamburg nicht früher erfahre, bis ich dort bin oder war. Außerdem will ich die ersten Tage meines Dortseins nicht mit Besuchen verbringen. Du wirst sehen, wie es mit einem armen Kopfe aussieht, wie ich besorgt sein muß, ihn vor allen Anreizungen zu bewahren. Ich bitte dich schon im Voraus, laß mich, wenn wir zusammenkommen, kein Hegel'sches Wort hören, nimm Stunden bei Auerbach, damit du mir recht viel Mattes und Wässrichtes sagen kannst, laß dir dünken, ich sei ein Schafskopf wie Cajus und Titius ꝛc. Verlange überhaupt keine Kraftäußerung von mir, wie du in deinem Briefe

verlangst; mag es mit meiner Poesie aus sein oder nicht, und mögen unsere ästhetischen Leute in Berlin von mir sagen, was sie wollen — was geht Das uns an? Ich weiß nicht, ob man Recht hat, mich als ein erloschenes Licht zu betrachten, ich weiß nur, daß ich Nichts schreiben will, so lange meine Kopfnerven mir Schmerzen machen, ich fühle mehr als je den Gott in mir, und mehr als je die Verachtung gegen den großen Haufen; — aber früh oder spät muß ja die Flamme des Geistes im Menschen erlöschen; von längerer Dauer — vielleicht von ewiger Dauer — ist jene Flamme, die als Liebe (die Freundschaft ist ein Funken derselben) diesen morschen Leib durchströmt. Ja, Moser, wenn diese Flamme erlöschen wollte, dürftest du ängstlich werden. Noch hat's keine Gefahr; ich fühle ihren Brand.

Ich habe unlängst dem Professor Gubitz einen Cyklus kleiner Gedichte *) zum Abdruck im „Gesellschafter" zugeschickt. Sprich doch mit ihm, daß er sie bald abdruckt, und wenn Dieses vor meiner Anwesenheit dort geschieht, so lasse dir von Gubitz

---

*) Es waren 33 Lieder aus dem Cyklus: „Die Heimkehr," abgedruckt im „Gesellschafter," 49—52ſtes Blatt vom 26.—31. März 1824.

acht Exemplare dieser Gedichte geben, welche ich ausdrücklich von ihm verlangt und bedungen.

Ich wünsche, daß du drei Exemplare des ganzen Cyklus jener neuen Gedichte, jedes besonders, heften lassen, und davon zwei Exemplare unter Kreuzkouvert franko an meine Schwester schicken möchtest. Du machst darauf die Adresse: An Madame Charlotte von Embden, Geborne Heine, Neuer Wall Nr. 167. Das dritte Exemplar von den drei gehefteten schickst du, ebenfalls unter Kreuzkouvert, an den Herrn Dr. R. Christiani in Lüneburg. — Entschuldige, daß ich dir so viel' Mühe mache. — Bis zum 2., 3. April werde ich wohl noch hier bleiben, und sind die Gedichte unterdessen abgedruckt, und ein Exemplar könnte mich noch hier antreffen, so wär' es mir lieb, wenn du mir ebenfalls ein Exemplar unter Kreuzkouvert schicken wolltest. — Viele dieser Gedichte können weder dich noch andere Leute ansprechen, und dennoch sind eben diese am eigenthümlichsten, besonders in der Form, und haben deßhalb entschiedenen Werth. — Grüße mir deinen Freund Leßmann; ich freue mich, seine Bekanntschaft zu machen.

Lebe wohl, behalte mich lieb, und begnüge dich mit Dem, was ich bin und sein will, und

grüble nicht darüber, was ich sein könnte. Stirb auch nicht, bis ich dich wiedersehe.

H. Heine.

---

29. An Moses Moser.

Magdeburg, den 4. April 1824.

Lieber Moser!

Ich bin jetzt schon einige Tage hier, und mein Freund Immermann, welcher jetzt hier lebt, hält mich fest. Vielleicht aber reiße ich mich morgen wieder los, und mit einer Gelegenheit oder mit der Schnellpost fahre ich nach Berlin. Im letzteren Fall (im schnellpostlichen) werde ich meinen Koffer an dich adressieren. Sei jetzt so gut und miethe mir irgendwo ein Zimmer, wenn es möglich ist wochenweis, nicht zu theuer, aber auch nicht schlecht. Bei keinem Juden, wegen — —, und nirgends, wo in der Nähe ein Schlosser oder überhaupt ein klopfender Handwerker wohnt; auch siehe, dass das Zimmer an kein anderes Zimmer grenzt, worin laut gesprochen wird. Entschuldige, dass ich dir so viele Mühe mache, die ich dir mit gar

Nichts anders vergelten kann, als dass ich dich liebe. — Ich befinde mich sehr unwohl, habe eine traurige Nacht auf dem Harze zugebracht. Nichts als Schneeberge, hol' der Teufel seinen geliebten Blocksberg! — Die Raben flattern noch um den Kyffhäuser herum, und der alte Herr mit dem rothen Bart wird sich noch einige Zeit gedulden müssen.

Von Magdeburg wüsste ich dir Nichts zu sagen, als dass es einen prächtigen Dom und in diesem Augenblick zwei sehr bedeutende Dichter mit seinen Mauern umschließt. Der eine ist

dein Freund

H. Heine.

---

30. An Moses Moser.

Göttingen, den 17. Mai 1824.

Lieber Moser!

Ich bin in zweimal vierundzwanzig Stunden von Berlin hergereist, Mittwoch um 6 Uhr hörte ich noch im Wagen den lieben Ton deiner Stimme, und Sonnabend um 6 Uhr klangen schon in mein Ohr die ennuyanten Laute Göttinger Philister und

Studenten. Ich musste durch Magdeburg reisen, ohne Immermann gesprochen zu haben. Die Post hielt sich dort nur eine halbe Stunde auf; ich hätte dort mehrere Tage liegen bleiben müssen, wenn ich sie versäumte, und es drängte mich gar zu sehr, hier wieder ans Arbeiten zu kommen. So bin ich nun hier und lebe ganz isoliert und höre Pandekten, und sitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Brust voll unverstandener Sehnsucht und dem Kopfe voll von noch unverstandenerem juristischen Wischiwaschi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf ist noch nicht ganz frei, aber wenigstens schmerzt er nicht. Ich gedenke für diesen Sommer Viel los zu bekommen — ich denke, wir sind ja doch mal im Gohles. — Ich werde dir Wenig zu schreiben haben diesen Sommer; bei dir hingegen passiert alle Tage Etwas, das mich interessiert, und du musst Viel schreiben. — Heute will ich dir mal etwas Liebes erweisen, indem ich dir einen Auftrag gebe, dessen Verrichtung unter Brüdern tausend Thaler werth ist. Du sollst nämlich der schönen Madame Robert einliegendes Sonett*) in meinem Namen zustellen. Lass es Niemanden vorher sehen. Es ist nicht viel werth, aber ich hatte

*) S. die Sonette an Friederike, Bd. XVI, S. 251 ff.

versprochen, der schönen Frau ein Gedicht zu machen, und für ein solches aufgegebenes Gelegenheitsgedicht, wo die Konvenienz (die Macht der Verhältnisse) den wirklichen Ernst theils heischte, theils verbot, dafür ist das Gedicht noch immer gut genug, und es wird der schönen Frau gefallen und sie erfreuen und könnte dem Überbringer, wenn er nicht zu blöde wäre, ein zärtliches Trinkgeld eintragen. Etwas wenigstens wirst du bekommen, vielleicht ein extraordinäres Lächeln.

Sage der schönen Frau, dass ich ihr auch nächstens über das den Almanach Betreffende selbst schreiben werde, und dass ich Immermann nicht gesprochen habe, aber ihm des Almanachs wegen bereits geschrieben. — Wenn Rubo wieder von der Reise zurück ist, so bitte ihn, dass er dir das mir versprochene Heft von Meister zustelle, und du verbindest mich ganz außerordentlich, wenn du mir dasselbe so bald als möglich mit der fahrenden Post zukommen lassen wolltest. — Wie gebärdet sich Gans? Ist er zur Vernunft gekommen? — Bei meiner Hierherkunft fand ich ein großes Packet von Rousseau, worin die Zeitschrift „Agrippina“ mit der darin enthaltenen großen Recension meiner Gedichte, sowie auch mehrere neu edierte Werke schlechter Poeten am Rhein, die

mir solche mit allertiefsten Ehrfurchtsbücklingen zuschickten, und endlich „Das Buch der Sprüche“ von Rousseau selbst, das mir Derselbe auf sehr liebevolle Weise zugeeignet hat. Ich werde schon einrichten, daß du ein Exemplar dieses Büchelchens erhältst, und du wirst sicher mit mir übereinstimmen, daß höchst treffliche Sachen darin enthalten 'sind. — Grüße mir alle Bekannte, besonders Zunz und die Zunz.

Meine Adresse ist H. H. aus D., Studiosus juris, wohnt bei Eberwein auf der Gronerstraße in Göttingen. — Sage an Lehmann, daß ich bedauere, ihn nicht vor meiner Abreise gesehen zu haben und daß ich ihm nächstens schreiben werde. Auch Leßmann grüße mir recht herzlich, ich danke ihm für die freundliche Mittheilung seiner „Göttin,“ und werde dieselbe genießen, sobald ich sie aus meinem Koffer hervorpacke. Denn auch zu deiner Notiz bemerke ich, daß ich eben den kleinen Koffer erhalten habe. Ich danke dir für die gütige Besorgung. Halte mich lieb, und sei überzeugt, daß ich nie aufhöre, zu sein

dein Freund

H. Heine.

Bitte: lasse doch meinem Vetter Schiff sagen, dass ich das verlangte Recept noch nicht gefunden; lasse ihm's bald sagen, sonst bringt der Kerl mich nochmals um Briefporto.

---

31. An Moses Moser.

Göttingen, den 25. Juni 1824.

Lieber Moser!

Heute Morgen fällt mir's ein, dass ich von dir keinen Brief zu erwarten habe, bis ich dir deinen Brief vom 31. Mai wirklich beantwortet habe, da du bei deiner großen Vielseitigkeit auch natürlicherweise ein Philister bist. Das ist nun ärgerlich, im Grunde wird es mir sauer, dir heute zu schreiben, weil ich dir nichts Bestimmtes mitzutheilen habe uud dennoch sich so Manches von meinem Herzen in unbestimmten Tönen losreißen möchte. Aber hole der Teufel die Unbestimmtheit, wenn er nicht die Unbestimmtheit vielleicht selbst ist. Ich lebe hier im alten Gleise, d. h. ich habe acht Tage in der Woche meine Kopfschmerzen, stehe des Morgens um halb fünf auf und überlege, was ich zuerst anfangen soll; unterdessen kommt lang-

sam die neunte Stunde herangeschlichen, wo ich mit meiner Mappe nach dem göttlichen Meister eile — ja, der Kerl ist göttlich, er ist idealisch in seiner Hölzernheit, er ist der vollkommenste Gegensatz von allem Poetischen, und eben dadurch wird er wieder zur poetischen Figur; ja, wenn die Materie, die er vorträgt, ganz besonders trocken und ledern ist, so kommt er ordentlich in Begeisterung. In der That, ich bin mit Meister vollkommen zufrieden, und werde die Pandekten mit seiner und Gottes Hilfe loskriegen.

Außerdem treibe ich viel Chronikenstudium, und ganz besonders viel historia jüdaica. Letztere wegen Berührung mit dem „Rabbi,"*) und vielleicht auch wegen inneren Bedürfnisses. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurige Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Rüstung wird mir gewiss in der Folge sehr zu Statten kommen. An meinem „Rabbi" habe ich erst ein Drittel geschrieben, meine Schmerzen haben mich auf schlimme Weise darin unterbrochen, und Gott weiß, ob ich ihn bald und

*) „Der Rabbi von Bacharach," an welchem Heine damals schrieb.

gut vollende. Bei dieser Gelegenheit merkte ich auch, dass mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht thue ich mir auch Unrecht und es ist bloß die Sprödigkeit des Stoffes. Die Paschafeier ist mir gelungen, ich bin dir für die Mittheilung der Agade*) Dank schuldig, und bitte dich, noch außerdem mir das Ceho Lachma Anja und die kleine Legende Maasse b'Rabbi Elieser wörtlich übersetzt zukommen zu lassen, auch die Psalmstelle im Nachtgebete: „Zehntausend Gewaffnete stehn vor Salomon's Bette" mir wörtlich übersetzt zu schicken. Vielleicht gebe ich dem „Rabbi" einige Druckbogen Illustrations auf englische Weise als Zugabe, und zwar originalen Ideenextrakt über Juden und ihre Geschichte. — Benjamin von Tudela, der jetzt auf meinem Tisch herumreist, lässt dich herzlich grüßen. Er wünscht, dass ihn Zunz mal bearbeite und mit Übersetzung herausgebe. Die Übersetzung und Bearbeitung vom französischen Dr. Witte, die ich vor mir habe, ist unter aller Kritik schlecht, Nichts als Schulknabenwitz. Über die Frankfurter Juden war mir der Schudt**) sehr nützlich; ich habe beide Quartbände ganz durch-

---

*) Vgl. Bd. IV, S. 13 ff.

**) Jüdische Merkwürdigkeiten. 4 Theile. Frankfurt, Eßlinger, 1717—18.

gelesen und weiß nicht, ob ich mich mehr geärgert über das Rischeß, das über jedes Blatt ausgegossen, oder ob ich mich mehr amüsiert habe über die Rindviehhaftigkeit, womit das Rischeß vorgebracht wird. O wie haben wir Deutsche uns vervollkommnet! Es fehlen mir jetzt nur noch Notizen über die spanischen Juden im fünfzehnten Jahrhundert, und besonders über ihre Akademien in Spanien zu dieser Zeit; wo finde ich was? oder, besser gesagt, fünfzig Jahre vor ihrer Vertreibung. Interessant ist es, daß dasselbe Jahr, wo sie vertrieben worden, das neue Land der Glaubensfreiheit, nämlich Amerika, entdeckt worden. — Wenig poetische Ausbeute wird dieses Jahr liefern, ich mache fast gar keine Gedichte, meine Zeit wird von meinen Kopfschmerzen und Studien in Beschlag genommen. Und Gott weiß, ob ich dies Jahr fertig werde! Und Gott stehe mir bei, wenn es nicht der Fall ist! Ich will auf keinen Fall meinen Oheim weiter angehn mit captationes benevolentiae, hab' ihm auch seit neun Monaten nicht geschrieben. — Wahrlich, ich bin doch kein solcher Schweinhund, wie die Hamburger glauben. — Deine Mittheilungen über die Veränderungen im Ministerium des Kultus haben mich sehr interessiert; du kannst wohl denken, in welcher Hinsicht. Es ist Alles jetzt so verwirrt

im preußischen Staat, dass man nicht weiß, wer Koch oder Kellner ist. Ich möchte wohl wissen, an wen ich mich mit Erfolg wenden könnte bei meinem Gesuch an das Ministerium. Ich habe schon in Berlin mit dir darüber gesprochen, die Zeit rückt heran, wo ich solche Vorsätze zur Ausübung bringen sollte, und ich kann's dir nicht genug empfehlen, diese Sache im Augenmerk zu behalten. Du weißt ja, ich selbst bin nicht im Stande, dergleichen Demarchen sebst zu machen und zu überdenken; meine Freunde sind immer meine natürlichen Vormünder. — Ja, säßen Weiber am Staatsruder, so wäre ich Mann genug, bald ein gemachter Mann zu sein. —

Was macht dein Vis-à-vis, der Herr Normann? Mein Oheim Henry Heine ist diesen Sommer in Pyrmont. — Ist Michel Beer von Paris zurück? Ad vocem Michel Beer vergiss nicht, Demselben meine freundlichsten Grüße zuzustellen, wenn er jetzt dort ist. Sage ihm, ich würde ihm wohl unterdessen geschrieben haben, wenn ich gewusst hätte, wo ihn mein Brief treffe; ich hätte gern Manches von ihm über Paris erfahren, z. B. ob er Börne kennen gelernt und wie Dessen Adresse ist. —

Roberts sind gewiss längst abgereist. Hast du die Schöne nochmals gesprochen? — Mit Sehn-

sucht habe ich bis jetzt auf das Meister'sche Heft gewartet, und ich bitte, mir bald zu bedeuten, ob ich es bekomme oder nicht. — Wie steht oder liegt der Verein? Vergiſs nicht diesen Punkt. Mit Hamburg seid ihr wohl ganz zerfallen? Was giebt es dort Neues? — Ich habe mich hier vier Wochen lang über Gans nachträglich geärgert, ich hatte ja in Berlin keine Zeit dazu. Und ist es denn nicht ärgerlich, daſs einer der gröſsten Denker unserer Zeit so wenig nachdenkt über sich selbst und über seine äuſsere Erscheinung? Es ist zwar Unrecht von mir, daſs ich ihn neckte, obzwar Nichts weniger als verletzend, und obzwar er unwillkürlich zur Neckerei auffordert; es wär' besser, ich hätte ihm jedesmal streng die Wahrheit gesagt, wenn er seine Schwächen zur Schau trägt und dieselben zu aller Welts Fabel macht. Dies sollten seine Freunde immer thun. Noch diese Tage hörte ich dergleichen Gansische Anekdoten, die nur Denjenigen bekannt sein sollten, die es wissen, wie sehr man ihn von Seiten seines Geistes schätzen und von Seiten seiner Persönlichkeit lieben muſs. Die Welt aber sieht beim Kometen nur das Accessorium.

Lehmann wird dir für mich ein Exemplar von Rousseau's Buch mittheilen. Du wirst sehen, daſs über Erwarten viel Gutes drin ist. Auch in seine

Zeitschrift hat er manches Lobenswerthe geliefert, und im Ganzen lässt sich nicht leugnen, dass er ein Dichter ist. Er scheint noch mit altem Enthusiasmus an mir zu hangen, und Das ist auch sehr lobenswerth. — Gleichgültig ist es mir, höchst gleichgültig, ob meine Poesien dem großen und dem kleinen Haufen gefallen. Nicht gleichgültig ist es mir aber in diesem Augenblick, was man davon schreibt, und ich darf dir dein Versprechen in Hinsicht des „Morgenblattes“ durchaus nicht erlassen. R. besorgt gern den Aufsatz. Byron ist jetzt todt, und ein Wort über ihn ist jetzt passend. Vergiss es nicht; du thust mir einen sehr großen Gefallen; es ist auch das einzige belletristische Blatt, das hier gelesen wird. — Der Todesfall Byron's hat mich übrigens sehr bewegt. Es war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte, und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben; scherze nur darüber, soviel du willst. Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unsrigen verschieden ist. Ich bin aber mit Byron immer behaglich umgegangen, wie mit einem völlig gleichen Spießkameraden. Mit Shakspeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu sehr, dass ich nicht seines Gleichen bin, er ist der

allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hof-
rath, und es ist mir, als ob er mich jeden Augen-
blick absetzen könnte.

H. Heine.

---

32. An Moses Moser.

Göttingen, den 20. Juli 1824.

Lieber Moser!

Ich weiß wirklich nicht derbe Worte genug zu
finden, um mich über dein Stillschweigen zu be-
klagen. Was ist die Ursache? Unordentlichkeit darf
ich bei dir nicht voraussetzen, denn du bist der or-
dentlichste Mensch deines Zeitalters. Auch nicht
Mangel an Freundschaft; denn so leicht ist nicht
zu vermuthen, daſs dein Marquis-Posa-Mantel von
den Motten der Zeit aufgenagt worden sei. Um
Gotteswillen, es sind ja noch keine drei Monat,
daſs wir uns zuletzt sahen! Oder hat Gans, der
mich durch Reinganum officiell nicht grüßen ließ,
in deinen schönen Posa-Mantel ein Loch hineinge-
schwatzt? Oder beschäftigt dich gar ein neues Phi-
losophem oder ein Unger'scher Lehrsatz so sehr, daſs
du nicht an mich denken kannst?

Wie sehr anders ist es bei mir! Trotz meiner vielen Arbeiten und Schmerzen und Verwicklungen denke ich beständig an dich. Noch diese Nacht träumte ich von dir. In altspanischer Tracht und auf einem andalusischen Hengst rittest du in der Mitte eines großen Schwarms von Juden, die nach Jerusalem zogen. Der kleine Marcus, mit seinen großen Landkarten und Reisebeschreibungen, ging voran als Wegweiser. Zunz en escarpins trug die in rothen Maroquin eingebundene Zeitschrift; die Doktorin Zunz lief nebenher als Marketenderin, ein Fäßchen jonteftigen Branntwein auf dem Rücken. Es war ein großes jüdisches Heer, und Gans lief von Einem zum Andern, um Ordnung zu schaffen. Lehmann und Wohlwill trugen Fahnen, worauf das Schild David's und der Bendavid'sche Lehrsatz gemalt. Zucker-Cohn führte die Tempeljaner. Ehemalige Vereinsjungen trugen die Gebeine von Saul Ascher. Alle getaufte Juden folgten als Lieferanten, und den Beschluß des Zuges machten eine Menge Karossen; in der einen saßen der Tr..... doktor Oppert als Feldarzt und Jost als Geschichtschreiber der zu begehenden Thaten, in einer andern Kutsche saß Friedländer mit Frau von der Recke, und in einer der allerprächtigsten Staatskarossen saß Michel Beer als Geniekorps, und neben ihm saßen

Wolf und die Stich, die den „Paria" unverzüglich in Jerusalem aufführen und verdientes Lob einernten sollten.

Wahrscheinlich war ich gestern Abend im Lesen des Basnage eingeschlafen.

Ad vocem Basnage, so kann ich nicht genug meine Bewunderung für diesen Schriftsteller ausdrücken. Es ist ein Mann von vielem Geist, tiefem Geschichtsforscherblick, edlem Herzen, reiner Unparteilichkeit, ein Mann von unberechenbarem Verdienst. Jetzt erst lerne ich ihn würdigen, nachdem ich seine kleinen Mittel und seine großen Bemühungen begreife. — Was macht Zunz? Grüße ihn recht herzlich.

Ich stecke bis am Hals in meiner Jurisprudenz, und, Gottlob! ich kriege den Wust allmählich in den Kopf. Ich strenge mich sehr an, überwinde meine Schmerzen, und darf gar nichts Poetisches schreiben. Mein Bruder wird wahrscheinlich diese Michaelis nach Berlin kommen, um Medicin zu studieren. — Ich lebe jetzt in Seelenangst wegen des bevorstehenden Wochenbettes meiner Schwester. — Ich treibe mich viel herum in Studenten-Angelegenheiten. Bei den meisten Duellen hier bin ich Sekundant oder Zeuge oder Unparteiischer oder wenigstens Zuschauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Besseres habe.

Und im Grunde ist es auch besser, als das seichte Gewäsche der jungen und alten Docenten unserer Georgia Augusta. Ich weiche dem Volk überall aus. Den alten Eichhorn habe ich kennen gelernt. Er hat mich zum Mitarbeiter am „Göttinger gelehrten Anzeiger“ angeworben und mir gleich schon Bopp's „Ardschuna's Reise zu Indra's Himmel aus dem Mahabarata; Berlin, bei Wilh. Logier“ zum Recensieren übergeben. Auch habe ich diese Tage von Bopp einen sehr freundschaftlichen Brief erhalten. Ich erwarte von dir, daß du benanntes Werk lesen und mir viel Gelehrtes und Geistreiches darüber schreiben wirst, und zwar so bald als möglich, damit ich dich geistig plündere. Wenn die Recension geschrieben und gedruckt, so wünsche ich, daß du sie an Bopp mittheilest und ihm Manches von mir sagst. Ich werde sie dir mit einem Brief an Bopp zu seiner Zeit schicken. — Die Post geht ab, und ich hätte dir noch Vieles zu sagen, z. B. nicht am Literatur-Blatt des „Morgenblattes“ zu vergessen. — Lebe wohl und schreibe mir bald. Habe doch die Güte, der Maurer'schen Buchhandlung meine Adresse mitzutheilen. Vergiß Das bei Leibe nicht, denn V.*)

---

*) Chef der Maurer'schen Buchhandlung in Berlin.

habe ich dieselbe bestimmt versprochen und daran vergessen. — Ich bin ganz

dein Freund

H. Heine.

Sag an Lehmann, dass ich mich wundre, keinen Brief von ihm erhalten zu haben. Grüße mir Leßmann.

---

33. An Moses Moser.

Göttingen, den 25. Oktober 1824.

Wirklich, wenn es in der lieben Gotteswelt einen Menschen giebt, der Recht hat, über mich böse zu sein, so ist es Moses Moser aus Lippehne! Wie lange habe ich dir nicht geschrieben, dir, dem einzigen Freunde! Fast möcht' ich selbst böse werden, dass du nicht zwei, drei Briefe hintereinander geschickt hast, worin du dich bitterböse über mein Stillschweigen beklagst. Ich bin Selbstquäler genug, mir einzureden, du seist nicht hinlänglich wegen meiner besorgt. Dem einzigen Freunde so lange nicht zu schreiben! Dem Menschen, der Das thun konnte, muss es sehr weh ums Herz gewesen sein;

und in der That, Das war der Fall. Du warst mir zu lieb, als dass ich dir diesen Sommer die Giftdünste meines Unmuths brieflich mittheilen sollte, und ich war mir selbst zu lieb, als dass ich meine Schmerzen dadurch erhöhte, dass ich sie aussprach. Ich habe einen tristen Sommer verbracht, Jurisprudenz und Kopfschmerzen. Meine einzige Zerstreuung waren schlechte Studentenspäße, Duelle und einige Processe, die ich führte und verlor. Seit ich Jurist bin, werde ich noch mehr geprellt, als sonst. Ich habe mich mit dem Jus wie ein Verzweifelnder abgequält, und doch mag Gott wissen, ob ich was los habe. Wenn Meister das diesmalige Dekanat ausschlägt, so bin ich ein verlorener Mann! Denn alsdann wird Hugo, der Freund meiner bittersten Feinde, Dekan. Du musst wissen, ich habe mich hier auch schon hinlänglich verfeindet. Das liegt in der Natur der Sache.

Blutwenig habe ich diesen Sommer geschrieben. Ein paar Bogen an den Memoiren. Verse gar keine. Am „Rabbi“ wenig, sodass kaum ein Drittel davon geschrieben ist. Er wird aber sehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unsäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Brust. Ist es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegentheil, wenn ich der

Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wie Viel ich dadurch verschütte und Feindseliges herbeirufe. Aber eben auch weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verprasselndes Theaterlicht. Ich habe viel Geschriebenes in diesem Buche wieder ausgelöscht, jetzt erst ist es mir gelungen, das Ganze zu fassen, und ich bitte nur Gott, mir gesunde Stunden zu geben, es ruhig niederzuschreiben. Lächele nicht über dieses Gackern vor dem Eierlegen. Lächele auch nicht über mein langes Brüten; so ein gewöhnliches Gänseei (ich meine nicht Dr. Gans) ist schneller ausgebrütet, als das Taubenei des heiligen Geistes. Du hast vergessen, mir ein paar Notizen mitzutheilen, die ich in meinem letzten Briefe zum Behuf des „Rabbi“ verlangte. Dem Dr. Zunz lasse ich für seine Mittheilung über die spanischen Juden tausendmal danken. Obschon sie höchst dürftig ist, so hat Zunz mir doch mit einem einzigen scharfsinnigen Wink mehr genutzt, als einige vergeblich durchstöberte Quartbände, und er wird unbewusst auf den „Rabbi“ influenziert haben.

Da Zunz kein Formelmensch ist, so kann ich einen besonderen Brief sparen, indem ich dir mit-

theile, was du ihm sagen sollst. Dieses besteht noch darin: 1) daß ich ihn liebe, 2) daß ich ihn schätze, 3) daß ich wünsche, er hätte die Güte, mir anzuweisen, wo ich gute Notizen finde über die Familie des Abarbanels (auch Abravanels genannt). — Im Basnage habe ich Wenig gefunden. Die schmerzliche Lektüre des Basnage ward Mitte des vorigen Monats endlich vollendet. Was ich speziell suchte, habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues entdeckte ich, und viel' neue Ideen und Gefühle wurden dadurch in mir aufgeregt. Das Ganze des Buches ist großartig, und einen Theil des Eindrucks, den er auf mich gemacht, habe ich den 11. September in folgender Reflexion angedeutet:

An Edom!

Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich;
Du, du duldest, daß ich athme,
Daß du rasest, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Muth,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest du mit meinem Blut!

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu;
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie du!

Aber, wie ein Wort das andere giebt, so giebt auch ein Vers den andern, und ich will dir zwar unbedeutendere Verse mittheilen, die ich gestern Abend machte, als ich über die Weenderstraße trotz Regen und Wetter spazieren ging und an dich dachte, und an die Freude, wenn ich dir mal den „Rabbi" zuschicken kann, und ich dichtete schon die Verse, die ich auf den weißen Umschlag des Exemplars als Vorwort für dich schreiben würde, — und da ich keine Geheimnisse für dich habe, so will ich dir schon hier jene Verse mittheilen:

Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Martyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüth!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein.

Ich brauche dich nicht darauf aufmerksam zu machen, daß die Verse, welche ich jetzt schreibe, wenig werth sind und bloß zu meinem eigenen Vergnügen gemacht werden. Aber bedenke auch meine Lage, ich komme den ganzen Tag nicht vom Forum und höre von Nichts sprechen als von Stillicidium, Testamenten, Emphyteusis u. s. w. Und wenn ich mal in einer Freistunde hinüberschiffe nach Thessalien, um mich auf dem Parnaß zu ergehn, so treffe ich nur Juden, die dort (siehe Basnage) Gemüse bauen, und ich spreche mit ihnen von den Schmerzen Israel's. — Und dennoch hoffe ich, noch viel' gute Verse zu liefern! Im Geiste dämmern mir viel' schöne Gedichte, untern andern — ein Faust. Ich habe schon an dem Karton gearbeitet. — Aber, um Gotteswillen! ich vergesse dir zu erzählen, daß

ich vor sechs Wochen eine große Reise machte; erst vor vierzehn Tagen zurückkam und folglich vier Wochen unterwegs war. Sie war mir sehr heilsam, und ich fühle mich durch diese Reise sehr gestärkt. Ich habe zu Fuß, und meistens allein, den ganzen Harz durchwandert, über schöne Berge, durch schöne Wälder und Thäler bin ich gekommen und habe wieder mal frei geathmet. Über Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurth, Gotha, Eisenach und Kassel bin ich wieder zurückgereist, ebenfalls immer zu Fuß. Ich habe viel Herrliches und Liebes erlebt, und wenn nicht die Jurisprudenz gespenstisch mit mir gewandert wäre, so hätte ich wohl die Welt sehr schön gefunden. Auch die Sorgen krochen mir nach. Das mir von meinem Onkel zum Studium zugesetzte Jahr naht sich seinem Ende, ich bin aber mit meinem Jus noch lange nicht fertig, und sitze also in der Klemme. Überdieß herrscht in diesem Augenblick kein besonderer Enthusiasmus für mich, ich bin nicht Naar genug, mir Dieses zu verhehlen, und kenne sehr gut die Gründe manches Achselzuckens und Kopfschüttelns. Mit einem Wort, man hält mich für geistig bankerott, und ich kann's keinem verständigen Kaufmann verdenken, wenn er mir nicht traut. Du verstehst mich. — Ich hätte dir Vieles von der Harzreise zu erzählen; aber

ich habe schon angefangen, sie niederzuschreiben, und werde sie dir wohl diesen Winter für Gubitz schicken. Es sollen auch Verse drin vorkommen, die dir gefallen, schöne edle Gefühle und dergleichen Gemüthskehricht. Was soll man thun! — Wahrhaftig, die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche ist ein undankbares Geschäft. —

Nun zu deinem Briefe vom 31. Juli, der zu den wenigen Papieren gehörte, die mich auf meiner Reise begleiteten und mir so oft das Herz angenehm erwärmt. Ungern vermisse ich in deinem Briefe Nachricht über den Verein. Du kannst mir ja seinen Zustand mit wenig' Worten andeuten. Hat der Verein schon Karten herumgeschickt pour prendre congé? oder wird er sich halten? wird Gott stark sein in den Schwachen, in Auerbach und Konsorten? wird ein Messias gewählt werden? Da Gans sich taufen lassen will, so wird er es wohl nicht werden können, und die Wahl eines Messias hält schwer. Die Wahl des Esels wäre schon weit leichter. Will der Hamburger Kolonialverein noch immer seine Unabhängigkeit (d. h. seine Steuerlosigkeit) gegen den Mutterverein behaupten? Rebellion der Glieder gegen den Magen; freilich, die Hamburger glauben, sie wären der Magen, und zwar aus dem Grunde, weil sie Fresser sind! —

Du oder Gans oder ich selbst in früherer Zeit muß wohl diesen Witz gerissen haben. — Daß Gans mir versöhnend schreiben wollte, ist ganz überflüssig, insofern ich ihn jetzt nicht weniger liebe, als früherhin. So leicht wird es mir nicht, Liebe aus meinem Herzen zu reißen. Das ist eben, was mir so viel' Schmerzen im Leben verursacht hat. Was ich liebe, liebe ich für immer. Sage Das an Gans. Was macht er? Hat er schon die letzten Scenen des zweiten Theils seines Erbrechts geschrieben? Ueberlegt er noch des Morgens mit Male, wenn er des Tages über citieren soll, und macht er noch am Abend die Bilance seines Ruhmes? —

Alter abgedroschener, schlechter Witz?

Ich danke dir für die mitgetheilten Notizen, keine davon ist mir uninteressant. — Aus dem „Morgenblatte“ zu urtheilen, ist Robert nach Berlin. Ist Dies der Fall, so grüße mir ihn und sie.

Dir ziemt es mehr, als mir, über Michael Beer zu witzeln. Ich habe das neue Kunst- und Alterthumheft gelesen. Wir leben in fürchterlichen Zeiten. Wenn du den Beer siehst, so frage ihn, was Schlegel macht? Denn ich setze voraus, daß er Diesem vielfach empfohlen war, ebenso wie dem großen Goethe, — August Wolf, Herrn und Ma-

dame Wolf, Zelter u. s. w. Grüße mir Leßmann recht herzlich, recht herzlich. Ich war in Weimar; es giebt dort sehr gutes Bier. Von Immermann ich habe diese Tage Brief und sein neues Lustspiel „Das Auge der Liebe," erhalten. Wenn man es mit seinem Titel liest, so gefällt es; sonst nicht. Aber es ist doch viel Herrliches darin. Denk dir, ich habe Bopp's Buch noch nicht gelesen; aber es soll bald geschehen. Ich wünsche noch immer, von dir Etwas darüber zu vernehmen. — Auch fände ich es noch immer angemessen, ja jetzt mehr als je, dass du dich über Byron und Komp. vernehmen ließest. — Das Rubonische Heft habe ich jetzt nicht mehr nöthig. — Was du mir in Betreff des Kammergerichtsraths Wilken bemerkst, ist wahr; es sind mir indessen weit auffallendere Geschichten der Art passiert. Das Ergötzlichste darunter ist, wie ich auf dem Harz einen Theologen gefunden, der meine „Tragödien" mit sich schleppte, um sie, während der schönen Reisemuße, zu seinem Vergnügen — zu widerlegen. Täglich passieren mir ähnliche Possen, die manchmal mich sehr flattieren, manchmal auch sehr demüthigen. Auf der Reise und auch hier merkte ich, dass meine kleinen Gedichte sich auf eine sonderbar heimliche Art verbreiten. — „Indessen, man wird Sie nicht lieben," sagte der große Sartorius.

Grüße mir Joseph Lehmann recht herzlich; ich weiß wirklich nicht in diesem Augenblick, ob ich oder er schreiben muß. Schreibe mir viel Neues, ich lechze darnach.

Ich war in Weimar; es giebt dort auch guten Gänsebraten. Auch war ich in Halle, Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach und in Kassel. Große Touren, immer zu Fuß, und bloß mit meinem schlechten braunen abgeschabten Überrock. Das Bier in Weimar ist wirklich gut, mündlich mehr darüber. Ich hoffe, dich wohl nächstes Frühjahr wiederzusehen und zu umarmen und zu necken und vergnügt zu sein.

Viele, sehr viele Grüße an den theuern Biographen Hoffmann's und Werner's *).

Dein Freund

H. Heine.

---

34. An Moses Moser.

Göttingen, den 30. Oktober 1824.

Lieber Moser!

Meinen Brief, den ich dir vorige Woche schrieb, wirst du wohl schon erhalten haben. In=

---

*) Kriminalrath Dr. Eduard Hitzig.

dessen, ich kann nicht wohl deine Antwort erwarten, um dir wieder zu schreiben und einen Liebesdienst von dir zu verlangen. Ja, ich habe das Missgeschick, immer Gefälligkeiten von dir verlangen zu müssen, ohne dir etwas Anderes dafür geben zu können, als meine brüderlichste Liebe. Indessen, ich will diese nicht gar zu niedrig anschlagen. Mancher schlechte Stein gilt schon Etwas, weil er ungewöhnlich und selten ist. —

Marquis! deine Kenntnisse, deine Zeit werden durchaus wieder von mir in Anspruch genommen. Du musst nämlich statt meiner die Recension des besprochenen Bopp'schen Buches („Ardschuna's Reise zu Indra's" ꝛc., Berlin bei W. Logier) statt meiner anfertigen. Ich hatte versprochen, sie ungefähr um diese Zeit zu liefern, hatte in den Ferien auf der Reise das Buch nicht zur Hand, um die Recension zu schreiben, und da ich mich jetzt dran geben wollte, werde ich durch unvorhergesehene Hindernisse davon abgehalten. Ich habe jetzt meine „Harzreise" schon zur Hälfte geschrieben, und will nicht abbrechen. Diese schreibe ich in einem lebendigen enthusiastischen Stil, und es würde mir nicht allein nach einer Unterbrechung schwer werden, wieder hineinzugerathen, sondern auch würde es

mir schwer fallen, aus diesem Stil in die trockne „gelehrten Anzeiger“-Prosa überzugehen.

Außerdem muss ich mich, sobald ich nur kann, mit einer Dissertation befassen, die in eine ganz andere Sphäre spielt als Indien, und mir, der sich so leicht verwirrt, nicht erlaubt, au eine andere gelehrte Arbeit zu denken. Und diese Dissertation, die ich für einen meiner Freunde schreibe, muss ich durchaus unternehmen, sonst kommt ein sehr liebenswürdiger Mensch in die größte Misère. Spaßhaft genug, mich quälen Andere, um für sie zu schreiben, und ich quäle wieder dich, um für mich zu schreiben; so quälen die Menschen Einer den Andern nach der bekannten Bell- und Lancaster'schen Methode. Außerdem leide ich noch sehr an meinem Kopfe, und täglich höre ich Kollegien bei — Hugo, Bauer und Meister.

Ich glaube, dieses Letztere ist hinreichend, um dich zu bewegen, an die Arbeit zu gehen. Ich brauche dir wohl nicht vorzuschreiben, wie du die Recension zu schreiben hast. Die Hauptsache ist ruhiges, klares, verständliches Referat. Nur grundgelehrt, und soviel als möglich mit neuen Gedanken und Ansichten gespickt. Über Indien im Allgemeinen und über das Buch insbesondere. Ich weiß, dass dir Das wenig Mühe macht, auf den Stil kömmt

Nichts an, nur klar und verständlich muss der Aufsatz sein, und — ich bitte dich — in 14 Tagen fertig.

Willst du aber meinen Wunsch nicht erfüllen, so bitte ich dich, mir Dieses umgehend zu antworten. In dieser Erwartung verharrt

dein sehr gequälter und quälender Freund

H. Heine.

---

35. An Moses Moser.

Göttingen, den 11. Januar 1825.

Theurer Moser!

Warum kannst du mir nicht mal schreiben, ehe du von mir Brief erhalten? Musstest du warten, bis ich deinen Brief von 10. November beantworte? Hierzu brauchtest du weder ein Genie noch ein Esel zu sein. Ich, der ich mir schmeichle, Beides nicht zu sein, würde so handeln, wenn ich der Moser wäre, der neue Friedrichsstraße 48 Parterre im Friedländer'schen Komptoir sitzt und ein Freund jenes Heine ist, der Jüdenstraße Nr. 21 im Hugo'schen Kollegium schmachtet. Wenn ich sage, dass ich kein Esel und kein Genie bin, so will ich nicht damit renommiren. Wäre ich Ersteres,

so wäre ich längst befördert, z. B. zum Professor extraordinarius in Bonn. Und was das Genie betrifft — ach Gott, ich habe die Entdeckung gemacht: alle Leute in Deutschland sind Genies, und ich, just ich, bin der Einzige, der kein Genie ist. Ich scherze nicht, es ist Ernst. Was die ordinärsten Menschen zu fassen vermögen, wird mir schwer. Ich bewundre, wie die Menschen das Halbbegriffene, das aus dem Zusammenhang des Wissens Gerissene, im Kopf behalten und mit treuherziger Miene in ihren Büchern oder von ihren Kathedern herab wieder erzählen können. Wer Dieses kann, Den halte ich für ein Genie. Indessen, wegen der Rarität wird jenen Menschen, die es nicht können, der Name eines Genies beigelegt. Das ist die große Ironie. Das ist der letzte Grund meiner Genialität. Das ist auch der letzte Grund, warum ich mich mit meiner Jurisprudenz zu Tode quäle, warum ich noch nicht damit fertig bin und erst zu Ostern fertig werde.

Mit der Genialität in der Poesie ist es auch so eine ganz zweideutige Sache. Das Talent ist mehr werth. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetisches Genie zu sein, muss man erst das Talent dazu haben. Das ist der letzte Grund der Goethe'schen Größe. Das ist der

letzte Grund, warum so viele Poeten zu Grunde gehen; z. B. ich!

Freund meiner Seele! Seele meines Freundes! Freundliche Seele! Du siehst, daſs ich in der schlechtesten Laune von der Welt bin! Freundliche Seele — nein! dieser Ausdruck ist zu bitter. Gieb mir nie Gelegenheit, ihn zu gebrauchen. Mit der Freundlichkeit haben mich meine meisten Freunde getödtet. Ärgere dich über mich, und lasse mir diesen Ärger fühlen. — Gottlob! ich sehe, du ärgerst dich schon, indem ich, statt dir über meinen jetzigen Zustand etwas Bestimmtes zu sagen, lauter Unsinn schwatze. Aber lange ärgere ich nie meine Freunde, drum will ich kurz mich hier mittheilen.

Wie oben bemerkt ist, ich arbeite angestrengt an meinem Jus, lebe übrigens ganz einsiedlerisch. Bin nicht geliebt hier, und weiß noch nicht, ob es rathsam ist, Ostern hier zu promovieren. Vor drei Tagen habe ich, an meinen Onkel Salomon Heine geschrieben, daſs ich noch ein halb Jahr hier zu bleiben wünsche. Ich schrieb ihm koncis und ohne Umschweife. Ich bin gespannt auf seine Antwort. Du siehst also, daſs ich nicht mit Bestimmtheit sagen kann, was ich nächstens thun werde. Das hat auch gar nichts zu bedeuten; das Schlimmste ist nur gar zu sehr bestimmt,

nämlich daß ich auf eine unerträgliche und geistes-
hemmende Weise von meinen Kopfschmerzen ge-
quält werde, z. B. in diesem Augenblick. Ich
schreibe wenig, lese viel. Immer noch Chroniken
und Quellenschriftsteller. Ich bin, ehe ich mich
Dessen versah, in die Reformationsgeschichte ge-
rathen, und in diesem Augenblick liegt der zweite
Folioband von Von der Hardt's Hist. liter. refor-
mationis auf meinem Tische; ich habe gestern Abend
darin die Reuchlin'sche Schrift gegen das Ver-
brennen der hebräischen Bücher mit großem Interesse
gelesen. Für dein Studium der Religionsgeschichte
kann ich Schröckh's Kirchengeschichte mit Enthusias-
mus, wegen der gründlichen Zusammenstellung, dir
empfehlen. Seit den Ferien habe ich schon zwei
Dutzend Bände davon verknopert. Doch du hängst
für die ersten Jahre noch in den Mythen des
Orients. Außerdem lese ich französische Vaudevilles.
— Meine „Harzreise" habe ich längst, seit Ende
November, fertig gemacht, soweit es mir wegen
meines Zeitmangels möglich war. Ich habe sie
vorigen Monat an meinen Onkel Henry Heine
geschickt, um ihm und den Weibern ein Privat-
vergnügen damit zu machen. Sie enthält viel
Schönes, besonders eine neue Sorte Verse, wird,
wenn ich sie von Hamburg zurückerhalte, gedruckt

werden, wird sehr gefallen, und ist im Grunde ein zusammengewürfeltes Lappenwerk. An die Fortsetzung meines armen „Rabbi“ darf ich in diesem Augenblick nicht gehen. Nur dann und wann kann ich Stückchen meiner Memoiren schreiben, die einst zusammengeflickt werden. O Flickwerk! Ferner schleppe ich mich mit den Ideen zu einer Menge poetischer und unpoetischer Meisterwerke. Unter Anderm will ich auch eine lateinische Abhandlung über die Todesstrafe schreiben. Versteht sich: dagegen. Beccaria ist todt, und kann mich nicht mehr des Diebstahls anklagen. Ich werde systematisch auf den Gedankendiebstahl ausgehen. —

Grüße mir Gans recht brüderlich und herzlich. Mit Donndorf (ehemals hieß er Doktor), mit welchem ich hier oft zusammen komme, spreche ich oft über ihn. Wenn er noch, wie du schreibst, so sehr oft zu Varnhagens kommt, so könnte er mir eine Gefälligkeit erzeigen; ich würde ihn nämlich alsdann ersuchen, Herrn von Varnhagen zu bitten, mir die Privat-Adresse von Cotta zu geben. Vergiss Das nicht, und, wo möglich, besorge es bald. — Grüße mir Leßmann recht herzlich. — Dass du mich in Hinsicht der indischen Recension im Stiche lässt, ist sehr lieblos. Ich habe das Buch noch immer, und sehe voraus, dass, da ich den Aufsatz

in diesem Augenblick unmöglich schreiben und liefern kann, mir das Buch nächstens zurückgefordert wird. Kannst du mir nicht helfen? Wenn du es jetzt noch thun wolltest, so würdest du mich sehr verbinden. Es kommt hier auf trockene Gelehrsamkeit an. — Blätter bekomme ich gar nicht zu Gesicht. — Vom Verein sagst du mir gar Nichts. Grüße mir Zunz und seine Frau, sowie auch J. Lehmann, wenn du ihn siehst, und den guten Marcus. Schreib mir bald und Viel. Ich schmachte nach Brief von dir. Du weißt ja, wie ich hier lebe. — Wenn du mir das Wohlwollen Hitzig's, den ich sehr schätze, erhalten kannst, so thue es. Grüße mir Denselben, wenn du ihn siehst. — Endlich bitte ich dich, bleibe auch du mir gewogen, und sei überzeugt, daß ich von ganzer Seele bin

dein Freund

H. Heine.

Rousseau hat jetzt in Aachen eine neue Zeitschrift, die „Flora," angelegt. — Ich soll mich bei dir erkundigen, ob der Dr. Reinganum noch in Berlin ist?

---

freudiger Fülle die Blitzstrahlen des Witzes und die Wunderquellen der Poesie. Ich erwähnte Platen's Buch nur, um Sie darauf aufmerksam zu machen.

Ihren „Neuen Pygmalion" habe ich ebenfalls gelesen. Ich möchte ungefähr Dasselbe darüber aussprechen, was der tolle Engländer dem Goethe in Neapel auf der Treppe über den „Werther" gesagt hat, nämlich: „Das Buch gefällt mir nicht, aber ich begreife nicht, wie es möglich war, es zu schreiben." Wirklich, diese Erzählung gefällt mir nicht, ich bin sogar ein Feind dieser Gattung, aber ich staune über Ihre meisterhafte Darstellung, und noch mehr über ihre vollendete Prosa.

Ich bin eigentlich kein Freund der Almanachsliteratur, und wenn ich in diesem Briefe nicht nöthig hätte, Sie noch besonders zu einer Almanachslieferung anzuregen, und wenn ich nicht selbst im Begriff wäre, Etwas von meiner Feder für die „Rheinblüthen" zu liefern*), so würde ich gegen alle Almanache ordentlich losziehen und Ihnen von aller Theilnahme an denselben abrathen. Doch die wunderschöne Madame Robert (die Schwester des Buchhändlers Braun in Karlsruhe, der die „Rhein-

---

*) Die „Harzreise;" doch ward dieselbe nicht in den „Rheinblüthen" abgedruckt.

blüthen“ herausgiebt) interessiert sich sehr für diesen Almanach, und mahnt mich daran, daſs ich ihr Hoffnung gemacht, meines Freundes Immermann's Mitwirkung für diesen Almanach zu gewinnen. Ihr Mann (er ist der Bruder von Frau von Varnhagen) unterstützt diese Mahnung, es wird mir gezeigt, daſs derselbe nur Auserlesenes enthalten soll, und ich wiederhole Ihnen die Frage, ob Sie einen Beitrag dazu geben wollen. Denselben müſsten Sie aber bald an besagten Buchhändler Braun in Karlsruhe einsenden, der Sie übrigens gewiſs eben so gut wie jeder andere Redakteur honorieren wird. — Ich habe also hiermit meinen wiederholten Auftrag wiederholentlich ausgerichtet, kann mir also nicht vorwerfen, daſs ich in Angelegenheiten meiner Freunde saumselig sei, will mir aber auch nicht vorwerfen, daſs ich meinen lieben Freund auf unbequeme Weise dränge, und ich bitte Sie daher bloß, mir umgehend zu schreiben, ob Sie Etwas liefern wollen oder nicht. Dieses kostet Ihnen nur wenige Zeilen, und ich warte bis dahin mit meiner Berichtung an Roberts. Ich bitte Sie aber, lassen Sie mich nicht gar zu lange auf diese Antwort warten, ich will ja keinen Brief, bloß wenige Zeilen. Ich kann mir's wohl denken, theurer Immermann, daſs Sie eben so schwer belastet sind als ich.

Ärgerlich war's, daſs ich die Hitzig'ſche Karte in meinen letzten Brief einzulegen vergaß, und — ich weiß nicht, wie es kommt — ſie erſt jetzt zu ſchicken. Wie ich höre, ſteht Hitzig an der Spitze vieler literariſcher Umtriebe, und hat einen Poeten-verein in Berlin geſtiftet. — Wenn ich geſund und frei werde, will ich gern Theil nehmen an jedem literariſchen Unternehmen, wozu Sie mich einladen. Indeſſen, es iſt eine kritiſche Zeit für Zeitſchriften. — Von dem Steinmann'ſchen Journal habe ich Nichts geſehen; er ſchrieb mir ebenfalls mehrmals, aber ich konnte nicht antworten.

Rouſſeau iſt am Rhein thätig, auf ſeine gewöhnliche Weiſe. — Wie heißt doch der Poet in dem Luſtſpiele „Künſtlers Erdenwallen" von J. von Voß?

Bis Juli bleibe ich beſtimmt hier. Dann wende ich mich entweder nach Berlin oder nach Hamburg. Wie geſagt, mit meiner Geſundheit beſſert es ſich, und ich hoffe, nächſtens manches Gute ſchreiben zu können. Doch mit dem Herausgeben werde ich immer ſaumſelig und ängſtlich ſein. —

Leben Sie wohl, guter Immermann; ſein Sie überzeugt, daſs ich Sie liebe und daſs ich Sie unausſprechlich ehre.

H. Heine.

37. An Moses Moser.

Göttingen, den 1. April 1825.

Lieber Moser!

Es ist schön von dir, dass du meiner nicht ganz und gar vergissest. Ich gebe meinen Freunden nicht viel Anregung, und bei meiner Grämlichkeit oder, besser gesagt, bei meiner Lage, wäre es kein sonderliches Wunder, wenn sie sich allmählich von mir wenden. — Ich will hiermit gar Nichts gesagt haben; denn, bei Gott, ich bin in diesem Augenblick nicht im Stande, an etwas Anderes zu denken, als an meine physischen Schmerzen. Diese haben mich die letzten 14 Tage gequält, fast so sehr gequält, wie ich meine Freunde quäle mit der beständigen Erwähnung dieser Schmerzen. — Der eigentliche Zweck dieses Briefes ist, dir meinen Bruder zu empfehlen, der im Begriff ist, nach Berlin zu reisen, um Medicin zu studieren. Das Beste, was du für ihn thun kannst, ist, dass du ihn mit einem gescheiten Mediciner bekannt machst, der ihm sagt, was er hören soll, und dass du ihn mit einem guten Ökonomen bekannt machst, der ihm sagt, wie er in Berlin am ökonomischsten leben kann. Mache ihn auch mit Zunz und Gans

bekannt; wenn's dir gefällt, auch mit dem alten Friedländer. Er ist noch jung genug, um Diesen mit Bewunderung goutieren zu können. Auch an Hillmar lasse ich ihn empfehlen. — Mein Bruder ist ein ordentlicher, williger Mensch, äußerlich nicht sehr anziehend, innerlich voll von griechischen und römischen Autoren, und besonders zu hüten vor Ästhetik, Venerie und andern ansteckenden Krankheiten. — Da ich mal am Empfehlen bin, so will ich mich selbst dir ebenfalls aufs Neue empfehlen. Behalte mich, denn du findest wirklich keinen Freund, an dem du alle Geduld und Mühen der Freundschaft besser ausüben kannst, als an mir. Wahrhaftig, mein theurer, lieber Marquis!

Meine äußere Lage ist nicht sehr verändert. Ich habe den ganzen Winter an der Jurisprudenz gearbeitet, habe manche sehr gesunde Tage gehabt, und wenn ich in diesem Augenblick nicht einen so schlimmen Rückfall von Schmerzen hätte, so würde ich mich jetzt zum juristischen Promovieren melden. Doch in dem Zustand, worin ich mich jetzt befinde, kann ich nicht daran denken; welches um so trauriger ist, da ich nach der Promotion Viel schreiben wollte, unter Anderm die Vollendung des „Rabbi," der mir centnerschwer auf der Seele liegt. Dieses uneigennützigste Werk wird auch das gediegenste

werden. — Ich habe gute Hoffnung, diesen Sommer recht zu gesunden, mein Arzt giebt sich viele Mühe, und ich auch. Viel Geldausgaben und Verschlucken unangenehmer Medicinen.

Mein Oheim in Hamburg hat mir noch ein halb Jahr zugesetzt. Aber Alles, was er thut, geschieht auf eine unerfreuliche Weise. Ich habe ihm bis auf diese Stunde noch nicht geantwortet; denn es ist mir zu ekelhaft, ihm zu zeigen, wie läppisch und erbärmlich man mich bei ihm verklatscht. Ebenfalls aus Ekel übergehe ich hier diese Eitermaterie. — Bin ich gesund, so habe ich Kraft genug, Alles zu ändern; bis dahin will ich mich gedulden.

An Roberts in Karlsruhe habe ich geschrieben. Ich will meine „Harzreise“ für die „Rheinblüthen“ geben. Diese habe ich deßhalb von meinem Onkel Henry Heine, dem ich sie geschickt hatte, zurückverlangt, und sobald ich sie erhalte, schicke ich sie nach Karlsruhe. Ich war früher gesonnen, sie ins „Morgenblatt“ zu geben, und deßhalb wollte ich an Cotta schreiben. Ungern gebe ich sie in die „Rheinblüthen;“ das Almanachwesen ist mir im höchsten Grade zuwider. Doch ich habe nicht das Talent, schönen Weibern Etwas abzuschlagen. Im Grunde ist mir die ganze jetzige Literatur zuwider, und darum schleppe ich mich auch mehr

mit Ideen zu Büchern, die für die Folge berechnet sind, als mit solchen, die für die Gegenwart passen. Z. B. ein angefangener „Faust," meine Memorien und Dergleichen. Ekelhaft ist mir die Gegenwart mit ihrem Lob, und noch mehr mit ihrem Tadel. — Meine äußere Abhängigkeit von dieser Gegenwart ist mir noch das Unangenehmste.

Wie Immermann denkt und wie es mit ihm steht, kann ich dir am besten zeigen, wenn ich dir seinen letzten Brief mittheile. Ich bitte aber, zeige ihn keinem Dritten, besonders wegen seines Urtheils über Robert. Ich habe seinen „Paradiesvogel" noch nicht gelesen; kenne aber Tieck's gestiefelten Kater, mit welchem derselbe mehr als nöthige Aehnlichkeit zu haben scheint.

Ist Michel Beer in Berlin? ich habe nämlich einen Bagatellauftrag an ihn.

Wenn Das, was ein gewisser Peters über mich im „Gesellschafter" *) geschrieben, dir im mindesten gefiel, so thut mir Das sehr leid, und zwar um deinetwillen. Es ist der fadeste und lächerlichste Kerl auf Gottes Erde, ein Esel mit Rosinensauce, den ich zu Lust und Ergötzen meiner Freunde zu

*) „Bemerker," Nr. 3, Beilage zum 11. Blatte des „Gesellschafters" vom 19. Januar 1825.

weilen zum Narren habe. Nun ist es noch das Allerergötzlichste, dass dieser Kerl meine Werke beurtheilt, und zwar öffentlich, wie er oft drohte und wie ich ihm gern, sogar selbstbefördernd, erlaubte, indem ich ihn auf sein Verlangen Gubitzen empfahl. Wirklich, man muss eine gute Dosis Ironiearsenik im Leib haben, um nicht über die Anmaßung und das dumm Hämische eines solchen Kerls unwillig zu werden und sich gern auf diese Weise am Publikum gerächt zu sehen. Letzteres ist unter aller Kritik. —

Lebe wohl, ich schließe, weil das Papier zu Ende geht. Nächstens mehr, und gewiss eine bessere Stimmung. Grüße mir gelegentlich den Kriminalrath Hitzig, vielleicht hat er kürzlich durch Müller Grüße von mir erhalten.

H. Heine.

38. An Professor Gustav Hugo.

Decane, vir excelse nec non prudentissime!
Illustris ordinis viri praeclari doctissimi honoratissimi!

Audeo, quum summis in facultate juridica honoribus ornari cupiam, vos orare, ut mihi indicetis leges quas interpretatione illustrem, et ut me admittatis ad privatam de jure interrogationem.

Vitam meam, licet satis plenam turbationibus et eventis, adversis magis quam prosperioribus, paucis verbis enarraturus sum, illa tantum attingens, quae extrinsecus plurimum habuerunt auctoritatis ad animum meum literis artibusque excolendum.

Natus sum mense Decembri anni 1779*) Dusseldorpii ad Rhenum, maximus natu inter

---

*) Der wunderliche Schreibfehler „1779" (statt 1799) findet sich im Original dieses Briefes in den Fakultätsakten der Göttinger Universität. —

Eine Dissertation hat Heine nicht geschrieben; sie war zu jener Zeit nicht erforderlich, und wurde daher meist nur von Solchen verfasst, die sich als Privatdocenten zu habilitieren gedachten. Die (engere) Fakultät bildeten damals

tres fratres, quorum alter rei rusticae, alter arti medendi operam dat. Pater meus Siegm.

---

die Professoren Meister, Hugo, Bauer und Eichhorn. Das Promotions-Examen, um welches Heine im obigen Briefe nachsucht, fand am 3. Mai 1825 statt. Zur Erläuterung der ersten Zeilen, in denen Heine um Gesetze zur Interpretation bittet, sei bemerkt, daß jedem Kandidaten zwei Stellen aus den Rechtsquellen zur Interpretation aufgegeben werden, und zwar jetzt zu ausführlichen schriftlichen Arbeiten, deren Prüfung die Zulassung zum Examen bedingt. Früher jedoch las der Kandidat im Beginn des Examens selbst eine kurze Exposition dieser Stellen vor, die nicht zu den Akten gelegt wurde. Nur die betreffenden Gesetzstellen sind in den Fakultätsakten bezeichnet, als Cap. 28 Extra. De jurejurando 2. 24, und Lex 18 Digestorum. De pignoribus (20. 1). — Wir lassen eine deutsche Übersetzung dieser sogenannten literae petitiorae folgen:

Hochwohlgeborner und hochweiser Herr Dekan!

Hochberühmte, hochgelehrte und hochverehrte Herren Mitglieder der hochpreislichen Fakultät!

Da ich die höchsten Ehren in der juridischen Fakultät zu erlangen wünsche, so wage ich an Sie die Bitte, mir anzugeben, welche Gesetzesstellen ich erklären solle, und mir eine besondere Rechtsinterrogation zu verwilligen.

Meinen Lebenslauf, der allerdings ziemlich stürmisch und mehr von unglücklichen als glücklichen Ereignissen erfüllt war, will ich kurz erzählen, indem ich nur Das be-

Heine, quondam miles, postea mercator, nunc aegrotus proculque vivens a negotiis, diebus lae-

---

rühre, was äußerlich am meisten dazu beitrug, meinen Geist für Wissenschaft und Kunst anszubilden.

Ich bin im December 1779 zu Düsseldorf am Rhein geboren, als der älteste unter drei Brüdern, deren einer dem Landbau, der andere der Heilkunde obliegt. Mein Vater, Siegmund Heine, früher Soldat, dann Kaufmann, jetzt krank und geschäftslos, hatte in glücklicheren Tagen Elisabeth von Geldern geheirathet, meine Mutter, jetzt die edle Krankenpflegerin ihres Gatten, die Theilnehmerin seiner Sorgen, der Trost seines Alters.

Im Franciskanerkloster zu Düsseldorf wurde ich in meiner Kindheit zuerst unterrichtet. Den hochwürdigen, jetzt verstorbenen Herrn Schallmeyer — bei Lebzeiten katholischer Geistlicher und Rektor des Düsseldorfer Gymnasiums — verehre ich als den ersten Ausbilder meines Geistes und Herzens. Ich genoß den besonderen Unterricht dieses Mannes, als ich unter die Zahl der Schüler seines Gymnasiums aufgenommen war, dessen sämmtliche Klassen ich der Reihe nach durchmachte, und verließ dann erst diese Freistatt der Wissenschaft, als beim Ausbruch jenes zweiten Krieges gegen die Franzosen die oberste Klasse des Gymnasiums von all' ihren Schülern verlassen wurde, deren größter Theil (und ich unter dieser Zahl) seine Dienste dem Vaterlande darbot, das jedoch unsre Anerbietungen wenig benutzte, da bald nachher der Pariser Friede geschlossen ward.

Darauf begab ich mich um die Mitte des Jahres 1819 nach Bonn, besuchte die kürzlich in dieser Stadt errichtete

tioribus in matrimonium duxerat Elisabetham de Geldern, matrem meam, nunc mariti aegrota-

---

Universität, und hörte bei Mackeldey und Welcker juridische sowie historische und ästhetische Vorlesungen bei Schlegel, Hüllmann, Arndt, Radlof 2c., welche Alle mir ein besonderes Wohlwollen bewiesen. Im Oktober 1820 begab ich mich auf die Göttinger Universität, wo ich nur ein Semester verweilte, weil ich wegen Verletzung des Duell-Verbotes die Weisung erhielt, die Universität zu verlassen. Ich hörte damals die Vorlesungen von Sartorius und Beneke, welche Beide, zumal Ersterer, mich ihrer besonderen Gunst würdigten. Dann bezog ich die Berliner Universität, wo ich im April 1821 unter die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen wurde, bis zum December 1823 studierte und in dieser Zeit die juridischen Vorlesungen von Hasse und Schmalz, sowie die philosophischen von Hegel, Wolf, Bopp, Raumer 2c. besuchte. Danach begab ich mich wieder nach Göttingen, und hörte Ihre Vorlesungen, hochwohlgeborner Herr Dekan, und hochberühmte Herren Mitglieder der hochpreislichen Fakultät.

Obwohl ich in jenen sechs Jahren, in denen ich meinen Studien oblag, mich stets zum juridischen Fache hielt, war es doch nie meine Absicht, die Rechtskunde zum einstigen Broderwerb zu erwählen, vielmehr suchte ich Geist und Herz für die Humanitätsstudien wissenschaftlich auszubilden. Nichtsdestoweniger habe ich mich in dieser Hinsicht keines sehr günstigen Erfolgs zu erfreuen, da ich manche sehr nützliche Disciplinen hintansetzte und mit zu großer Vorliebe die Philosophie, die Literatur des Morgenlandes,

tionis generosam cultricem, curarum participem, senectutis solatium.

In monasterio Franciscanorum Dusseldorpii infantia mea primis elementis eredutionis atque institutionis imbuebatur. Virum reverendissimum, nunc defunctum, Schallmeyerum, clericum dum in vivis erat catholicum Gymnasiique Dusseldorpiensis Rectorem, ut primum cultorem cordis ingeniique mei veneror atque observo. Singulari hujus viri institutione utebar, quum adscitus essem im numerum discipulorum Gymnasii sui, cujus omnes deinceps classes per-

---

die deutsche des Mittelalters und die belletristische der neuern Völker studierte. In Göttingen aber befleißigte ich mich ausschließlich der Rechtswissenschaft, allein ein hartnäckiges Kopfleiden, das mich zwei Jahre lang bis heute gequält, war mir immer ein großes Hemmnis und trägt die Schuld, daß meine Kenntnisse nicht meinem Fleiß und Eifer entsprechen.

Daher hoffe ich, hochwohlgeborner Herr Dekan und hochberühmte Herren Mitglieder der hochpreislichen Fakultät, sehr auf ihre Nachsicht, deren ich mich künftig mit der größten Geistesanstrengung nicht unwürdig zu erweisen gelobe.

Der gehorsamste Verehrer Ihrer Namen

Heinrich Heine.

Göttingen, den 16. April 1825.

currebam — tum demum hoc literarum asylum deserui, quum secundo illo bello contra Gallos instante suprema Gymnasii classis omnibus destitueretur discipulis, quorum maxima pars, et ego in horum numero, munera sua patriae obtulit, quae quidem, pace Parisiensi paulo post interveniente, parum usa est oblatis nostris.

Postea Bonam me contuli sub mediam partem anni 1819, universitatem literarum in hac urbe nuper constitutam frequentabam, lectionesque juridicas Mackeldeyi et Welckeri audiebam aeque ac lectiones historicas et aestheticas Schlegeli, Hüllmanni, Arndtii, Radlofii etc., qui omnes singularem mihi praestabant benevolentiam. Mense Octobri anni 1820 in universitatem literarum Gottingensem me contuli, ubi unum tantum semestre versabar, quia mihi accidit, ut ob interdicta de certamine singulari a me violata consilium abeundi subirem. Audiebam tum lectiones Sartorii et Benekeii, qui uterque, praecipue ille, me gratia singulari dignabatur. Deinde in universitatem literarum Berolinensem me contuli, ubi in numerum civium academicorum receptus sum mense Aprili anni 1821, studiis operam meam nava-

bam usque ad mensem Decembrem anni 1823, et in hoc tempore lectiones juridicas frequentabam Hassii et Schmalzii aeque ac lectiones philosophicas Hegeli, Wolfii, Boppii, Raumeri etc. Tum denuo Gottingam profectus sum, ubi vestras lectiones, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, quos summo amore summaque reverentia amplector, audiebam.

Quamvis autem per sexennium illud, quo studiis operam meam dabam, semper ordinem juridicum professus essem, nunquam tamen mens mea haec erat, ut juris scientiam ad vitam aliquando sustentandam tractarem, tali potius eruditioni comparandae studebam, qua ad humanitatem ingenium animumque conformarem. Nihilominus hac in re felicissimo quidem eventu non valde gavisus sum, non paucas easque utilissimas disciplinas negligens: nimioque amore tractans philosophiam, literas orientis, medii aevi quidem Germanicas, bonasque recentiorum populorum. Gottingae vero jurisprudentiae tantum operam dabam, sed pertinax capitis morbus, qui me duos annos usque ad hoc tempus excruciat, incredibilem in modum me semper impediebat, et effecit ut scientiae non respondeant diligentiae studioque meo.

Multum igitur, Decane excelse et illustris ordinis viri praeclari, spero de indulgentia vestra, qua me postea summa animi intentione haud indignum praestaturum esse, promitto.

Nominum vestrum cultor obedientissimus

Henricus Heine.

Gottingae, die 16. Aprilis 1825.

39. An Moses Moser.

Göttingen, den 1. Juli 1825.

Lieber Moser!

Deinen Brief vom 11. vorigen Monats habe ich richtig erhalten, und mit Freude habe ich aus dem Ton desselben ersehen, daß du guter Laune bist. Mit mir geht es so ziemlich. Mein Kopf gesundet allmählich, und ich thue Alles, was dazu förderlich ist. Ich habe mir eine Gartenwohnung gemiethet, gehe des Abends zwischen Rosenbüschen spazieren, und werde Morgens drei Viertel auf sechs von den Nachtigallen aus dem Schlafe geweckt. Es ist doch besser, daß dieses durch Nachtigallen, als durch klopfende Stiefelputzer, geschieht. Dann arbeite

ich so angestrengt, als möglich, Jurisprudenz, Geschichte und den „Rabbi“ u. s. w. Letzterer schreitet nur langsam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängt's mich unverdrossen weiter, indem ich das Bewusstsein in mir trage, dass nur ich dieses Buch schreiben kann, und dass das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist. Doch ich breche hiervon ab, indem dieses Thema mich leicht dazu bringen kann, von der eigenen Seelengröße selbstbespiegelnd zu renommieren. —

Zunz hat mir zwar schon mal durch dich geschrieben, wo im 15. Jahrhundert die vornehmste Schule der spanischen Juden war, nämlich in Toledo; aber ich möchte wissen, ob dieses auch vom Ende des 15. Jahrhunderts zu verstehen ist? Er nannte mir auch Sevilla und Granada, aber ich glaube, im Basnage gelesen zu haben, dass sie früher schon mal aus Granada vertrieben worden. Auch, wie ich dir notiert, möchte ich über die Abarbanels Etwas erfahren, was ich nicht aus christlichen Quellen schöpfen kann. Wolf hat diese alle in seiner Bibliothek angeführt. Bagl ist dürftig. Schudt hat ebenfalls Etwas zusammengerafft. Bartolocci hab' ich noch nicht gelesen. Wenig, unbegreiflich Wenig

enthalten die spanischen Historiker von den Juden. Überhaupt ist hier ägyptische Finsternis.

Ende dieses Jahres denke ich den „Rabbi" fertig zu haben. Es wird ein Buch sein, das von den Zungen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird. — Nochmals wiederhole ich dir, dass du auf die Lektüre meiner „Harzreise" nicht begierig zu sein brauchst. Ich schrieb sie aus pekuniären und ähnlichen Gründen. Vielleicht amüsiert dich der Nekrolog Saul Ascher's, den du darin finden wirst. Ich schreibe nächstens nach Karlsruhe, dass man für meine Rechnung mehrere Exemplare der „Rheinblüthen," worin meine „Harzreise", und das Honorar dafür an deine Adresse nach Berlin befördern soll. Ich bin in der größten Geldverlegenheit, und aus leicht durchschaulich politischen Gründen darf ich von meinem Oheim keine neuen Gelder verlangen, bis ich meine Doktorpromotion anzeigen kann. Hast du Lust, mir in diesem Augenblick zehn Louisd'or zu leihen, lieber Moser, so erzeigtest du mir einen höchst großen Freundschaftsdienst. Du kannst alsdann von den Geldern, die du für mich aus Karlsruhe erhältst und die fast doppelt so Viel betragen, dich binnen zwei bis drei Monaten wieder rembourſieren; welches mir zugleich höchst bequem ist. Außerdem bürge ich dir mit meinem Ehrenworte

bei dieser Anpumperei, und ich würde noch mehr Dergleichen hinzusetzen, wenn ich nicht wüsste, dass ich dich verletze durch Misstrauen in dein Vertrauen. Indessen, ich gestehe es, obgleich ich weiß, du kennst dich und mich zu gut, um nicht zu wissen, dass du sicher gehst, wenn ich dich anpumpe, und obgleich ich auch weiß, dass du mir gern hilfreich bist, so würde ich doch lieber von jedem Andren borgen, wenn ich in diesem Augenblick weniger verstimmt, isoliert und bedrängt wäre. Aus letztem Grunde bäte ich dich, mir die zehn Louisd'or so bald als möglich zu schicken, und die beste Gelegenheit scheint mir per Post in Tresorscheinen.

Wenn ich meinem Oheim schreibe, werde ich mir auch Gelder für eine Badereise erbitten, und wird diese Bitte erfüllt, so komme ich früher nach Berlin, als ich dachte. — Dass ich dir von Goethe Nichts geschrieben, und wie ich ihn in Weimar gesprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast du Nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur Das war's, was mich an ihm interessierte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer

Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuſs das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken, dagegen aber habe ich den Lebensgenuſs begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuſs billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas Thörichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt, und mich gewaltsam ergreift, und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinabzieht, wenn es nicht besser ist zu sagen: hinaufzieht; denn es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebzigjährigen egoistisch behaglichen Lebens.

Doch ein andermal mehr hiervon; heut ist mir der Kopf ganz matt von unsäglichen Abmü-

hungen. Wirst auch jenes Thema im „Rabbi“ wiederfinden.

Der Saphir, von dem du sprichst, scheint noch sehr ungeschliffen zu sein. Ich habe kürzlich eine Bagatelle von ihm im „Gesellschafter“ gelesen. Witz in seiner Isolierung ist gar Nichts werth. Nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht. Darum trifft so gewaltig der Witz Börne's, Jean Paul's und des Narren im „Lear.“ Der gewöhnliche Witz ist bloß ein Niesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der sich zwischen zwei Spiegeln begafft, ein Bastard, den der Wahnsinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt, — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daſs wir Beide selbst uns zu Zeiten herablassen, einen Witz zu reißen. — Beiliegend erhältst du ein Gedicht aus meiner Harzreise. Ich bitte dich, keinen unserer Freunde es zu zeigen, nicht mal meinem Bruder. Ich habe gute Gründe, dir dieses Gebot aufzulegen.

Auf jeden Fall erwarte ich umgehend Brief von dir. Meine Adresse ist: H. H. Stud. jur. aus

D., wohnt auf dem Garten der Rektorin Seiffert vor dem Albanithore.

Dein Freund

H. Heine.

---

40. Heine's Promotions-Thesen*).

Theses,

quas

illustris jureconsultorum ordinis
auctoritate atque consensu

in

Academia Georgia Augusta

pro

summis in utroque jure honoribus
rite obtinendis

Die XX. Mens. Julii A. MDCCCXXV

publice defendet

HENRICUS HEINE

Duesseldorpiensis.

---

*) Diese bei Karl Eduard Rosenbusch in Göttingen gedruckten Thesen lauten in deutscher Übersetzung, wie folgt:

Opponentibus:
C. F. Culemann, Dr. phil.
Th. Geppert, Stud. jur.

Thesen,

welche

auf Geheiß und Verwilligung
der hochpreislichen Juristen-Fakultät
auf
der Göttinger Universität,
um
die höchsten Würden eines Doktors beider Rechte
vorschriftmäßig zu erlangen,
am 20. Juli 1825
öffentlich vertheidigen wird

Heinrich Heine
aus Düsseldorf.

Opponenten:
C. F. Culemann, Dr. phil.
Th. Geppert, Stud. jur.

1.

Der Ehemann ist Herr der Mitgift.

2.

Der Gläubiger muß eine Quittung ausstellen.

3.

Alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen.

I.

Maritus est dominus dotis.

II.

Creditor apocham dare debet.

III.

Omnia judicia publice peragenda sunt.

IV.

Ex jurejurando non nascitur obligatio.

V.

Confarreatio antiquissimus apud Romanos fuit in manum conveniendi modus.

4.

Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung.

5.

Die confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Eheverbindung.

41. Heine's Doktor-Diplom.

Quod felix faustumque sit!

Auspiciis et indultu
Augustissimi ac potentissimi Principis ac Domini
Domini

Georgii IV.

Britanniarum Hannoveraeque regis,
Defensoris fidei,
Ducis Brunsvicensis et Luneburgensis,
Rectoris academiae suae magnificentissimi,
domini nostri longe clementissimi,

magnifico academiae Prorectore

Jo. Frid. Lud. Goeschen

juris utriusque doctore, professore publico ordinario regiae scientiarum academiae Borussicae socio per epistolas,

Promotor legitime constitutus

Gustavus Hugo

Eques Guelphicus, juris utriusque doctor,
Regi a consiliis justitiae sanctioribus, juris professor in academia Georgia Augusta ordinarius, Casanensis universitatis membrum honorarium ordini ethicopolitico literarum commercio conjunctum,
Vilnensis universitatis sodalis,
Collegio legum imperio Russico ferendarum a consiliis per epistolas suadendis,
Instituti Hollandici acad. Italicae et societatis artium et scientiar. publ. apud Trajectinos socius extraneus,
Academiae legislationis Parisiensi et acad. agriculturae scientiarumque Argentinensi adscriptus,
Ordinis jureconsultorum h. t. Decanus,

ex ordinis decreto

Viro praenobilissimo atque doctissimo

HENRICO HEINE

DUESSELDORPIENSI

post exhibita publice privatimque legitimae scientiae specimina*)

die XX. M. Julii A. MDCCCXXV

---

*) Wie aus diesem Diplom und den Dekanats-Akten hervorgeht, hat Heine im juridischen Examen nur den dritten Grad erlangt (der erste Grad wird durch den Zusatz egregia, der zweite durch laudabilia specimina bezeichnet). Das Diplom lautet in deutscher Uebersetzung:

Zum Heil und Segen!

Unter der Obhut und Gnade

des allerhöchsten und großmächtigsten Fürsten und Herrn,

des Herrn

Georg IV.,

Königs von Großbritannien und Hannover,

Beschützers des Glaubens,

Herzogs von Braunschweig und Lüneburg,

des huldreichsten Rektors seiner Akademie,

unseres allergnädigsten Herrn,

unter dem hochansehnlichen Prorektor der Universität

Joh. Friedr. Lud. Göschen,

beider Rechte Doktor, öffentlichem ordentlichen Professor, der preußischen Akademie der Wissenschaften korrespondierendem Mitgliede,

große Hugo aus der Fülle seines Herzens, und privatim sagte er noch viel Schönes denselben Tag, als wir Beide mitsammen spazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendessen gesetzt wurde. Ich finde also, daß Gans Unrecht hat, wenn er in geringschätzendem Tone von Hugo spricht. Hugo ist einer der größten Männer unseres Jahrhunderts.

Gestern habe ich den ganzen Tag mit Briefschreiben an meine Familie und Gratuliertwerden vertrödelt, und heute bin ich todt. Erschrick nicht über letztere Worte, ich sprach bloß im figürlichen Sinn. Ich kann dir also heute nicht schreiben, obschon ich unendlichen Stoff dazu habe, besonders wenn ich dir ausführlich sagen wollte, wie sehr ich dich liebe und wie sehr du es verdienst, geliebt zu werden.

Im Ganzen geht es gut mit meiner Gesundheit. Ich werde wohl jetzt nicht lange mehr hier bleiben. In einem Briefe an meinem Onkel habe ich meinen Wunsch, nach einem Seebade zu reisen, durchschimmern lassen, und ich erwarte von seiner sagacité und Gnade, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird. Salomon Heine ist hier durchgereist, ließ mich gleich rufen, war über alle Maßen

---

sei mit Goethe darin zu vergleichen, daß er sich früher (oder besser) als Dichter denn als Jurist bewährt habe.

freundlich, so dass wir vergnügte Stunden verbrachten. Doch da einige Fremden immer gegenwärtig waren, konnte ich nicht dazu kommen, mit ihm über meine Privatverhältnisse zu sprechen; und als ich mit nach Kassel fahren sollte, war der Wagen so sehr bepackt, dass Peter Schlemihl zurückbleiben musste. — Doch ich bin gewitzigt genug, um nicht zu glauben, dass morgen schönes Wetter sei, weil heute die Sonne schien.

Beiliegend erhältst du ein Packet Thesen, wovon du ein Exemplar nach dem Hause von Varnhagen schickst. (Kannst du mir nicht sagen, ob Derselbe verreist ist oder nicht?) Auch ein Exemplar schicke an den Kriminalrath Hitzig, dessen lebhafte Theilnahme an meinen Schicksalen mich immer lebhaft erfreut. Grüße ihn auch. Die übrigen Exemplare vertheile an unsere Freunde und Bekannten, an Zunz (dem ich für seine Notizen sehr danke), Rubo, Lehmann, Leßmann, den alten Friedländer, wenn du willst auch an Hillmars oder Veits u. s. w. Wenn du an Gans oder Marcus ein Exemplar besorgen kannst, wäre es mir auch lieb. Grüße mir Zunz recht herzlich, sage ihm, dass ich ihm recht sehr danke für seine Notizen. In Granada haben 1492 wirklich Juden gewohnt, denn sie werden in der Kapitulation dieser Stadt

ausdrücklich erwähnt. Über Abarbanel habe ich die Dissertation von Majus (vita Abarbanelis) über ihn aufgetrieben, alle christlichen Quellen zusammengestellt, aber sehr dürftig.

Lebe wohl und schreibe mir bald; sollte dein Brief mich nicht mehr hier antreffen, so gebe ich Ordre, daſs er mir nachgeschickt wird. Hast du aber nichts Wichtiges mir mitzutheilen, so warte mit dem Schreiben, bis ich dir sage, ob ich nach dem Bade reise.

Ich bin, wie gesagt, heute todt und in großer Verwirrung und weiß kaum, was ich schreibe. Ich weiß aber sehr gut und klar, daſs du mein liebster und wahrhaftester Freund bist und ich

der deinige

H. Heine.

Schicke auch ein Exemplar der Thesen an Professor Gubitz, und ein Exemplar an den Banquier Lipke; sie können zwar Beide kein Latein, aber sie haben mir Freundlichkeiten einst erzeugt.

43. An Moses Moser*).

Mit Begierde hasche ich nach allen Buchhändler-Anzeigen, um zu erfahren, ob die „Rheinblüthen“ erschienen. Sie bleiben wirklich lange aus, und ich bin im Begriff, an Roberts zu schreiben und zu fragen, welche Bewandtnis es damit hat. Gewissenlosigkeit ohne Gleichen wär' es, wenn der Almanach ausbliebe, ohne dass mir Anzeige davon gemacht wird. Ich lasse in diesem Falle das Manuskript zurückkommen und auf der Stelle drucken. — Sogar über schöne Frauen muss ich mich ärgern! — — Aber ich sehe, du lächelst, und will meiner zehn Louisd'or-Anleihe nicht erwähnen, und lieber ernsthaft denken, wie ich sie decke. — Nächstens Bestimmtes hierüber.

Erkundige dich doch, ob ein Dr. juris, wenn er in Berlin pro facultate legendi disputiert hat, dort philosophische Kollegien lesen darf? —

Schreib mir Viel. Mit meinem Bruder, den ich hier vorgefunden, schwatze ich beständig von dir. Es ist mir eine Seelenergötzung, wieder zu hören, wie du leibst und lebst, wie dein Geist immer glänzender und dein Schlafrock immer zerrissener wird,

*) Ohne Datum; wahrscheinlich aus Lüneburg vom Anfang November 1825.

und wie du Sonntags früh in diesem Fetzenrock den Homer vor dich hin brümmelst, wie unsere Vorfahren den Tausves Jontof. Mein Bruder hat mir auch gesagt, dass du vom Segur so sehr erbaut seist und ihn den neuen Sallust nanntest. Ich hatte daher Nichts eiliger zu thun, als ihn zu lesen, begann vorgestern, und verschlang schon diesen Morgen den letzten Gesang. Dieses Buch ist ein Ocean, eine Odyssee und Ilias, eine Ossian'sche Elegie, ein Volkslied, ein Seufzer des ganzen französischen Volks! Ein Sallust? Meinethalben! Ich kann nicht drüber urtheilen. Ich bin noch wie betäubt.

Da mal die Rede von Büchern ist, so empfehle ich dir Golowin's Reise nach Japan. Du ersiehst daraus, dass die Japaner das civilisierteste, urbanste Volk auf der Erde sind. Ja, ich möchte sagen: das christlichste Volk, wenn ich nicht zu meinem Erstaunen gelesen, wie eben diesem Volk Nichts so sehr verhasst und zum Greuel ist, als eben das Christenthum. Ich will ein Japaner werden. — Es ist ihnen Nichts so verhasst, wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden.

Vielleicht schicke ich dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi," worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte dich sehr, das Gedicht sowie auch was ich dir von meinen Privatverhält-

nissen sage, Niemanden mitzutheilen. Ein junger spanischer Jude, von Herzen ein Jude, der sich aber aus Luxusübermuth taufen lässt, korrespondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanel und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach. — — —

Sobald ich in Hamburg oder in Berlin zur Ruhe komme, will ich den „Rabbi“ fortsetzen. Meine letzte Reise will ich beschreiben. Meine Gedichte wachsen an, und ich werde wohl Ostern ein Bändchen wieder herausgeben können. Materialien zu großen Arbeiten liegen bereit, und ich hoffe, dass der liebe Gott mir gesunde Tage schenke.

Grüße mir Zunz und seine Frau. Ich lasse ihm danken, dass er meinem Bruder Freundlichkeiten erzeigt. Derselbe hat mir viel' neue Zunzwitze erzählt.

Ich sehe mit Spannung Gans' Rückkunft entgegen. Ich glaube wirklich, dass Gans als Eli-Ganz zurückkehrt. Auch glaube ich, dass, obgleich der erste Theil des Erbrechtes mit vollem Recht, nach Zunzischer Bibliothekseintheilung, als Quelle zur jüdischen Geschichte betrachtet werden kann, dennoch

der Theil des Erbrechts, der nach Gans' Zurückkunft von Paris erscheint, keine Quelle zur jüdischen Geschichte sein wird, eben so wenig wie die Worte Savigny's und anderer Gojim und Reschoim. Kurz, Gans wird als Christ, im wässerigsten Sinne des Worts, von Paris zurückkehren. Ich fürchte, Zucker-Cohn wird sein Karl Sand.

Den 8.*)

Gestern Abend hat mein Bruder — der dich grüßen lässt — deinen Brief erhalten. Ich habe nicht viel Zeit mehr, und dieser Brief ist schon lang genug, sonst würde ich dir noch Manches sagen. Auch ist mir der Kopf voller Sorgen, und ich sehe mich schon vor den Thoren Hamburg's. Lass doch in irgend einem Zeitblatt einrücken, dass ich in Göttingen disputiert und promoviert, oder lass es von Lehmann, den ich herzlich grüßen lasse, besorgen. Ich muss jetzt wieder sorgen, dass man mich preist, kann's aber auch mit gutem Gewissen, denn täglich nehme ich zu an poetischer Vielseitigkeit und Objektivität.

Was der „Unparteiische"**) von Gans erzählt, habe ich gelesen und hat mich sehr amüsiert. Mit

*) Wahrscheinlich vom 8. November 1825.

**) „Die Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburg'schen unparteiischen Korrespondenten," Nr. 174, vom 1. No-

Verwunderung hör' ich, daß jetzt unser Komet in London sichtbar ist. Wenn er dort anglisiert wird — doch die Zeit drängt.

---

vember 1825, enthält folgenden (aus London vom 25. Oktober datierten) Artikel, auf welchen sich vermuthlich die obige Stelle des Heine'schen Briefes bezieht: „Die neuesten nordamerikanischen Zeitungen haben ein höchst merkwürdiges Dokument mitgebracht, eine Proklamation an die Juden, von Mardochai Manuel Noah, Bürger der Vereinigten Staaten von Nordamerika, vormaligem Konsul derselben in Tunis, Ober-Sheriff von New-York, Gerichtsrath und von Gottes Gnaden Gouverneur und Richter von Israel: Da jetzt die Zeit herbeigekommen, wo die Verheißungen des Volks Gottes in Erfüllung gehen sollen, thut er sämmtlichen in der Welt zerstreuten Juden kund und zu wissen, daß ein Asyl für sie bereitet ist, wo sie Frieden, Bequemlichkeit und Glück genießen können, wo ihre Person, ihr Eigenthum und ihre religiösen Rechte geschützt sind, wo sie sich für die große, endliche Wiederherstellung in den Besitz ihres alten Erbes vorbereiten können, worauf die Zeit so wichtig hindeutet, und zwar in einem Lande, wo Milch und Honig fleußt und Israel unter Weinreben und Feigenbäumen ausruhen kann. Das Asyl ist im Staate New-York, dem größten und kultiviertesten der Konföderation. Der Ort, wo der Centralpunkt desselben, die Stadt Arrarat gegründet werden soll, ist die große Insel (Grand-Island) im Niagara-Strom, wenige Meilen von dem Ontario- und Erie-See entfernt. Die Insel ist 12 Meilen lang und 3 bis 7 Meilen breit und enthält gegen

Lebe wohl und behalte mich lieb. Mit meiner Gesundheit geht es auf die Besserung. Wenn du

---

17000 Acres außerordentlich reiches und fruchtbares Land, ist aufs herrlichste für Handel und Wandel gelegen, und wird einst gewiß der Mittelpunkt des größten Verkehrs und Handels in der neuen und bessern Welt werden. Von der Nachricht, daß sie hier Land besitzen können, welches Recht sie Jahrhunderte entbehrten, hofft Herr Noah besonders einen wohlthätigen Eindruck. Im Namen Gottes, der einst die Urväter aus Ägyptenland geführt, erneuert er, kraft der Proklamation, das Regiment der jüdischen Nation, unter den Auspicien und dem Schutze der Konstitution der Vereinigten Staaten und fordert alle Rabbiner, Präsidenten Älteste der Synagogen ꝛc. auf, seiner Proklamation Eingang und Befolgung zu verschaffen. Das Erste, was Herr Noah verfügt, ist eine Volkszählung, wobei Alter und Beschäftigung angegeben, und vorzüglich alle Diejenigen bemerkt werden sollen, die sich auf irgend eine Weise auszeichnen. Diejenigen, die aus irgend einem Grunde lieber an den Orten, wo sie wohnen, bleiben wollen, können Dies. Doch wird von ihnen erwartet, daß sie das Auswandern junger und unternehmender Personen befördern, und besonders Solche herüberschicken, die durch Industrie, Rechtlichkeit und Patriotismus dem Nationalcharakter Ehre machen. Die Juden, die in Militärdienst der verschiedenen Souveräne Europa's stehen, sollen bis auf weitere Befehle bleiben und sich brav und treu benehmen. Bei dem Kampfe zwischen den Griechen und Türken befiehlt Mardochai Noah, sich ganz neutral zu verhalten, weil es sonst den vielen Juden, die

an Varnhagen Grüße von mir zukommen lassen kannst, so thue es. Sei auch so gütig, den Kriminal-

---

unter dem Scepter der Pforte leben, schlimm ergehen könne. Die jährlichen Gaben, die Jahrhunderte lang an die Brüder in Jerusalem gezahlt worden, sollen bleiben, ebenso sollen die überall bestehenden Bildungsanstalten und Wohlthätigkeitsinstitute vermehrt werden, damit Weisheit und Tugend fortwährend unter dem auserwählten Volke herrsche. Ferner wird für immer die Polygamie verboten, die noch bei den Juden in Asien und Afrika herrscht, und es sollen keine Verheirathungen stattfinden, wenn nicht Braut und Bräutigam das gehörige Alter erreicht haben und die Sprache des Landes, wo sie leben, lesen und schreiben können. Die Gebete sollen immer in hebräischer Sprache gesprochen, aber Gelegenheitsreden rc. auch in andern Landessprachen gehalten werden. Die karaitischen und samaritanischen Juden, sowie die schwarzen Juden in Indien und Afrika, in Cochinchina und die Sekte an der Küste von Malabar, sollen gleicher Rechte und religiöser Privilegien theilhaft werden. Die Indianer des amerikanischen Kontinents sollen, als aus Asien stammend, nach und nach mit dem auserwählten Volke vereinigt werden. Außerdem ist ein Kopfgeld von drei Säckeln jährlich, oder ein spanischer Thaler ausgeschrieben zur Bestreitung der Ausgaben für die Reorganisation der Regierung, Unterstützung von Emigranten, Ankauf von Ackergeräth rc. Das Konsistorium in Paris soll alle vier Jahre einen Richter in Israel wählen, wobei alle Kongregationen eine Stimme haben. Zu Kommissarien Mardochai Noah's sind ernannt: Der Ober Rabbi

rath Hitzig von mir zu grüßen. Sag ihm, daß ich mich in Norderney viel mit ihm beschäftigt, indem unter

---

Abraham de Cologna, Ritter der eisernen Krone und Präsident des jüdischen Konsistoriums in Paris, der Ober-Rabbi Andrade in Bordeaux, die Rabbiner Herschel und Mendoza in London, Aaron Nunez Cardoja in Gilbraltar, Abraham Busaac in Livorno, Benjamin Gradis in Bordeaux, Dr. E. Gans und Professor Zunz in Berlin, Dr. Leo Wolf in Hamburg. Diese sollen die in der Proklamation ausgesprochenen Zwecke befördern, Agenten in verschiedenen Theilen der Welt ernennen, Auswanderungsgesellschaften errichten, damit die Juden mehr centralisiert werden, und ein besonderes Korps bilden, an dessen Spitze in den verschiedenen Königreichen und Republiken diejenigen Beamten stehen sollen, welche Mardochai auf Vorschlag der obengenannten Herren ernennen wird. Letztere sollen desfalls nächstens Instruktionen erhalten. Das Konsistorium in Paris soll drei Personen nach den Vereinigten Staaten senden, um über den gegenwärtigen Zustand derselben Bericht zu erstatten. Rheshodes Adar oder der 7. Februar 1826 soll als Dank- und Betfest gefeiert werden. Am Schluß wird den Juden empfohlen, Frieden und Eintracht unter sich zu halten, Milde und Wohlwollen, Duldung und Liberalität gegen alle Andersgläubige zu beobachten, sich Treue und Glauben, Mäßigkeit, Sparsamkeit und Fleiß angelegen sein zu lassen. Die Proklamation ist datiert aus Buffalo im Staat New-York, am 2. Tisri im Jahr der Welt 5585, welcher ist der 15. September 1825, im 50. Jahr der Unabhängigkeit Amerika's, und unterschrieben von dem Richter und einstweiligen

den wenigen Büchern, die ich dort fand, „Hoffmann's Biographie“ war, welche ich nochmals las. Ich lasse ihm danken für seinen fortwährenden Antheil, obschon er Wenig von mir zu hören kriegt. Die Harz-Idylle könntest du wohl Hitzig (aber andern Leuten nicht) mittheilen.

Hast du schon gehört, dass mein Vetter Schiff Hoffmann's „Kater Murr“ fortgesetzt? Ich habe von dieser Schreckensnachricht fast den Tod aufgeladen. — Grüße mir Lehmann. Auch Veits grüße und sage ihnen, dass ich mir die Freiheit nehme, Madame Veit in Hamburg zu besuchen. Aber wie ist diese Dame erfragbar? indem gewiss dort mehrere Veits sind. Entschuldige, lieber Moser, dass ich so konfus schreibe. Ich schreibe ja heute Viel, und darum verlange auch nicht, dass ich gut konstruire oder das Geschriebene überlese. O du großer Lateinicus! —

Apropos, wenn ich mal vergesse, Hillmars zu grüßen, so musst du denselben dennoch sagen, ich

---

Sekretär A. B. Seixas. — Im „New-York Commercial Advertiser“ liest man eine ausführliche Nachricht von der Feierlichkeit, mit welcher am 15. September in Buffalo die Herstellung der jüdischen Regierung und die Wahl des ersten Richters in der Person des Herrn Noah vor sich gegangen ist.“

hätte grüßen lassen. Auch verschreie mich nicht als schlechten Juristen. Sei ohne Sorge, Dieses werden schon andre Leute thun, die nicht dazu nöthig haben, meine Freunde zu sein. — Aber Das ist purer Neid von dir, du missgönnst mir, dass ich Doktor bin, und stichelst daher auf juristische Kenntnisse, — ohne welche ich bin

dein getreuer Freund

H. Heine.

44. An Moses Moser.

Verdammtes Hamburg, den 14. Dezember 1825.

Theurer Moser! lieber, gebenedeiter Mensch!

Du begehst großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch diese erhalte ich nicht. Und nie war ich derselben mehr bedürftig, als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Brust ausgebrochen ist, alle Gefühle sich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich sage dir, es ist ein schlechter Spaß. — Lass Das gut sein.

Da sitz' ich nun auf der ABCstraße, müde vom zwecklosen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und höllischer Spektakel, und Groß und Klein läuft herum nach den Buden, um Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Im Grunde ist es hübsch, dass die Hamburger schon ein halb Jahr im Voraus dran denken, wie sie sich zu Weihnacht beschenken wollen. Auch du, lieber Moser, sollst dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich just nicht bei Kasse bin und dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, so will ich dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht schenken, nämlich das Versprechen: dass ich mich vor der Hand noch nicht todtschießen will.

Wenn du wüsstest, was jetzt in mir vorgeht, so würdest du einsehen, dass dieses Versprechen wirklich ein großes Geschenk ist, und du würdest nicht lachen, wie du es jetzt thust, sondern du würdest so ernsthaft aussehen, wie ich in diesem Augenblicke aussehe.

Vor Kurzem habe ich den „Werther" gelesen. Das ist ein wahres Glück für mich.

Vor Kurzem hab' ich auch den „Kohlhaas" von Heinrich von Kleist gelesen, bin voller Bewunderung für den Verfasser, kann nicht genug be-

dauern, daſs er ſich todtgeſchoſſen, kann aber ſehr gut begreifen, warum er es gethan.

Was mein äußeres Leben betrifft, ſo iſt es nicht der Mühe werth, daſs ich davon ſpreche. Du ſiehſt Cohn ja dieſe Tage, und er kann dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrſcheinlich kann Cohn dir die Urſache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, beſſer geſagt, im Herzen; und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden.

Ich will bis Frühjahr hier bleiben, beſchäftigt mit mir ſelbſt, und, wie ich glaube, auch mit Vorarbeiten zu den Vorleſungen, die ich an der Berliner Univerſität halten will. —

Hat es Zeit, daſs ich dir die 10 Louisd'or in Berlin bei meiner Zurückkunft wieder bezahle? Sag mir es ausdrücklich. Ich ärgere mich gründlich, daſs ich dir das Geld länger, als ich beabſichtigte, vorenthalte. Der Almanach, wodurch ich dich rembourſieren wollte, iſt nicht erſchienen dieſes Jahr. Ausgaben über Ausgaben, Vereitlung meiner Pläne zum Hierbleiben und Dergleichen mehr, ſind Schuld, daß ich jetzt nicht weiß, wo aus, wo ein. —

Wir sprechen sehr viel von dir, und Wohlwill hat kürzlich geäußert, daß du, wenn dich ein Freund bestiehlt, ihm doch deine Freundschaft bewahren und bloß sagen würdest: „Er hat nun mal diesen Fehler, und man muss Das wegen seiner bessern Eigenschaften übersehen." — Der dicke Monasverehrer weiß selbst nicht, wie treffend er dich bezeichnet hat, dich und jene Geisteshöhe, zu der man sich mit Kopf und Herz hinaufgeschwungen haben muss, um jener Toleranz fähig zu sein. Ich hab' es wohl zu einer ähnlichen Toleranz gebracht, nicht weil ich von oben hinab, sondern von unten hinauf sehe. —

Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Cohn versichert mich, Gans predige das Christenthum und suche die Kinder Israel zu bekehren. Thut er Dieses aus Überzeugung, so ist er ein Narr; thut er es aus Gleißnerei, so ist er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören, Gans zu lieben; dennoch gestehe ich, weit lieber wär's mir gewesen, wenn ich statt obiger Nachricht erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen.

Dass du, lieber Moser, wie Gans denken sollst, kann ich nicht glauben, obschon es Cohn versichert und es sogar von dir selber haben will. — Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes

Getauftsein dir in einem günstigen Lichte erscheinen könnte. Ich versichere dich, wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben. Mündlich mehr hiervon.

Vorigen Sonnabend war ich im Tempel, und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog, und besonders stichelte: „wie sie von der bloßen Hoffnung, eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, sich verlocken lassen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden.“

Ich versichere dir, die Predigt war gut, und ich beabsichtige, den Mann diese Tage zu besuchen. — Cohn zeigt sich groß gegen mich. Ich esse bei ihm am Schabbes, er sammelt glühende Kuggel auf mein Haupt, und mit Zerknirschung esse ich dieses heilige Nationalgericht, das für die Erhaltung des Judenthums mehr gewirkt hat, als alle drei Hefte der Zeitschrift. Indessen, es hat auch größeren Absatz gehabt.

Freitag.

Während ich gestern an dich schrieb, erhielt ich deinen lieben Brief vom 13. December. Ich hätte dir Manches darüber zu sagen, muss mich aber auf Das beschränken, was mir in diesem Augenblick das Wichtigste scheint.

Ich habe nämlich Lust nächste Ostern unter dem Titel „Wanderbuch, erster Theil“ folgende Piecen drucken zu lassen:

1. Ein neues Intermezzo, etwa 80 kleine Gedichte, meist Reisebilder, und wovon du schon 33 kennst.
2. Die „Harzreise,“ die du dieser Tage im „Gesellschafter“ schon sehen wirst, aber nicht vollständig.
3. Das dir bekannte Memoire über Polen, völlig umgearbeitet und bevorwortet.
4. Die „Seebilder,“ wovon du einen Theil beikommend erhältst.

Will mir der Kriminalrath Hitzig einen großen Gefallen erzeigen, so interessiert er sich für dieses Unternehmen. Ich würde ihm selbst drum schreiben, wenn es nicht gar zu häßlich aussähe, bei Eröffnung einer Korrespondenz gleich Gefälligkeiten zu erbitten. Die Aufgabe ist jetzt erstens, das Buch Dümmlern zum Verlag anzubieten, und zweitens, so viel Honorar, als möglich, von ihm zu bedingen. Ich denke, daß er mir zwei Louisd'or für den Bogen giebt. Ich bin ihm noch für Exemplare meiner „Tragödien“ Geld schuldig, welches er mir abziehen kann, obgleich er mir versprach, jene Exemplare mir um ein Billiges abzulassen, wie ich ihm

denn auch bemerkt hatte, daſs ich sie, ledig und allein, um dem Buche Gönner und Posaunen zu schaffen, an literarische Blätter und Charaktere versandt habe.

Zu besprechen wäre mit Dümmler, ob es nicht rathsam wäre, das Lyrische Intermezzo," welches zwischen den Tragödien steht, nochmals abdrucken zu lassen, das neue Intermezzo (1.) damit zu verbinden, und das Ganze als ein Büchlein von zehn bis elf Bogen unter dem Titel „Das große Intermezzo" besonders erscheinen zu lassen. Dieses Büchlein würde ein höchst originelles Ganze bilden und viele Gönner finden. Es wär' ein Buch, das nicht so leicht seines Gleichen fände. Die oben angeführten andren drei Piecen (2. 3. 4.) wären alsdann noch immer hinreichend, ebenfalls ein Buch für sich zu bilden. — Du kannst allenfalls, lieber Moser, wenn Dümmler obigen Intermezzo-Plan aus begreiflichem Verleger-Egoismus ablehnen wollte, ihm anbieten, daſs ich für den neuen Abdruck des alten Intermezzos kein Honorar verlange, so daſs er fast nur die Hälfte Bogenzahl des Buches zu honorieren braucht. Ich glaube, Hitzig vermag leicht Dümmler zu bestimmen. —

Die Censur wird die „Harzreise" im „Gesellschafter," wo ich sie vorher abdrucken lasse, ziemlich

maltraitieren*). Indessen, hoffe ich, wird sie im „Wanderbuch“ ganz gedruckt werden können; an neuem Zuschmuck soll es auch nicht fehlen.

Das Memoire über Polen wird ganz umgearbeitet und vermehrt. Briefe aus Warschau und neue Zeitereignisse regen mich an, dieses Memoire jetzt erscheinen zu lassen; ich selbst zwar hab' nie einen großen Werth darauf gelegt (du gar keinen), aber Andere versichern mich, daß es seines Gehalts wegen wichtig sei (z. B. Sartorius), und daß ich drauf rechnen kann, daß es die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Ich könnte Viel über diesen Gegenstand sagen, wenn ich nicht wüßte, daß dir der Aufsatz nie gefallen hat.

Etwas besser, hoffe ich, gefallen dir die „Seebilder“, deren Manuskript du durch Cohn erhältst. Ich wünsche nicht, daß du sie Jemanden anders mittheilst, als dem Kriminalrath Hitzig, und daß du auch Diesen bittest, sie Niemandem mitzutheilen. Tieck und Robert haben die Form dieser Gedichte, wenn nicht geschaffen, doch wenigstens bekannter gemacht; aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigen-

*) Die „Harzreise“ ward — allerdings ziemlich verstümmelt — im „Gesellschafter,“ 11.—24. Blatt, vom 20. Januar — 11. Februar 1826 abgedruckt.

thümlichsten, was ich geschrieben habe. Du siehst, jeden Sommer entpuppe ich mich und ein neuer Schmetterling flattert hervor. Ich bin also doch nicht auf eine bloß lyrisch-malitiöse zweistrophige Manier beschränkt. —

Den zweiten und dritten Theil des „Wanderbuchs“ bilden, will's Gott, eine neue Sorte Reisebilder, Briefe über Hamburg, und der „Rabbi,“ der leider jetzt wieder liegt.

Heute Morgen habe ich das neue Juli-August-September-Heft der „Wiener Jahrbücher“ gelesen, mit innerem Missbehagen. Es steht nämlich eine Recension darin, mehr über mich, als über meine „Tragödien.“ Du musst sie lesen, denn sie trifft dich mit, erstens weil ich und Auerbach dich repräsentieren, zweitens weil du ein Stück von mir selbst bist. — Ich sehe noch schlimmeren Ausfällen entgegen. Dass man den Dichter herunterreißt, kann mich wenig rühren; dass man aber auf meine Privatverhältnisse so derbe anspielt oder, besser gesagt, anprügelt, Das ist mir sehr verdrießlich. Ich habe christliche Glücksritter in meiner eigenen Familie u. s. w.

Nie waren meine Verhältnisse kitzlicher, als in diesem Augenblicke. — Apropos, willst du zu dem „großen Intermezzo“ eine Vorrede schreiben? Das

wäre hübsch, und du hättest da viel Interessantes zu sagen. Antworte mir hierüber.

Montag.

Cohn, dem ich diesen Brief mitgeben wollte, ist einige Tage länger hier geblieben, und ich kann dir noch einige Zeilen schreiben.

Madame Bella Veit habe ich besucht. Eine liebenswerthe Frau, die ich öfter besuchen will. Sie hat mich nicht in meiner rosenfarbigen Stimmung gesehen, und ich will ihr zeigen, daß ich nicht immer ein ernsthaft langes Gesicht herumtrage. Ihre Unterhaltung ist angenehm, so recht wärmend, wie ich es wünsche in diesem feuchten Nebelwetter. Sie hat recht liebe Geistestournüren. Wir sprachen von Gans. Kann man denn in dieser Welt von etwas Anderem sprechen? Jeder sieht ihn, Jeder hört ihn. Halleluja!

Grüß mir meinen Bruder, Zunz, J. Lehmann, Hillmars. Wenn ich Zeit hätte, würde ich der Doktorin Zunz einen hübschen jüdischen Brief schreiben. Ich werde jetzt ein rechter Christ; ich schmarotze nämlich bei den reichen Juden.

Lebe wohl, schreib mir bald Antwort, und sei überzeugt, daß ich dich liebe und sehr verdrießlich bin.

Dein ganzer Freund

H. Heine.

---

45. An Joseph Klein.

Hamburg, Weihnacht 1825.

Mein lieber Johannes Kreisler!

Obschon wir wechselseitig gewissenhaft versprachen, uns in der Folge oft zu schreiben, so mögen doch wohl drei bis vier Jahre verflossen sein, ohne dass es Einem von uns einfiel, dieses Versprechen zu erfüllen. Meinerseits kann ich mich sehr gut damit entschuldigen, wenn ich dir versichere, dass ich oft nicht an dich gedacht habe. Gestern Abend aber — weiß der Teufel, wie es kam — dachte ich und schwatzte ich von dir eine ganze Stunde lang, und zwar mit dem Komponisten Albert Methfessel, dem ich von dir und deinem Musik-Genie so Viel erzählte, bis er ordentlich ärgerlich wurde, dass ich ihm meine von dir so trefflich komponierten Lieder nicht schnell verschaffen konnte. Ich gestehe dir, ich selbst möchte sie gern zuweilen hören, sintemal Keiner von Denen, die sich daran versucht, sie so hübsch komponiert hat wie du*), der du den speciellen Vortheil hattest,

*) In dem Nachlasse des verstorbenen Joseph Klein befindet sich u. A. eine noch ungedruckte treffliche Komposition des Heine'schen Gedichts: „Die Grenadiere," über

eben so verrückt gewesen zu sein, wie der Verfasser der Texte. Gestehen muss ich zwar auch, dass ich mehre Kompositionen derselben nicht kenne, z. B. die Melodien, die ein Ries in Berlin dazu gesetzt hat und die sehr hübsch sein sollen. Unser Fr . . . . hat mich blamiert. — Ich versprach dem Methfessel, dir umgehend zn schreiben und obige Kompositionen von dir zu verlangen. Wenn du es wünschest, schafft er dir auf der Stelle einen guten Verleger. Er wird nämlich vielfach angegangen, gute Lieder zu empfehlen. Er selbst will sich jetzt ganz zur Oper wenden. Ich zweifle nicht, dass es ihm gelingt. Was einen Verleger betrifft, so vermag auch ich selbst für einen solchen zu sorgen. Auch für den Beifall. Wenn dieses dir also gefällt, so schicke mir besagte Liederkompositionen hierher mit der fahrenden Post, und zwar sobald du nur kannst, indem ich nicht weiß, ob ich länger als zwei Monate noch hierbleibe. Meine Adresse ist: „An den Herrn H. Heine, Dr. Juris, per Adresse Moriz von Embden auf dem Neuen Wall Nr. 167 in Hamburg.“ Diese Adresse ist sicher. —

---

welche Heine sich ganz entzückt aussprach, als ihm dieselbe im Jahre 1854 von einigen Mitgliedern des Kölner Männergesangvereins bei deren Anwesenheit in Paris vorgesungen ward.

Schreib mir auch, wie es dir geht, Kreisler. Mit meiner Gesundheit geht es besser. Juli habe ich Göttingen verlassen und reiste für meine Gesundheit. Auf Norderney, einer Insel der Nordsee, wo ich das Seebad gebrauchte, fand ich mich zufällig mit S . . . . zusammen. Der S . . . . hat geheirathet, damit die liebe, gute, treuherzige Race nicht verloren gehe. — Frühjahr will ich nach Berlin zurückkehren. Ich bin unterdessen sehr berühmt geworden. Verdiene es auch; schon allein aus dem Grunde, weil ich Wenig schreibe.

Die Ideenassociation des Wenigschreibens führt mich auf Johann Baptist Rousseau — hast du von ihm Nichts gehört? Meine kränkliche Unumwundenheit hat ihm am Ende, und gewiss mit Recht, missfallen, und er hat mir in vollgültiger Form die Kameradschaft aufgekündigt. Im Grunde ist er auch zu gut für mich. Ich liebe ihn und schätze ihn. Lass ihn froh sein, dass er mich nicht ganz versteht; er kann um desto lebensglücklicher sein und weniger in Gefahr gerathen, vom Teufel geholt zu werden. Nicht wahr, der Kerl — ich meine nicht den Teufel, sondern im Gegentheil Rousseau — ist ein guter Kerl, eine Seele voller Seelengüte; hoffe, noch ehe ich sterbe, ihn wiederzusehen und ihm lachend zu zeigen, dass Alles nur

ein Spaß ist, sogar die Liebe, die uns so besonders ernsthafte Gesichter schneiden macht. O Johannes, komponiere mir doch ein brillantes Musikstück, wobei die eine Hälfte der Zuhörer vor Lachen und die andre Hälfte vor Weinen sich nicht zu halten weiß. Johannes, geh oft in die Kirche, komponiere viel, schreib mir viel, sei vernünftig, grüß mir Smets, lass ihn eine Messe für mich lesen, und lebe wohl!

46. An Karl Simrock.

Herrn Karl Simrock aus Bonn,
Referendarius beim Stadtgerichte in Berlin.

Hamburg, den 30. December 1825.

Lieber Simrock!

Du hast mir mal geschrieben, dass einer unserer Landsleute, Ries, einige meiner Lieder in Musik gesetzt hat. Kannst du mir nicht diese Kompositionen verschaffen? Du thust mir einen sehr großen Gefallen. Eine liebe Sängerin hat mich nämlich gestern Abend dreiviertel Stund' lang gequält, ihr einige Kompositionen meiner Lieder zu

besorgen. Du siehst, lieber Freund, wenn ich die Leute nöthig habe, so schreibe ich ihnen. Du aber hättest wohl verdient, dass ich dir früher mal schreiben sollte; hab' ich doch vor geraumer Zeit den „Musenalmanach“ mal zu Gesicht bekommen und in einigen Reimen gesehen, dass du, den ich gleich als den Verfasser erkannte, noch mit Freundlichkeit an mich denkst — an mich, der ich dir auf deinen lieben Brief vorigen Winter nicht geantwortet habe. Entschuldigungen hab' ich genug — Krankheit, Jurisprudenz und Faulheit. Erstere hielt mich sehr niedergedrückt; doch jetzt geht es besser. Seit August hab' ich Göttingen verlassen, reiste nach der Insel Norderney, wo ich mit Erfolg das Seebad gebrauchte; und jetzt will ich hier überwintern und mit den ersten Schwalben nach Berlin zurückkehren. Dort hoffe ich dich zu sehen. Mit historischen Studien und Vorarbeiten zu künftigen Werken bin ich jetzt noch beschäftigt. Poetisches fließt wenig aus meiner Feder.

Die gute Aufnahme meiner ersten Produktionen hat mich nicht, wie es leider zu geschehen pflegt, in den süßen Glauben hineingewiegt, ich sei nun ein für alle Mal ein Genie, das Nichts zu thun braucht, als die liebe klare Poesie geruhig aus sich herausfließen und von aller Welt bewundern zu

lassen. Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Literarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tiefern Geiste sein muss, bloß zum Gefallen des müssigen Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst du dir wohl vorstellen, dass ich manchen Anforderungen und Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter Andern mein Freund Rousseau unwillig geworden, dass ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Du magst sagen, was du willst, er hat wahrhaftig echtes Talent und verdient, schon seines Herzens wegen, ein besseres Schicksal in der Literatur. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben. Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiste minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun, als etwas Nichtiges.

Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürrischen Ernst, der mich anwandelt; auch dich wird er einst erfassen, wenn du mancher Dinge überdrüssig bist, die dich vielleicht jetzt noch amüsieren. Ich darf glauben, dass wir manche Anschauungsweise mit

einander gemein haben, und daher erklär' ich's mir auch, warum dir, Simrock, manches Gedicht von mir zusagen kann, und warum auch ich in manchem Gedichte von dir, das mir seitdem durch den „Gesellschafter“ und durch den „Musenalmanach“ zu Gesicht gekommen, eine geistige Blutsverwandtschaft geahnt habe. Über die ersten Ergüsse der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe sind wir Beide schon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyrische hervortreten lassen, so ist es doch ganz und gar durchdrungen von einem geistigern Elemente, von der Ironie, die bei dir noch goethisch freundlich gaukelt, bei mir hingegen schon ins Düsterbittere überschnappt. Ich wünsche sehr, dass deine Ironie jenes heitere Kolorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, auch aus deinen Gedichten werden mir einst weniger Rosen und mehr Belladonnablüthen entgegenduften.

Doch, ich wollte ja bloß wegen der Ries'schen Kompositionen schreiben. Was sie kosten, im Fall sie gedruckt sind, oder was das Abschreibegeld betragen mag, im Fall sie noch Manuskript sind, will ich gern bezahlen. Schick mir die Sachen nur recht bald per fahrender Post unter Adresse an den Dr. jur. H. Heine bei Moritz von Embden, Neuerwall Nr. 167 in Hamburg.

Und nun lebe wohl und bleib freundschaftlich gewogen

deinem Freund und Landsmann

H. Heine.

---

47. An Moses Moser.

Hamburg, den 9. Januar 1826.

Lieber Moser!

Ich hoffe, dass mir Cohn einen langen Brief von dir mitbringt. Ich bitte dich, wenn er noch nicht abgereist ist, schick mir durch ihn die „Seebilder“ wieder zurück. Ich muss sie doch vor dem Abdruck nochmals durchsehen. — In Hinsicht Dümmler's erwarte ich deine Antwort. Ich hab' mich indessen jetzt einigermaßen anders berathen, und will das alte Intermezzo nicht nochmals abdrucken lassen; sondern ich will die neuen kleinen Gedichte gleichfalls in dem Buche, worin die „Harzreise“ und „Seebilder,“ als ein Ganzes aufnehmen. Es ist also jetzt bloß die Aufgabe, dem Dümmler ein Buch von circa 18—20 Bogen zum Verlag anzu-

bieten. Ich will diese Tage dem Kriminalrath Hitzig noch besonders über diesen Gegenstand schreiben.

Der L... von Gubitz hat trotz seines schriftlichen Zusagens die „Harzreise“ noch nicht im „Gesellschafter“ abgedruckt; der L... soll nie eine Zeile mehr von mir erhalten.

Lach nicht über meine Lappalien. Die Welt ist jetzt freilich von größeren Interessen erfüllt. Hier ging's in der merkantilischen Welt sehr stürmisch zu, und trotz meiner Isolierung von derselben hab' ich die Wirkung dieser Stürme empfinden müssen. — Ich lebe ganz isoliert, lese den Livius, revidiere meine alten Ideen, ergrüble einige neue Ideen und schreibe unbedeutendes schlechtes Zeug.

Über meine äußeren Angelegenheiten kann ich und will ich heute wenig sprechen. So Viel kann ich dir vertrauen: es steht mit mir besser, als ich selber weiß. — Wer mich am meisten quält, Das bin ich noch immer selbst. — Im Grunde bin ich jetzt auch innerlich so sehr bewegt, dass ich an nichts Äußeres denken kann. Wenn ich nur Ruhe gewinne, den „Rabbi“ ausschreiben zu können!

Mein einziger Umgang hier ist im Hause meiner Schwester, meiner Oheime, des Syndikus Sieveking, und des Kandidaten Wohlwill. — Mein Oheim zeigt sich mir sehr gnädig, sehr gnädig. —

Mit meiner Gesundheit geht es so ziemlich, ich leide aber noch immer. Die Wirkung des Norderneyer Seebades scheint heilsam gewesen zu sein.

Aber was machst du, guter, theurer Moser? Ist es dir bei deiner Vielseitigkeit noch immer leicht, mich zu lieben? Ich denke hier an dich weit öfter, als in Göttingen, weil ich hier isolierter lebe. Ich freue mich auf die Zurückkunft von Cohn. Er erzeugt mir viel Liebes, hat mir bei meinem Oheim viel Gnade bereitet, welches um so verdienstlicher ist, da Letzterer mit lauter Menschen umgeben ist, die mir feindselig sind. Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhasst. Ich bereue sehr, dass ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, dass es mir seitdem besser gegangen sei — im Gegentheil, ich habe seitdem nichts als Unglück. — Doch still hiervon, du bist zu sehr aufgeklärt, um nicht hierüber zu lächeln.

Grüß mir meinen Bruder, er ist ein guter Junge, und ich hoffe, dass er ein Mensch wird.

Apropos! ist Cohn noch nicht abgereist, so lasse ich ihn ersuchen, in der Maurer'schen Buchhandlung ein Exemplar meiner „Gedichte" zu kaufen und mir mitzubringen. Ich will ihm gern den Thaler wiederzahlen. Ich sag' es aus dem Grunde, damit du ihn nicht auslegen sollst. Es ist nur die

Frage, ob Cohn sich auch gern mit dem Buche belästigt, da man auf der Schnellpost Wenig mitnehmen kann. — Grüß mir Lehmann, Zunz und Gemahlin. Sag aber nicht an Zunz, daß ich Lehmann's Namen zuerst genannt.

Die Fonds haben gewiß auch dich sehr in Unruhe gesetzt. — Kann man in Berlin das letzte Heft der „Wiener Jahrbücher“ einzeln kaufen? Ich möchte dasselbe gern besitzen und will nicht, wie man hier verlangt, den ganzen Jahrgang bezahlen. Ich bitte dich, erkundige dich deßhalb. Auch such zu erfahren, wer darin die Recension über mich geschrieben*). Ist es nicht närrisch? kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrieen. Aber ich sage dir, Nichts als Widerwärtigkeiten seitdem. — Z. B. auch, daß ich um den Ruhm von 1825 geprellt bin. —

Leb wohl, schreib mir viel, besonders ob du mir noch mit ganzem Gemüthe wohlwillst. Wohlwill ist krank.

Dein Freund

H. Heine.

---

*) Der Verfasser jener ausführlichen Recension von Heine's „Tragödien“ war Wilhelm Häring.

48. An Moses Moser.

Hamburg, den 14. Februar 1826.

Lieber Moser!

Ich will dir nächstens ordentlich schreiben, recht ordentlich und heiter. Heute aber bin ich zu pressiert und verstimmt. Nur Weniges will ich dir mittheilen.

Unser Freund Cohn hat aus Thorheit oder aus Absicht mir Schlimmeres zugefügt, als der schlimmste Feind gegen mich ersinnen konnte. Während ich hier bis am Hals beschäftigt sitze, wohl desshalb auch die Menschen negligiere, hat mein eigener Schwager, der mich hasst, niederträchtige Gerüchte über mich verbreitet (z. B., ich spielte u. s. w.) und trieb auch deinen Freund Cohn an, der in der Absicht, mir zu nützen, der ganzen Welt die Ohren vollschwatzt: ich läge hier müßig, hätte kein Geld, mein Oheim müsse mir Geld geben u. s. w. Da Dieses mir zu Ohren kam, überzeugte ich den plumpen Gesellen, dass mir das Wenige, was ich hier brauche, nicht fehle, und ich bat ihn, sich um meine Angelegenheiten ferner nicht zu bemühen. Bis Augustmonat habe ich meine Gründe, mit ihm (Cohn) in intimer Freundschaft zu bleiben. Nun erfolgt aber an dich die Bitte: in Briefen an Cohn kein Wort über mich zu schreiben, überhaupt kein

Wort über meine Privatverhältnisse, keinen Rath für mich und Dergleichen zu äußern. — Solltest du dagegen handeln, so müsste ich, der in diesem Leben schon so viel verloren hat, auch dich und deine Freundschaft aufgeben. Es ist dies mein ernstestes Wort. Überhaupt muss ich dich selbst warnen, gegen solche Freunde auf deiner Hut zu sein. Er kompromittiert, ohne es zu wissen. Mündlich mehr.

Etwas länger, als ich beabsichtigte, bleibe ich hier. Ich muss Manches ausarbeiten. Auch den „Rabbi“ will ich — gegen deine engherzige Mahnung — hier fertig machen, und er soll schon im zweiten Theil meiner Reiseschriften erscheinen, deren erster Theil im Verlag von Hoffmann und Campe diese Ostern herauskommt. (Ich habe diesen ersten Theil für 50 Louisd'or verkauft.) Die schändlich misshandelte „Harzreise“ soll drin erscheinen, auch die spanischen Romanzen, die ich dir geschickt, sowie auch die „Seebilder,“ von denen mir Cohn sagte, dass er sie gelesen — du verstehst mich. — Erzähle keinem Menschen, was ich dir hier schreibe. Grüß mir meinen Bruder. Lebe wohl.

Dein Freund

H. Heine.

Adresse: An den Dr. jur. H. H., wohnt bei Kasang am Dragonerstall Nr. 42.

49. An Moses Moser.

Hamburg, den 24. Februar 1826.

Lieber Moser!

Obschon kopfmüde, kann ich doch nicht umhin, dir einige Zeilen zu schreiben. — Ich sehe, du hast den Marquis Posa abgelegt, und möchtest nun gern den Antonio präsentieren. Glaub mir, ich bin weder Tasso noch verrückt, und wenn ich bis zum furchtbarsten meine Entrüstung aussprach, so hab' ich dazu meine guten Gründe gehabt. — Es liegt mir Nichts daran, wie man von mir denkt, man kann auch sprechen von mir, was man will; ganz anders ist es aber, wenn man dieses Gedachte oder Gesprochene mir selbst, persönlich selbst, insinuiert. Das ist meine persönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Universität zweimal geschlagen, weil man mich schief ansah, und einmal geschossen, weil man mir ein unziemliches Wort sagte. Das sind Angriffe auf die Persönlichkeit, ohne deren Integrität ich selbst jetzt nicht existieren möchte. — Nun will ich dir erzählen: Der Mann meiner Schwester suchte, angereizt durch wohlverdiente Verachtung, die ich ihm zeigte, Rache an mir auszuüben, indem er mich und meine Lebensweise bei der ganzen

Welt verleumdete, und unter Anderm auch Cohn antrieb, bei meinem Oheim, zu meinem eigenen Besten, meine schlechte Lebensart zu schildern, um ihn anzuspornen, mich von hier zu entfernen. Da soll nun Cohn im Hause meines Oheims geäußert haben: ich sei ein Spieler, lebte müßig, müsse in schlechten Händen sein, ich hätte keinen Charakter, kurz Dergleichen mehr, sei es um sich wichtig zu machen oder aus Plumpheit, die auf solche Weise zu nützen glaubte. Da solche Menschen nun gefährlicher und schädlicher sind, als offenkundige Feinde, indem sie sich ein Air von Protektoren und Seelsorgern geben, so musste ich dich bitten, aus vielleicht wohlgemeinter Absicht Nichts gegen solche Menschen über mich zu äußern; sie unterstützen ihr Geschwätz gern, wenn sie aufweisen können, von den intimsten Freunden aufgefordert zu sein, „Etwas für den Menschen zu thun.“ Dieser Ausdruck schon allein kann mich toll machen. — Moser, ich weiß, du liebst mich, in meiner Seele ist nicht der geringste Unmuth gegen dich — aber gesteh offen: welche Bewandtnis hat es mit dem Geschwätz, dass du durch Cohn aufgefordert bist und der Kriminalrath Hitzig wieder von dir aufgefordert ist, in Berlin ein Unterkommen für mich zu suchen? Ja, ich bin rasend — Meine persönliche Ehre aufs

tiefste gekränkt; — was mich aber am meisten kränkt, Das ist, daſs ich selbst dran Schuld bin durch ein zu offenes und kindisches Hingeben an Freunde oder Freunde der Freunde. — Es soll nicht mehr geschehen, ich werde im Nothfall auch so absichtlich ernst aussehen wie ihr Andern. Daſs ich mit Cohn nicht förmlich zerfalle, und ihm erst den 1. August meine Meinung sage, ist auch nöthig. Er hat die Karre in den Dreck geschoben und kann sie wieder herausschieben. Hast du für einen alten Freund noch so viel Freundschaft, so bestärkst du ihn darin — er hat wenigstens die Absicht geäußert, seine Plumpheit wieder gut zu machen — und du bedenkst, daſs du, freilich nur mittelbar, dazu beigetragen hast, mir namenloses Leid zuzufügen. Ich bin ganz krank geworden vor Unmuth. Ich kann fast nicht schreiben. —

Es ist Thorheit von dir, wenn du äußerst, daſs ich im Ernst meine Freundschaft *** wollen; meine Freundschaft hängt nicht vom *** ab, sondern von unbedingten Gefühlen, von denen ich selbst beherrscht werde. Es ist ganz wie bei der Liebe, bei der meinigen, der H. Heine'schen. Du denkst anders, kannst meinethalben morgen wieder anders denken, es raubt dir Nichts von meiner Freundschaft. Das ist meine Toleranz.

Schreib mir mal; denn in deinem Briefe steht wirklich kein Wort. — Grüß mir unsere Freunde. Gans' Recension im „Morgenblatt" habe ich gelesen und die erste Hälfte leider nicht verstanden. Die Nachwelt wird Gans' Deutsch desto besser verstehen. — Mein neues Büchlein ist in vollem Gedrucktwerden; sobald es fertig ist, schick' ich's dir. — Es ist mir (das Buch) ganz gleichgültig, wie mir denn überhaupt die meisten Dinge keinen Spaß mehr machen. — Ich hab' dieser Tage meine Schwester verloren. Leb wohl, schreib bald.

H. Heine.

---

50. An Moses Moser.

Hamburg, den 23. des Monat Gans 1826.

Diese Nacht dachte ich mehre Stunden lang an dich, und unter Anderm machte ich die scharfsinnige Bemerkung: daß du mehr Scharfsinn habest als ich. — Stimmst du nun ein in dieses Urtheil, so musst du doch gestehen, daß ich einigen Scharfsinn besitze, und meinst du das Gegentheil des ausgesprochenen Urtheils, so hast du mir eo ipso eine Dosis Scharfsinn zugesprochen.

Was soll ich thun! Alles, was ich in der Brust habe, alle Gefühle meines Herzens gelten Nichts mehr bei dir, und wenn ich mich wieder bei dir in Kredit setzen will, so muss ich irgend eine einseitige Verstandesfähigkeit für mich vindicieren, da ich weiß, dass du auf Dergleichen Etwas zu geben pflegst. Was soll ich thun! Ich muss sogar den Verdacht auf mich laden, als hätte ich Verstand, Alles aus ambierender Freundschaft zu dir. Ich möchte die goldenen Hufen meines Pegasus bei einem Juden versetzen, nur um Verstand zu borgen. Gold versetzt, um Münzgroschen zu borgen. — Genug des Unverstandes und der unverständlichen Reden über Verstand — ich wollte mir nur den Anschein geben, als dächte ich Etwas dabei.

Das war eine gute Zeit, als der „Ratcliff“ und „Almansor“ bei Dümmler erschienen, uud du, lieber Moser, die schönen Stellen daraus bewundertest, und dich, während wir p ... ten, in den Mantel hülltest und pathetisch sprachest, wie der Marquis Posa. Es war damals Winter, und der Thermometer war bis auf Auerbach gefallen, und Dithmar fror trotz seiner Nankinghosen — und doch ist es mir, als ob es damals wärmer gewesen sei, als heute den 23. April, heute wo die Hamburger schon mit Frühlingsgefühlen herum-

laufen, mit Veilchensträußern u. s. w. u. s. w. Es ist damals viel wärmer gewesen. Wenn ich nicht irre, war Gans damals noch nicht getauft und schrieb lange Vereinsreden, und trug sich mit dem Wahlspruch: „Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni.“

Ich erinnere mich, der Psalm: „Wir saßen an den Flüssen Babel's“ war damals deine Force, und du recitiertest ihn so schön, so herrlich, so rührend, dass ich jetzt noch weinen möchte, und nicht bloß über den Psalm.

Du hattest damals auch einige sehr gute Gedanken über Judenthum, christliche Niederträchtigkeit der Proselytenmacherei, Niederträchtigkeit der Juden, die durch die Taufe nicht nur die Absicht haben, Schwierigkeiten fortzuräumen, sondern durch die Taufe Etwas erlangen, Etwas erschachern wollen, und dergleichen gute Gedanken mehr, die du gelegentlich einmal aufschreiben solltest. Du bist ja selbständig genug, als dass du es wegen Gans nicht wagen dürftest; und was mich betrifft, so brauchst du dich wegen meiner gar nicht zu genieren.

Wie Solon sagte, dass man Niemanden vor seinem Tode glücklich nennen könne, so kann man auch sagen, dass Niemand vor seinem Tode ein braver Mann genannt werden sollte.

Ich bin froh, der alte Friedländer und Bendavid sind alt, und werden bald sterben, und Diese haben wir dann sicher, und man kann unserer Zeit nicht den Vorwurf machen, daß sie keinen einzigen Untadelhaften aufzeigen könne.

Verzeih mir den Unmuth, er ist zumeist gegen mich selbst gerichtet. Ich stehe oft auf des Nachts und stelle mich vor den Spiegel und schimpfe mich aus. Vielleicht seh' ich des Freundes Seele jetzt für einen solchen Spiegel an; aber es kommt mir vor, als sei er nicht mehr so klar wie sonst.

Sei nicht mürrisch, weil ich es bin. Ich will dir in Allem Recht geben. Nenne mich ungerecht, und ich will dir Recht geben. Ja, was noch schlimmer ist als ungerecht, ich bin sogar subjektiv. Und in solcher ungerechten Subjektivität schmähe ich auf das schöne Wetter, auf Gans — — Nun, wenn ich das Aprilwetter mit dem gewöhnlichen Beiworte nenne, wirst du doch nicht böse sein? — Aber, o wetterwendischer, inkonsequentester Monat April, verzeih mir, daß ich dir Unrecht that und mit dem Dr. Gans dich zusammenstellte. Das verdienst du nicht! (Ich meine den Monat.) Es ist ein männlicher, konsequenter Monat, ein ordentlicher Monat u. s. w.

Grüß mir unsern „außerordentlichen“ Freund, und sag ihm, dass ich ihn liebe. Und Dieses ist mein seelenvollster Ernst. Er ist mir noch immer ein liebes Bild, obschon kein Heiligenbild, noch viel weniger ein verehrliches, ein wunderthätiges. Ich denke oft an ihn, weil ich an mich selbst nicht denken will. So dachte ich diese Nacht: mit welchem Gesicht würde wohl Gans vor Moses treten, wenn Dieser plötzlich auf Erden wieder erschiene? Und Moses ist doch der größte Jurist, der je gelebt hat, denn seine Gesetzgebung dauert noch bis auf heutigen Tag.

Ich träumte auch, Gans und Mardochai Noah*) kamen in Strahlau zusammen, und Gans war, o Wunder! stumm wie ein Fisch. Zunz stand sarkastisch lächelnd dabei und sagte zu seiner Frau: „Siehst du, Mäuschen?“ Ich glaube, Lehmann hielt eine lange Rede, im vollen Tone, und gespickt mit „Aufklärung“ „Wechsel der Zeitverhältnisse,“ „Fortschritte des Weltgeistes,“ eine lange Rede, worüber ich nicht einschlief, sondern im Gegentheil, worüber ich erwachte. Und wachend, wie gesagt, dachte ich an dich und machte die scharfsinnige Bemerkung:

---

*) Vgl. die Anm. zu dem Briefe Nr. 43, S. 232 ff.

daß du mehr Scharfsinn habest wie ich — quod erat demonstrandum.

Ich liebe dich

H. Heine.

---

51. An Dr. L. Zunz.

Hamburg, im heiligen Maimond 1826.

An Dr. Zunz, designierter Richter über Israel*), Vicepräsident des Vereines für Kultur und Wissenschaft der Juden, Präsident des wissenschaftlichen Instituts, Redakteur der „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums," Mitglied der Ackerbau-Kommission, Bibliothekar —

Bei letzterem Titel werde ich stehen bleiben, indem ich Ihnen anbei ein Exemplar meines neuesten Buches für die Vereinsbibliothek überschicke, mit der Bitte, im Fall letztere schon nach Arrarat**) versetzt ist, das besagte Exemplar an die Frau Doktorin Zunz zum Verbrauch in der Küche, gefälligst zu übergeben.

---

*) **) Bezüglich der obigen Anspielungen vgl. die Anm. zu dem Briefe Nr. 43 (an M. Moser), S. 232 ff

Der größte Theil dieses Buches ist Quelle, und ist daher nicht entbehrlich für die Geschichte unserer Juden. Ich aber bin mit aller Liebe und Freundschaft

Ihr Freund

H. Heine.

Dr. jur. und Mitglied des Vereines für Kultur und Wissenschaft der Juden im achtzehnten Jahrhundert.

P. S. Im zweiten Theil der „Reisebilder" erscheint der „Rabbi," und zwar sehr beschnitten — doch sollen in demselben Theile noch viele Kuriosa enthalten sein.

---

52. An Karl Simrock.

Hamburg, den 26. Mai 1826.

Lieber Simrock!

Erlaß mir alle Entschuldigungen für das späte Beantworten deines lieben Briefes. Ich danke dir für die mitgetheilte hübsche Melodie und für die liebevolle Theilnahme, die ich bei dir finde. Ich hätte dir auch früher geschrieben, wenn ich nicht

etwas Gedrucktes mitschicken wollte, und Das hat sich bis heute verzögert, und du erhältst anbei mein neuestes Büchlein, ganz frisch, wie es aus der Presse kommt. Aus dem Inhalt siehst du, dass es nicht auf die Neugier berechnet ist, und dass es nicht bloß das Interesse des Tages erregen will. Ich habe deßhalb alle Polemik daraus verbannt, obschon es mich sehr juckt, mal, besonders in Hinsicht der Literatur, meine Meinung zu sagen. Ich denke, in den folgenden Bänden der „Reisebilder" Das in Prosa zu bewirken, was ihr mit euren Xenien in Hexametern zu bewirken strebt. Ich bin nun mal ein isolierter Kauz und muss so ganz allein das Ding versuchen. Bleib mir nur gewogen und, wo es Noth ist, hilfreich. Willst du über den ersten Band der „Reisebilder" Etwas öffentlich sagen, so wär' es mir ganz besonders lieb, da ich dir ein bedeutendes Urtheil über mich zutraue, und du auch leichter, als Andere, meine Weise verstehst. Ich kann mich nun mal, trotz deines Protestierens, nicht von dem Gedanken trennen, dass du mir auch im Schlimmen geistig ähnlich bist, und ich muss dich lachend darauf aufmerksam machen, dass du, wenn du gar zu hart über mich urtheilen wolltest, auch zu gleicher Zeit über dich selbst den Stab brechen würdest.

Du wirst mich nicht missverstehen, lieber Simrock, und wenn du sehen könntest, wie ich in diesem Augenblick herzlich lache, du würdest es noch weniger. Wenn ich mich deinem Urtheil unterstelle, so erwarte ich etwas Strenges — —

Ich weiß nicht, wie ich durch Ideenassociation in diesem Augenblick auf Rousseau komme. Ich hab' jetzt seit Jahr und Tag Nichts von ihm gehört, hab' auch keine Lust, ihm zu schreiben, und du könntest mir vielleicht sagen, ob er noch lebt. O, sag mir, lebt man überhaupt noch am Rhein?

In meinem nächsten Bande der „Reisebilder" sollst du den Rhein fließen sehen. Ich hoffe, du bist damit zufrieden, dass ich die „Harzreise" umgearbeitet und in einer anständigen Gestalt erscheinen lasse. Sie sah „im Gesellschafter" so müffig aus und so trist, dass ich es als eine Ehrensache betrachtete, sie in einem besseren Aufzuge dem Publiko zu präsentieren. Ob dieses Letztere an den „Nordseebildern" Geschmack finden werde, ist sehr dubiös. Unsere gewöhnlichen Süßwasser-Leser kann schon allein das ungewohnt schaukelnde Metrum einigermaßen seekrank machen. Es geht doch Nichts über den alten ehrlichen Plattweg, das alte Gleise der alten Landstraße. Du kannst kaum glauben, lieber Simrock, wie sehr ich das Meer liebe;

ich will in Kurzem wieder aufs Wasser, und es kann wohl noch einige Zeit anwähren, bis ich wieder nach Berlin komme. Aber es dauert nicht allzu lang. Deine Briefe werden mich immer finden, wenn du sie an Hoffmann und Campe in Hamburg adressierst.

Mit meiner Gesundheit geht es noch immer nicht sehr glänzend, aber doch besser als sonst. Lebe wohl, bleib mir freundschaftlich gewogen, und erzähl mir, was du machst.

Grüße mir alle Gleichgesinnte

H. Heine.

---

53. An Wilhelm Müller,

den Dichter der „Griechenlieder“ 2c.

Hamburg, den 7. Juni 1826.

Ich ergreife die Gelegenheit, Ihnen bei Übersendung meiner „Reisebilder“ einige Worte des Herzens zukommen zu lassen. Ich hätte Ihnen schon längst schreiben und Ihnen danken sollen für die liebevolle Aufnahme, welche meine Tragödien und Lieder bei Ihnen gefunden. Aber ich wollte warten,

bis die trüben Nebel, die meine Seele umhüllten, in etwas zerronnen — ich war nämlich lange Zeit krank und elend. Jetzt bin ich es kaum noch zur Hälfte, und ein solcher Zustand könnte auf dieser Erde vielleicht schon Glück genannt werden. Mit der Poesie geht es noch besser, und ich hege viele freudige Hoffnungen für die Zukunft. „Die Nordsee“ gehört zu meinen letzten Gedichten, und Sie erkennen daraus, welche neue Töne ich anschlage und in welchen neuen Weisen ich mich ergehe. Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines „Intermezzo“-Metrum nicht bloß zufällige Ähnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müller'schen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das „Intermezzo“ schrieb. Ich habe sehr früh schon das deutsche Volkslied auf mich einwirken lassen; späterhin, als ich in Bonn studierte, hat mir August Schlegel viel' metrische Geheimnisse aufgeschlossen, aber ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämmtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einiger-

maßen volksthümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft. Ja, ich bin groß genug, es sogar bestimmt zu wiederholen, und Sie werden es mal öffentlich ausgesprochen finden, dass mir durch die Lektüre Ihrer 77 Gedichte zuerst klar geworden, wie man aus den alten vorhandenen Volksliederformen neue Formen bilden kann, die ebenfalls volksthümlich sind, ohne dass man nöthig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweiten Theile Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchsichtig klarer — doch, was spreche ich Viel von Formwesen, es drängt mich mehr, Ihnen zu sagen, dass ich keinen Liederdichter außer Goethe so sehr liebe wie Sie. Uhland's Ton ist nicht eigenthümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er seine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller ist Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln Alles, was ich an mir selbst tadle: wir sind uns im Irrthum verwandt, und er wird mir oft so unleidlich, wie ich es mir selbst werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir also rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Frische und jugendlichen Ursprünglichkeit. Mit mir selbst, wie gesagt, steht es schlecht, und hat es als Liederdichter wohl ein Ende, und Das mögen Sie

selbst fühlen. Die Prosa nimmt mich auf in ihre weiten Arme, und Sie werden in den nächsten Bänden der „Reisebilder“ viel prosaisch Tolles, Herbes, Verletzendes und Zürnendes lesen; absonderlich Polemisches. Es ist eine gar zu schlechte Zeit, und wer die Kraft und den freien Muth besitzt, hat auch zugleich die Verpflichtung, ernsthaft in den Kampf zu gehen gegen das Schlechte, das sich so aufbläht, und gegen das Mittelmäßige, das sich so breit macht, so unerträglich breit.

Ich bitte, bleiben Sie mir gewogen, werden Sie nie irre an mir, und lasst uns in gemeinschaftlichem Streben alt zusammen werden. Ich bin eitel genug, zu glauben, dass mein Name einst, wenn wir Beide nicht mehr sind, mit dem Ihrigen zusammengenannt wird — darum lasst uns auch im Leben liebevoll verbunden sein. Ich will nicht überlesen, was ich an Sie geschrieben; ich habe nur der Feder raschen Lauf gelassen, während ich an Sie dachte, und ich liebe Sie zu sehr, um lange zu überdenken, ob ich Ihnen zu Wenig oder zu Viel sage.

Ihr sehr ergebener

H. Heine.

---

54. An Moses Moser.

Norderney, den 8. Juli 1826.

Lieber Moser!

An meinem langen Stillschweigen haben die Götter Schuld. Ihnen schütte ich jetzt Alles in die Schuhe. Es ist das Bequemste.

Oft, zehntausend oft würde der Chinese sagen, denk' ich an dich, und es soll auch nicht lang dauern, bis ich dich wiedersehe von Angesicht zu Angesicht. Ich will diesen Winter, wenigstens zum Theil, in Berlin zubringen. Meine Gedanken hierüber sind noch nicht bestimmt geordnet. Es ist aber ganz bestimmt, daſs es mich sehnlichst drängt, dem deutschen Vaterland Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns, als die Qual persönlicher Verhältnisse (z. B. der nie abzuwaschende Jude), treibt mich von hinnen.

Mit meiner Gesundheit bessert es sich, obschon nicht ganz, doch allmählich, und ich vermag jetzt Bestimmtes auf die Beihilfe meiner Physis zu rechnen. — Jetzt schwimme ich wieder auf der Nordsee. Das Salzwasserelement sagt mir zu, es wird mir wohl und leicht zu Muth, wenn mein Kahn von den Wellen wie ein Ball hin und her geworfen

wird, das Ersaufen ist mir ein tröstender Gedanke, der einzige Trost, den mir der grausame Priester von Heliopolis gelassen hat — indem er dem Wasser keine Balken untergelegt.

Wie tief begründet ist doch der Mythos des ewigen Juden! Im stillen Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das schaurige Märchen, die Kleinen drücken sich ängstlicher an den Herd, draußen ist Nacht — das Posthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Messe. — Wir, die wir die Helden des Märchens sind, wir wissen es selbst nicht. Den weißen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt hat, kann kein Barbier abrasieren.

Dein Vereinsbild: „der riesige Christus mit der Dornenkrone, der durch die Jahrtausende schreitet,“ kommt mir oft ins Gedächtnis. Du bist milder und besser als ich, darum sind auch deine Bilder schöner, sanfter und versöhnender.

Mein Christus auf dem Wasser, zwölftes Seebild*), hat viel Unmuth gegen mich erweckt; sowie denn überhaupt meine „Reisebilder“ mir hinlängliche Feindschaften bereitet. Ich bin entzückt, daß dir das Buch gefallen. Wohlwill sagt mir, du wür-

*) Bd. XV, S. 330 ff.

dest eine Recension darüber schreiben. Das ist sehr edel von dir, sehr nobel u. s. w. Aber Scherz bei Seite, es war mir bei meiner fatalen Stellung sehr nützlich, daſs das Buch einige günstige öffentliche Urtheile gewonnen. Was du für das Buch thun kannst, Das thue. Auch meine financiellen Verhältnisse haben sich durch das Buch verbessert. Der zweite Theil soll Ende des Jahres gedruckt werden. Er soll viel Verwunderliches enthalten, z. B. den „Rabbi.“ „Und dich hat niemals rathend beschützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!“ Du hast Recht, und hast immer Recht.

Du bist mir der liebste meiner Freunde, und du verdienst es zu sein, weil dir an meinem Wohl und Wehe mehr liegt, als an dem Bild desselben. Solche Gesinnung verlang' ich. Ich freu' mich drauf, dich wiederzusehen.

Von hier aus mache ich einen kleinen Abstecher nach Holland; werde aber Anfangs September in Lüneburg sein, wohin du, wenn du mir schreiben willst, deinen Brief adressieren könntest. Sag Das auch meinem Bruder, der sonst nicht weiß, wo ich in der Welt bin. — Grüß mir Lehmann sehr herzlich; er hat es um mich verdient, daſs ich mit Liebe an ihn denke. Kurz vor meiner Abreise von Hamburg habe ich Madame Bella Veit besucht. —

In Cuxhaven, wo ich auf der Herreise neun Tage verbrachte, wegen konträren Windes, habe ich viele schöne Stunden in der Gesellschaft von Jeanette Jacobson, verehelichte Goldschmidt, verbracht. Nein, ich will dich nicht belügen, nicht der Westostwind, sondern die westöstliche Dame selbst hat mich neun Tage in Cuxhafen festgehalten*). O, sie ist schön und liebenswürdig! Wenn der Mann neben ihr steht, siehst es aus, als wäre sie unverheirathet; denn der Mann bedeutet Nichts, so unbedeutend ist er, — aber herzensgut.

---

55. An X. X.

Norderney, den 25. Juli 1826.

Lieber Freund!

Dir vielen Dank für deinen Brief, den ich in Ritzebüttel nebst dem Scott'schen Roman richtig

---

*) Nach dieser Angabe und dem nächstfolgenden Briefe an X. X. zu urtheilen, scheint das obige Schreiben an Moser falsch datiert zu sein, und mag wahrscheinlich, statt vom 8. Juli, vom 8. August 1826 stammen, wenn nicht der Brief an X. X. vom 25. und 28. Juni (statt Juli) zu datieren ist.

erhalten. Gestern Mittag bin ich hier angekommen. Acht Tage lag ich in Cuxhaven. Die Goldschmidt ist eine sehr schöne Frau; übrigens aber war es sehr langweilig in Cuxhaven, welches Nest, wenn es nicht unter Hamburgischem Schutz stände, mit etwas herberem Namen von mir benannt sein würde. Aber die Goldschmidt ist sehr schön.

Vorgestern Nacht um ein Uhr reiste ich ab von Cuxhaven. Es war eine wilde Nacht, und meine Stimmung war auch nicht von der sanftesten Sorte. Das Schiff lag hoch auf der Rhede, und die Jolle, worin ich abfuhr, um es zu erreichen, wurde dreimal von den unklugen Wellen in den Hafen zurückgeschlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte sich wie ein Pferd und Wenig fehlte, daſs nicht eine Menge ungeschriebener Seebilder nebst ihrem Verfasser zu Grunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Atomen die Sünde verzeihen — war mir in dem Augenblick sehr wohl zu Muthe. Ich hatte Nichts zu verlieren!

Hier sieht es sehr lebhaft aus. Die schöne Frau ist schon hier, sowie auch die Fürstin Solms, mit der ich vorig Jahr sehr angenehme Tage hier verlebte. Hab' auch schon gespielt, und mit mehr Glück als zu Cuxhaven, wo ich fünf Louisd'or verloren. Ich würde dir heute mehr schreiben, aber

das viele Bücken wird mir sauer. Der Tisch in der kleinen Fischerhütte, worin ich jetzt schreibend sitze, ist zu niedrig. Gott weiß, ob überhaupt auf diesem Tische jemals schon geschrieben worden. Er ist grün und schwarz angestrichen — ich komme wohlfeil zu dieser Bemerkung. —

Haben die Hamburger Pöbelblätter noch Etwas gegen mich losgelassen, so bitte ich dich, es mir mitzutheilen. — Verdammter Tisch!

Ich schreibe dir nächsten Tag mehr — verdammter Tisch! und ich denke auch, bald einen Brief von dir zu erhalten. Der liebevolle Antheil, den du an dem schlimmen Heine nimmst, erfreut mich unsäglich —

O wie ist es doch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich u. s. w. —

Du siehst aus diesen Versen, welch ein schlechter Mensch ich bin, und wie wenig ich die Güte und Liebe meiner Freunde verdiene! Doch zu unserm Trost sei es gesagt, statt jener Verse war ich im Begriff, etwas innigst Freundschaftlich-Seelenvolles zu sagen, und der ironische Teufel hat mir wieder, wie gewöhnlich, entgegengesetzte Worte untergeschoben. —

Leb wohl und so glücklich, als es einem honetten Menschen jetzt möglich ist.

Den 28. Juli 1826.

Die Post ist noch nicht abgegangen, und ich kann noch einige Zeilen nachschicken. — Es ist hier sehr amüsant. Wellengeräusch, schöne Frauen, gutes Essen und göttliche Ruhe. Dennoch fühl' ich mich sehr niedergedrückt. Es ist Erschlaffung, die nach großen Stürmen eintritt. Gedanken von papier maché, und käsige Gefühle. In diesem todten Zustande nehme ich dennoch viel' Naturanschauungen in mich auf, und verarbeitet die Phantasie manches begonnene Gedicht. „Seebilder" und neue Scenen zu meinem „Faust." — Ich werde wohl vier Wochen hier bleiben, und wenn ich meine Spielverluste — gestern hat sich Fortuna wieder von mir gewendet — wiedergewinne, werde ich wohl nach Holland gehen. Es liegt eine Süßigkeit eigener Art in dieser unbestimmten Lebensart, wo Alles von der Laune des äußeren Glückes abhängt. Erzähl nur bei Leibe Niemandem von dieser Thorheit. — Es macht mir Vergnügen, mich dir in all' meinen Schwächen zu zeigen.

Wenn du bald noch nicht abgeschreckt bist, werde ich dich wohl für dieses ganze Leben in Liebe

und Freundschaft behalten. — Gott! welche närrische Unterscheidungen haben wir Deutsche eingeführt! „Liebe und Freundschaft,“ „Speck“ und Schweinefleisch.“ —

In diesem Augenblick überfällt mich Sentimentalität — „meine Seele ist traurig!“ — ich schließe um so schneller.

H. Heine.

„Das Meer war so wild, daſs ich oft zu versaufen glaubte. Aber dies wahlverwandte Element thut mir nichts Schlimmes. Es weiß recht gut, daſs ich noch toller sein kann. Und dann, bin ich nicht der Hofdichter der Nordsee? — Sie weiß auch, daſs ich noch eine zweite Abtheilung zu schreiben habe.“

H. H.

56. An J. J.

Norderney, den 4. August 1826.

Lieber Freund!

Ich kann die Post nicht von hier abgehen lassen, ohne einige liebe Grüße an dich mitzuschicken. Das Bad bekömmt mir sehr gut, und das ist die Hauptsache, die ich dir mitzutheilen habe. Ich lebe hier nicht so vergnügt wie vorig Jahr, und daran hat gewiss meine Stimmung mehr Schuld, als die Menschen hier. Ich bin gegen diese oft ungerecht. So will es mich bisweilen bedünken, als sei die schöne Frau aus Celle nicht mehr so schön wie 1825. Auch das Meer erscheint mir nicht mehr so romantisch wie sonst. — Und dennoch habe ich an seinem Strande das süßeste, mystisch lieblichste Ereignis erlebt, das jemals einen Poeten begeistern konnte. Der Mond schien mir zeigen zu wollen, dass in dieser Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. — Wir sprachen kein Wort. — Es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Musik dazu. — Im Vorbeigehen fasste ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derselben — meine Seele zitterte und glühte. — Ich hab' nachher geweint.

Was hilft's! Wenn ich auch kühn genug bin, das Glück rasch zu erfassen, so kann ich es doch

nicht lange festhalten. Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel giebt mir Muth. — Ein schönes Auge, es wird noch lang in meiner Brust leben, und dann verbleichen und in Nichts zerrinnen — wie ich selbst.

Der Mond ist an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beständig, aber man kann seine Worte selten verstehen, und du, der Dritte, der jetzt das Geheimnis weiß, wirst reinen Mund halten, und so bleibt es verborgen in der eignen Nacht.

Das Leben hier ist ziemlich lebhaft. Der hannöversche Adel spielt hier die Hauptrolle. Eine Menge fürstlicher Personen. Die Fürstin Solms ist ebenfalls wieder hergekommen; wir verkehren nicht mehr so viel wie vorig Jahr, sie scheint mir nicht mehr so innig gewogen zu sein, und wenn wir uns begegnen, droht oder warnt sie immer mit dem aufgehobenen Zeigefinger und will nicht sagen, was Das eigentlich bedeuten soll. — An der schönen Cellenserin bewundre ich jetzt nur noch die Stimme. Ich sauge ein ihre Worte. Ich glaube gewiss nicht, dass sie mir gewogen ist, obschon sie letzthin zu mir sagte: „Sie kenne ich in und aus dem Sack.“

Leb wohl, so wohl man es in dieser Welt vermag.

Dein Freund

H. Heine.

57. An X. X.

Norderney, vielleicht den 16. August 1826.

Lieber Freund!

Eben bringt mir die Post deinen Brief vom 11. August, und da ein junger Freund im Begriff ist, mit günstigem Winde nach Bremen zu schiffen, so kann ich deine lieben Zeilen auf der Stelle mit einigen Grüßen erwiedern.

Das lichte Ereignis am Strande ist nicht so bedeutend, wie du glaubst und wie meine leicht erregbare Sentimentalität es anschlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herabschoss, in grausamer Schnelligkeit, und keine Spur zurücklässt — denn ich bin trist und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern! Für den überschickten Homer danke ich dir. Ich lese ihn, einsam am Strande wandelnd; und da kommen mir allerlei Gedanken. Überhaupt gehe ich viel am Strand spazieren, besonders Nachts bei Mondschein. Ich lebe ganz isoliert, und nicht mal, wie vorig Jahr, mache ich den schönen Weibern die Kour. Ich glaube, meine Betrübnis ist eine unselige Nachwirkung — sie wird vorübergehen.

Ich bleibe jetzt noch zehn bis vierzehn Tage hier und gehe dann nach Holland. Ich erwarte vor=

her noch einen Geldzuschuss von zwölf Louisd'or, denn unter meinen Pistolen ist eine verwünschte Sterblichkeit eingerissen. Ich bitte dich aber bei allen Göttern, mache mir keine Vorwürfe in Betreff des Spielens, nicht dieses hauptsächlich hat mich in Geldverlegenheit gebracht, sondern die Gutmüthigkeit, einem Landsmann Geld zu borgen. Übrigens spiele ich seit vorgestern nicht mehr, weil mich das ewige Verlieren ärgert, ich gab daher Jemanden mein Ehrenwort, nicht mehr zu spielen.

Deine Nachricht wegen Mlle. M. hat mich überrascht, obzwar ich dergleichen Extravaganzen von dieser kleinen Centaurin erwartete. Deine Erzählung von der schönen Frau, die sich nach mir erkundigt, intriguiert mich sehr. Ist es keine Mystifikation von dir? — Ein russischer Fürst K., der einst als Gesandter überall gewesen, erzählt mir hier viel Interessantes. Nous sommes inséparables. Er weckt in mir die Lust nach high life. Ich lerne schwimmen. — Mein Bruder schreibt mir, dass in Berlin die „Reisebilder“ noch immer stark gelesen und bekrittelt werden; im Ganzen würde ich gekreuzigt. Dass du Kleist jetzt zu lesen beginnst, freut mich. Er hat in höherm Grade, was dir bei mir gefällt. Er ist ganz Romantiker, will nur das Romantische geben, und giebt Dieses durch lauter

plastische Gestalten, so daſs er wieder äußerlich ganz Plastiker ist.

Dein Freund

H. Heine.

58. An X. X.

Lüneburg, den 6. Oktober 1826.

Lieber Freund!

Ich hab' dir lange nicht geschrieben; desto öfter hab' ich an dich gedacht. Das böse Fieber hat mich abgeschreckt, nach Friesland und Holland zu reisen; die Reise ist aber darum nicht aufgegeben. Ich gehe mal von Hamburg aus mit dem Dampfschiff direkt nach Amsterdam. Dennoch will ich meine letzte Reise beschreiben. Im Grunde ist es gleichgültig, was ich beschreibe; Alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht heraussehe, das sehe ich hinein. Leider befinde ich mich noch immer von Kopfschmerzen gequält, obschon das Bad mir erstaunlich heilsam war. — Hier hab' ich bereits acht große Seebilder geschrieben, höchst originell, vielleicht von nicht all=

zugroßem Werth, aber doch immer bemerkenswerth; und ich steh' dafür, sie werden bemerkt werden. Wenn es sich nur mit meiner Gesundheit etwas mehr bessert, so wird der zweite „Reisebilder"-Theil das wunderbarste und interessanteste Buch, das in dieser Zeit erscheinen mag. Ich übereile mich gar nicht. Lüneburg ist nicht an einem Tage gebaut. Und Lüneburg ist noch lange nicht Rom. Ich befinde mich schlecht und voll Poesie. Ein Reisender, der eben in ganz Deutschland gekreuzt, hat überall von meinen „Reisebildern" sprechen gehört. Gott! ich muss den zweiten Theil unendlich besser geben, es soll geschehen. Auf was für elendem Papier ist Tieck's „Cevennenkrieg" gedruckt! — Campe schreibt einen ganz allerliebsten Briefstil. Er könnte sich wahrhaftig seine „Reisebilder" selbst schreiben: man darf's ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig. — Hast du nicht gehört, ob der schwarze Ungehenkte *) noch viel über mich herumgelogen? Überhaupt wäre es mir lieb, wenn ich bestimmt wüsste, gegen welche Leute er gedroht hat, mich prügeln zu lassen. Das ist mir sehr wichtig; für die Folge denk daran. NB. Ich unterstreiche selten.

---

*) Vgl. den nachfolgenden Brief S. 294.

Und nun lebe wohl, behalte mich lieb und sei überzeugt, daſs mein Herz Repressalien gegen dich gebraucht.

Dein Freund

H. Heine.

---

59. An Moses Moser.

Lüneburg, den 14. Oktober 1826.

Lieber Moser, mein guter Moser!

Herzinniger Unmuth war Schuld, daſs ich zu Norderney meinen Brief an dich nicht ausschrieb. Wozu soll ich dir Jeremiaden schreiben? jetzt ist Vieles verwunden und ich kann dir in bestimmten Worten sagen: ich befinde mich besser als sonst, und meine äußere Lage ist so ziemlich erträglich. leidlich.

Bis Mitte des September blieb ich auf Norderney. Vom Anfang jenes Monats bis zur Abreise fast der einzige übrigbleibende Badegast. Ich miethete mir ein Ewer und zwei Schiffer, und den Tag über fuhr ich beständig auf der Nordsee herum. Die See war mein einziger Umgang — und ich habe nie einen besseren gehabt. — Nächte am Meer;

wunderherrlich, groß. Ich dachte oft an dich. Ja, es kam mir vor, als finge ich jetzt erst an, dich zu begreifen. Große Natureindrücke müssen unsere Seele erweitern, ehe wir den ganzen großen Menschen fassen können. Bleib mir nur gut; werde nur nie irre an mir. Ich will ja gern all meine Gebrechen eingestehen und mich vor dir beugen.

Nur Das beleidigt mich, daſs du so groß bist und doch so ablehnend bescheiden, während ich so viel kleiner bin und so viel Anerkennung verlange.

Ich habe die letzte Zeit viel gelitten, und jetzt fühl' ich mich erst wieder fähig, ruhig zu denken und zu schaffen. Im Januar werde ich wohl wieder auf eine kurze Zeit in Hamburg sein, und dort soll Ostern der zweite Theil der „Reisebilder“ gedruckt werden. Dieser Theil soll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muſs etwas Gewaltiges geben. Die zweite Abtheilung der „Nordsee,“ die den zweiten Band eröffnen wird, ist weit originaler und kühner, als die erste Abtheilung, und wird dir gewiſs gefallen. Ich habe eine ganz neue Bahn darin gebrochen, mit Lebensgefahr. Auch den rein freien Humor habe ich in einem selbstbiografischen Fragment versucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch

nie den reinen, urbehaglichen Humor. Auch soll der zweite Band eine Reihe Nordsee-Reisebriefe enthalten, worin ich „von allen Dingen und von noch einigen" spreche. Willst du mir nicht einige neue Ideen dazu schenken? Ich kann da Alles brauchen. Fragmentarische Aussprüche über den Zustand der Wissenschaften in Berlin oder Deutschland oder Europa — wer könnte die leichter hinskizzieren als du? Und wer könnte sie besser verweben als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geschichte, — welche reiche Themata! Du wirst es nie bequemer bekommen; und ich seh' voraus, du wirst nie ein ganzes Buch schreiben, und keins, was gleich die ganze Welt liest. Es ist nicht so sehr die Lust, mich mit deinen Federn zu putzen, sondern mehr der liebevolle Zug, dich geistig in mein geistigstes Wesen aufzunehmen, dich den gleichgesinntesten meiner Freunde. Willst du aber über jene Themata etwas Abgeschlossenes schreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, so will ich ihn — versteht sich, ohne dich zu nennen — als fremde Mittheilung in dem zweiten Theile meiner „Reisebilder" aufnehmen. Du kannst ja sehr populär schreiben, wenn du nur willst. Und meine Diskretion verbürge dir mein Ehrenwort. Denk darüber, und sag mir deinen Willen. Es ist eine Lieblingsidee von mir seit acht

Tagen, und ich möchte nicht, daſs du sie ganz gleichgültig von der Hand wiesest. —

Mein Bruder ist jetzt hier, und wir sprechen Viel von dir. — Von Zunz habe ich einige Zeilen erhalten; grüße ihn herzlich von mir. — Auch Gans grüße. Ich hoffe nicht, daſs Gans, der fast noch Brandfuchs des Christenthum ist, schon zu christeln anfängt! Nein, unser G. G. Plumper hat mich belogen. Sollte er es aber jemals thun, so wird ihm dein als Weltheiland gekreuzigtes Christenthum schmerzlich zurufen: „Dr. Eli! Dr. Eli! lama asabthani?“ Grüß mir den guten Gans und sag ihm, daſs ich ihn sehr liebe. Ich denke täglich an ihn und sein liebes Herz, und er wird immer einen innigen Freund an mir haben. — Hast du von Roberts Etwas gehört? Ich unglücklich saumseliger Briefschreiber hab' in der letzten Zeit meine besten Freunde ohne Brief gelassen. — Grüß mir auch Leßmann. Mein Bruder sagt mir, er schriebe ein großes historisches Werk. —

Daſs ein stinkiger Jude in Hamburg überall herumgelogen hat, er habe mich geprügelt, wirst du gehört haben. Der Schweinhund hat mich bloß auf der Straße angegriffen, ein Mensch, den ich nie im Leben gesprochen habe. Jenen Angriff (er hat mich kaum an dem Rockschoß gefaſst, und das Volks-

gewühl des Burstahs hat ihn gleich fortgedrängt), jenes Attentat, jenen Konat hat der Kerl noch obendrein abgeleugnet, als ich ihn desshalb bei der Polizei verklagte. Dies war mir Alles, was ich wünschte. Er sagte aus, ich hätte ihn wegen eines Grolls von 1815 (ich war damals noch gar nicht in Hamburg) in meinen Schriften angegriffen*) und nachher auf der Straße. — Die Geschichte wurde von infamen Schurken hinlänglich benutzt. Doch wozu dir solche schmutzige Notizen schreiben! — Lass dich auch nicht ängstigen, wenn man dir sagt, man wolle mir Arm und Bein entzweischlagen. Es thut mir leid, dass ich nie gegen dich geprahlt habe mit den Gefahren, die ich schon im Leben bestanden; für mich ist gesorgt. — Und nun lebe wohl und behalte mich lieb.

Dein Freund

H. Heine.

Briefe an mich schick nur an
Dr. jur. H. H. bei S. Heine in Lüneburg.
Mein Bruder grüßt dich.

---

*) Die Affäre bezieht sich auf den „schwarzen, noch ungehenkten Makler" in der „Harzreise" (Sämmtliche Werke, Bd. I, S. 120). Vgl. den vorhergehenden Brief.

60. An Karl Immermann.

Lüneburg, den 14. Oktober 1826.

Lieber Immermann!

Soll ich wegen meines langen Stillschweigens Ihnen lange Entschuldigungen schreiben? Ich überlasse Ihnen selbst dies Geschäft. Sie wissen ja, wie so einem armen Subjektivling zu Muthe ist, und man braucht es Ihnen nicht erst weitläuftig auseinanderzusetzen. Äußere Begebenheiten drängten sich bei mir allzu sehr, als dass zum Mittheilen Zeit übrig blieb. Ich verließ Göttingen, suchte in Hamburg ein Unterkommen, fand aber Nichts als Feinde, Verklatschung und Ärger, gab aus Gegentrotz den ersten Theil der „Reisebilder“ heraus (ich habe sie Ihnen geschickt; haben Sie sie erhalten?), reiste zum zweiten Male nach dem Norderneyer Seebad, schwamm und kreuzte verdrießlich auf der Nordsee herum, und bin vor drei Wochen hier im Schoße meiner Familie zurückgekehrt, bedeutend gesunder, aber noch immer krank, kirchhofruhig, und in der Absicht, einige Monate oder so lange hier zu bleiben, bis die Langeweile mich forttreibt. Aber was kein Mensch weiß, und was ich bloß Ihnen

sage — und was Sie keinem Menschen wiedersagen dürfen — Das ist mein Plan, mein wiedergefasster Plan, Deutschland auf immer zu verlassen, nachdem ich diesen Winter noch einige Zeit in Hamburg verweilt, wo ich den zweiten Theil der „Reisebilder“ alsdann drucken lasse. Von da soll es zur See nach Amsterdam gehen, und von da nach Paris. O, wie lieb' ich das Meer! Ich bin mit diesem wilden Element so ganz herzinnig vertraut worden, und es ist mir wohl, indem es tobt. An Varnhagens habe ich, seit ich ihm die „Reisebilder“ geschickt und die liebevollste Antwort erhielt, noch nicht wieder geschrieben, aber diesen Freunden werde ich jenen Reiseplan nicht verhehlen; hat ja Varnhagen selbst ihn veranlasst durch seinen Rath. Sonst heißt es noch immer unter meinen Freunden, ich käme nach Berlin, um dort zu lesen.

Wahrlich, ich habe viel zu schwache Nerven, um in Deutschland bleiben zu können. Ja, hätte ich die Kraft meines Immermann, diese täglich wachsende Kraft!

Ich habe unterdessen Ihren „Cardenio“ gelesen. Ich bin begeistert für dieses Buch. Es ist das beste Buch, das ich schreiben wollte. Und doch ist es ein Glück für dieses Buch, dass ich es nicht geschrieben habe. Dieser Cardenio hat alle phan-

tastischen Krankheiten Heine's, und doch zugleich alle unverwüstliche Gesundheit Immermann's. In diesem Buche haben sich unsere Seelen ein Rendezvous gegeben; und es ist noch außerdem ein allerhöchst vortreffliches Buch, bis jetzt mein Lieblingsbuch. — Verzeih mir, Immermann, die Eitelkeit, daſs ich mir auf dieses Buch Etwas einbilde.

Ich würde Ihnen noch immer nicht geschrieben haben, wenn nicht ein äußerer Anlaſs gekommen. Wenn Sie nicht lachen wollen, will ich Ihnen solchen gründlich bekennen: Vorigen Winter hörte ich, daſs in den Wiener „Jahrbüchern“ eine gar merkwürdige Recension meiner Tragödien erschienen und da ich damals ganz isoliert lebte, hatte ich Müh' und Noth, jenen Band zu Gesicht zu bekommen, und nachdem Dieses erlangt war, konnte ich trotz aller Müh' und Noth nicht zum Besitz jenes Bandes kommen, da die Buchhändler erst ihn von Wien verschreiben zu müssen vorgaben, auch ihn nicht einzeln aus dem ganzen Jahrgang herausgerissen verkaufen wollten u. s. w., und ich war froh genug, als ich ihn endlich durch die Freundschaft meines Verlegers späterhin erhielt. Dieses Alles drängte sich mir wieder ins Gedächtnis, als ich gestern den neuesten Band der „Wiener Jahrbücher“ zu Gesicht bekam und eine augenscheinlich

vom Verfasser, der mich recensiert hat,*) gleichfalls geschriebene, unmenschlich lange Recension Ihrer sämmtlichen Werke darin fand. Obzwar nun diese mir zu hart, ja zuweilen höchst ungerecht dünkt, und Nichts weniger als mit meinen Ansichten über Sie zusammenstimmt, so enthält sie doch viel Gutes und Schönes, und es freute mich, daß Sie doch wenigstens einmal ordentlich und großartig gewürdigt worden. Zu gleicher Zeit aber dachte ich mir den armen Immermann isoliert in einer preußischen Festung und gewiß nicht im Stande, jenen Band aufzutreiben, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als meinem Freund und Verleger, dem Buchhändler Campe in Hamburg, sagen zu lassen, daß er jenen Band der „Wiener Jahrbücher“ mir durchaus überlassen und Ihnen, als ein Geschenk von mir, so bald als möglich zuschicken solle. Nun denk' ich also, daß Sie wahrscheinlich bald im Besitz jenes Bandes sein werden — Und nun lachen Sie! Ich gebe Ihnen selbstlachend die Erlaubnis.

Ich habe in Hamburg sehr Vielen den Immermann gepredigt, und so ist auch jener Campe ein Verehrer von Ihnen. Ist Ihr alter Zeitschriftplan noch immer warm in Ihrem Kopfe, so wäre

---

*) W. Häring (Willibald Alexis).

Campe wohl der Mann, der eine wohlberechnete Zeitschrift, redigirt von uns Beiden, wohl verlegen würde, wenn ich ihm diesen Winter in Hamburg persönlich die Sache darstelle. Ich kann jetzt wieder fleißiger die Feder führen, und ich möchte wohl, daſs wir Etwas zusammen herausgäben. — Bei dem verunglückten „Rheinblüthen“-Almanach sind Sie freilich durch mich geäfft worden. Doch ich ward es nicht minder. Lassen Sie sich nicht abschrecken! Wollen Sie Etwas in den zweiten Band meiner „Reisebilder“ hineingeben, so steht Ihnen darin der beste Platz offen*), und ich berechne Ihnen zwei Louisd'or Honorar, die mir Campe für den Druckbogen giebt. Es wäre gar hübsch. Die „Reisebilder“ sind vor der Hand der Platz, wo ich dem Publikum Alles vorbringe, was ich will. Sie haben enormen Absatz gefunden und werden wohl bald eine zweite Auflage erleben. Ich denke indessen, der zweite und dritte Band soll noch besser ausfallen.

Meine Adresse ist: H. H., Dr. jur., bei S. Heine in Lüneburg.

Leben Sie wohl und behalten Sie recht lieb
Ihren Freund

H. Heine.

---

*) Die von Immermann in Folge dieser Aufforderung eingesandten Xenien siehe in Bd. I, S. 185—192.

61. An X. X.

Lüneburg, den 16. November 1826.

Lieber Freund!

Da ich so oft und viel und anhaltend an dich denke, so bin ich wahrlich nicht im Stande, zu sagen, ob ich es bin, an dem die Reihe des Schreibens ist, oder ob sie an dir ist. Ich befinde mich größtentheils en misère. Ich schreibe Wenig, aber das Wenige ist sehr gut, und wird dir gefallen. Ich denke viel, lese viel und es kann einst Etwas aus mir werden. Unser Buch schreitet, wenn auch etwas zu langsam, doch immer vortrefflich fort, es soll viel Freude und Angst machen. Du wirst sehen, le petit bon homme vit encore. Napoleon und die französische Revolution stehen darin in Lebensgröße. Ich lebe hier ganz isoliert. — Gestern erhielt ich einen Brief von Varnhagens; ich will den Brief der Dame dir mitschicken, bitte ihn bei Leibe Niemanden zu zeigen und mir solchen gleich zurückzuschicken. Er bezieht sich hauptsächlich auf meinen Brief, vorzüglich auf meinen Plan: nach Paris zu reisen und dort ein europäisches Buch zu schreiben. Von diesem Plan darf Niemand Etwas wissen. Ich denke etwas Besseres zu liefern, als die Mor-

gan; die Aufgabe ist, nur solche Interessen zu berühren, die allgemein europäisch sind. —

Gestern hab ich auch Müllner's Schnöditäten über meine Reisebilder im Mitternachts-Blatt gelesen. Dieser Mann kann doch nur verletzen, und hat gewiss geglaubt, mein Teufel bezöge sich auf ihn. Er sieht überall nur sich. — Einige Freunde dringen darauf, dass ich eine auserlesene Gedichtesammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, dass sie ebenso populär wie die Bürger'sche, Goethe'sche, Uhland'sche u. s. w. werden wird. Varnhagen giebt mir in dieser Hinsicht manche Regeln. Ich würde einen Theil meiner ersten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar, und zwar mit doloser Umgehung, gegeben hat; ich nehme fast das ganze „Intermezzo“ — Das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die spätern Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte und nicht fürchtet, dass die „Reisebilder“ dadurch beeinträchtigt werden. Wie gesagt, ich wollte für dieses Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erfordernisse des Popularwerdens wären meine einzigen Rücksichten, es wäre meine Freude, Maurern und

Dümmlern zu zeigen, dass ich mir doch zu helfen weiß, und dieses Buch würde mein Hauptbuch sein und ein psychologisches Bild von mir geben — die trüb-ernsten Jugendgedichte, das „Intermezzo," mit der „Heimkehr" verbunden, meine blühenden Gedichte, z. B. die aus der „Harzreise" und einige neue, und zum Schluss die sämmtlichen kolossalen Epigramme. Ich nenne diesen Plan hübsch, weil ich noch manchen hübschen Einfall damit verbinde, indem ich, das Publikum kennend, ihn an dessen Tagesinteressen zu knüpfen wüsste; ich hätte doch keine leichte Arbeit, z. B. die Vorrede. — Doch mein Papier geht zu Ende. Schreib bald, behalte mich lieb, und sei überzeugt, dass ich armer, matter Mensch, dessen Kopf in diesem Augenblick so arm und matt ist, doch immer warm und herzlich bleibe

dein Freund

H. Heine.

62. An X. X.

Lüneburg, den 1. Januar 1827.

Glück zum neuen Jahr! 1827!

Recht herzlichen Glückwunsch, lieber Freund! Ich sitze nur gar zu sehr bis am Hals in Schreiberei, sonst würde ich dir Viel schreiben — aber ich muss mich beschränken. Daher nur wenige Worte auf dein gestriges liebes Schreiben.

Du musst in den Seebildern „ausschilt“ statt des unrichtigen „ausschaltet“ setzen*). Auch kannst du**) „gottbefruchtete Jungfrau“ statt „gottgeschwängerte“ setzen. Übrigens bezieht sich Das auf die Königstöchter, die Juno immer verfolgte, wenn Jupiter sie geschwängert hatte, wie sie denn auch den Herkules, den 12-Wunderthäter, als solchen Gottessohn verfolgt. Die „Metze“ lass' ich mir aber nicht nehmen, die muss stehen bleiben, und dieses plebejische Schimpfwort giebt eben der schönen Sonne das tragische Mitleiden — am Ende muss sie durch diese Ehe untergehen — „Sonnenuntergang“.

---

*) In dem Gedicht: „Untergang der Sonne,“ Bd. XV, S. 340.

**) In dem Gedicht: „Die Götter Griechenlands,“ Bd. XV, S. 345.

Übrigens sahst du recht, die drei Bilder sind gut. Sie zeigen mein Steigen im tragischen Humor. Der zweite Theil soll noch viele solcher Klänge enthalten. Leider muss ich, wenn ich kein Lump sein will, das Buch rasch fertig machen. „Unauslöschliches Gelächter“ ist ein homerischer Ausdruck, und muss bleiben.

Ist das Wort „Josty — Baisers*)“ nicht richtig geschrieben, so ändre es.

Dein getreuer

H. Heine.

---

63. An J. J.

London, Craven Street No. 32, Strand den 23. April 1827.

Lieber Freund!

Draußen schneit es und in meinem Kamin ist kein Feuer, daher ein kühler Brief. Obendrein verdrießlich und krank. Schon genug gesehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anschauung. London hat all meine Erwartung übertroffen in Hin-

*) In der ältesten Version des „Gesangs der Okeaniden,“ Bd. XV, S. 341.

sicht seiner Großartigkeit, aber ich habe mich selbst verloren. Ich habe noch wenig' Besuche gemacht — deine Freunde sah ich noch nicht — und das Theater war bis jetzt meine Hauptresource. — Ich friere und leide fürchterlich. — Ich bin zu krank, um Etwas thun zu können, doch meine nächste Arbeit soll die Vorrede meiner Gedichte sein. Hernach gehe ich an die Veränderung des „Ratcliff." — Ich werde höchstens bis Mitte Juni in London bleiben; alsdann gehe ich auf drei Monate nach einem englischen Seebad. Ich habe Letzteres durchaus nöthig. — Fürchterlich kostspielig ist das hiesige Leben, bisher hab' ich noch mehr als eine Guinee täglich gebraucht, 1½ Pfund hab' ich für Beköstigung und Trinkgeld noch auf dem Dampfschiff zu bezahlen gehabt, für meine wenigen Bücher hatte ich fast ein Pfund Zoll zu bezahlen u. s. w. Bücher selbst sind hier rasend theuer. — Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning.— Meine Freunde in der Westminsterabtei habe ich noch nicht besucht. — Wie wird es mir noch gehn in dieser Welt! Ich werde es, trotz meiner bessern Einsicht, nimmermehr lassen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freisinnig zu sprechen. Ich bin begierig, von dir zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übelgenommen. Am Ende will man doch ruhig am

Herde in der Heimat sitzen, und ruhig den „Deutschen Anzeiger“ oder die „Hallische Literatur-Zeitung“ lesen und ein deutsches Butterbrot essen. — Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht Einen, kein Mensch versteht Deutsch. — Leb wohl!

Dein Freund

H. Heine.

64. An X. X.

London, den 1. Juni 1827.

Lieber Freund!

Meine Schreibsaumseligkeit musst du nicht auf Rechnung meiner Gesinnung schreiben. Bin zu schlechtgestimmt, auch krank und verwirrt, um schreiben zu können. Von Berlin angenehme Briefe. Die unbekanntesten Menschen voll Enthusiasmus. Dagegen schreibt mir Varnhagen: „Aufsehn, viel Aufsehn macht Ihr Buch, und Dümmler und Konsorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffent-

lich ableugnen sollen, selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger" — kurz, aus serviler Angst wird Alles getadelt. Wie kontrastiert dagegen der offne süddeutsche Brief aus Augsburg. Es ist mir nichts Neues, daß mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach! ich bin gefesselt an Norddeutschland. Ein schöner Gedanke, Lieberalenhäuptling in Baiern zu werden. Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefesselt. Und dennoch muß ich hier mit Gold alle jene Anschauungen aufwiegen, die ich einsammle. Tage, wo ich ein paar Guineen ausgebe. Ich werde Nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Kosten. — Gestern dachte ich, ob ich nicht einige Aufsätze über England fürs „Morgenblatt" schreiben soll. — Aber Das ist auch nicht der Mühe werth. Ich muß mich darin politisch zähmen, und die Sachen verlören ihr Interesse, wenn ich sie als Buch wieder abdrucke. Das beste ist, ich gebe gar Nichts. Was ich seitdem aufgefasst, kommt dann desto schöner in späteren Produkten. Ich will so kein Narr sein und gute Bücher schreiben im Sinne Dümmler's. Ich lebe hier sehr isoliert; ich will es. Dennoch, Gott weiß, wie! haben die hiesigen Blätter untern andern wichtig politischen Nachrichten meine Anwesenheit in London angezeigt und bemerkt, daß

ich auf dem Weg nach Frankreich begriffen sei. Ich werde euch mündlich Viel erzählen.

Lebe wohl, behalte mich lieb und schreib bald

Deinem Freund

H. Heine.

— —

65. An Moses Moser.

London, den 9. Juni 1827.

Lieber Moser!

Verzeih mir meine lange Saumseligkeit im Briefschreiben. Ich war in der letzten Zeit ein allzu sehr gehetztes Thier. Vor meiner Abreise von Hamburg habe ich Sorge getragen, dass dir mein Buch geschickt wurde. Ich dachte, du wirst es als einen Brief betrachten. Du wirst daraus ersehen haben, was ich im letzten Jahr gedacht und gefühlt und gelitten. Ich denke, der „Le Grand“ wird dir gefallen haben; alles Übrige im Buche, die Gedichte ausgenommen, ist Futter für die Menge, die es auch mit vielem Appetit verzehrt. Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund

Wie ich hier lebe, kannst du dir wohl vorstellen, da du mich und England kennst. Ich sehe hier Viel und lerne Viel. In einigen Tagen will ich in ein englisches Seebad reisen. Die Herren B. A. Goldschmidt & Co. in London, denen ich meine Briefe adressieren lasse, haben Ordre, mir solche nachzuschicken. — Mit meiner Gesundheit will es sich noch immer nicht ganz bessern; mein altes Kopfleiden will nicht weichen. — Der Hauptzweck meiner Reise war, Hamburg zu verlassen. Ich hoffe, die Kraft zu haben, nicht zurückzukehren. Nach Berlin zieht es mich auch nicht sonderlich. Seichtes Leben, witziger Egoismus, witziger Sand. Hier ist Alles zu theuer und zu weitläufig. Viel Anziehendes hier — Parlament, Westminsterabbey, englische Tragödie, schöne Weiber. Wenn ich lebendig aus England herauskomme, so sind die Weiber nicht Schuld dran; sie thun das Ihrige. Englische Literatur jetzt erbärmlich, erbärmlicher noch als die unsrige — Das will Viel sagen. —

Wenn du dort in der Journalenwelt Etwas für den zweiten Reisebilderband thun kannst, so unterlaß es nicht. Es wird nicht an erbärmlichen Ausfällen auf mich fehlen; — und die Freunde sitzen gewöhnlich still. Auch ist es für Beamte, königlich preußische, etwas mißlich, über mein Buch

sich ehrlich auszusprechen. Ich will dich, den Nicht-beamten, darauf aufmerksam machen, aber ich weiß, es hilft Nichts, du bist zu tief, als daß man dich leicht zum Schreiben bewegen könnte. Ein bißchen Seichtigkeit wäre dir nützlich. Im Grunde, was ist tief? Ist die Grube tiefer als der flache Spiegel, der sie mit ihrer tiefsten Tiefe zurückstrahlt? — Lebe wohl und grüß mir Gans und Zunz, die beiden Freunde. Ich denke viel an Gans, und immer mit weicher herzlicher Gesinnung. Der Doktorin Zunz meine Grüße. Siehst du Bendavid, so grüß ihn von mir, sowie auch den alten Friedländer; es sind Menschen, die ich achte. Wenn du mir schreiben willst, so schreib mir bald. Grüß mir Leßmann. Dem Kriminalrath Hitzig, wenn du ihn siehst, meine Empfehlung; ich habe meinem Buchhändler vor meiner Abreise Ordre gelassen, ihm mein Buch zu schicken. —

Es ist heut' schönes Wetter; etwas Seltenes in London. Ich will meine Freundinnen, die Chinesinnen, die hier sind, besuchen.

Dein Freund

H. Heine.

66. An F. F.

Norderney, Noderney, Norderney, d. 20. August 1827.

Lieber Freund!

Wie du siehst, ich bin wieder in Norderney. Ich hörte, daß man hier sehr ungehalten gegen mich sei, mich todtschlagen wolle u. s. w. — und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als hieher zu kommen. „Nun, dazu gehörte Muth“ — riefen mir einige alte Bekannte entgegen, als sie mich ankommen sahen. Indessen, ich glaube, ich bedarf hier keines Muthes; nur das Kommen selbst, die Verachtung aller etwa zu befürchtenden Anfechtungen, dazu gehörte Muth. Ich habe diesesmal ein Recht zum Prahlen. Die Post ist im Begriff abzugehen, sonst geschähe es noch weit mehr. Ich kann dir auch heute noch nicht recht schreiben. — England hat mich in financieller Hinsicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen und ein schlechtes Buch, aber lukratives, schreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geist.

Dein Freund,

Dein bald Brief von dir erwartender Freund

H. Heine.

Doctor Juris auf Noderney.

---

67. An Moses Moser.

Hamburg, den 19. Oktober 1827.

Lieber Moser!

Wenn du mir auch nicht einen langen Brief schreiben willst, so schreib mir doch wenigstens so bald als möglich, ob du meinen Brief nebst der darin enthaltenen Anweisung von 22 Louisd'or auf Gebrüder Veit (ausgestellt von B. A. Goldschmidt & Co.) von London aus erhalten hast. — Ich bin im Begriff, Hamburg zu verlassen, und erwarte deinen Brief unter der Adresse von S. Heine in Lüneburg. Schreib mir nur gleich, und wenn es auch nur mit einer Zeile ist. Dein Stillschweigen und meine Nachlässigkeit ist mir plötzlich gar zur beunruhigend aufs Herz gefallen.

Dein Freund

(Ich bin im Begriff, nach München zu reisen. Von dort aus, oder noch auf der Reise, will ich dir interessante Dinge schreiben.)

68. An Moses Moser.

Lüneburg, den 30. Oktober 1827.

Lieber Moser!

Ich reise diesen Abend weiter, muss noch packen, daher wenig' Worte. Von Kassel aus will ich dir auf deinen lieben Brief ordentlich antworten. Ich reise nach München, wo mir Viel versprochen worden, und, was noch besser ist, bereits garantiert ist. Meine Gesundheit, die wieder rückgängig, erlaubt mir keine große Thätigkeit. Schrecklich, dass ich trotzdem, in bitterer Jahreszeit, reisen muss. Was die äußeren Zeichen meines Lebens in München sein werden, sind die von 1828 an dort erscheinenden „Allgemeinen politischen Annalen," die in regenerierter Gestalt unter meiner Redaktion erscheinen sollen. Ich wünsche, dass dieses wichtige, gar vornehm diplomatische Journal auch von dir mit geeigneten Aufsätzen unterstützt werden möge. Bestimme dir eine fortlaufende Rubrik, worunter du deine Bemerkungen über Zeit und Bücher mittheilst. Geh gleich an die Arbeit, damit ich, wenn auch nur ein paar Blätter für das Januarheft von dir erhalte. Die Hoffnung geht mir auf, dass jetzt endlich dir etwas Druckliches entlockt wird. Auf Verschwiegenheit

kannst du rechnen. Sag Gans Nichts. Dass ich dem Aristokratenknecht Goethe missfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, dass er Nichts mehr erschaffen kann. Raumer kann bezeugen, dass ich ihn schon vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch deinen letzten Brief bestochen worden.

Das „Buch der Lieder" ist Nichts als eine Gesammtausgabe meiner bekannten Gedichte. Durch Buchhändlergelegenheit hab' ich das Buch schon an dich von Hamburg aus abgeschickt. Es ist wunderschön ausgerüstet, und wird wie ein harmloses Kauffarteischiff, unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergessenheit hinabsegeln. Dass letzteres Buch ein Kriegsschiff ist, das allzu viel' Kanonen an Bord führt, hat der Welt erschrecklich missfallen. Der dritte Band soll noch fürchterlicher ausgerüstet werden, das Kaliber der Kanonen soll noch größer ausfallen, und ich habe schon ein ganz neues Pulver dazu erfunden. Soll nicht so viel Ballast wie der zweite Band führen. —

Da du die 5 Louisd'or noch nicht an Sethe besorgt hast, so wünsche ich, dass du für diese und

für die 4 Louisd'or, die ich bei dir zugut habe, d. h. also für 9 Louisd'or, mir ein Wechselchen auf Frankfurt a. M. kaufst und mir solches so bald als möglich nach Kassel nachschickst. Du adressierst deinen Brief an H. H. Dr. jur. poste restante in Kassel (Hessen). Da ich einige Tage dort bleibe, so hoffe ich deinen Brief zu finden. Solltest du die 5 Louisd'or schon nach meiner Ordre an Sethe befördert haben, so musst du mir diese 5 Louisd'or auf 4 Wochen wieder borgen. Ich fürchte nämlich, mit meinem Reisegelde nicht auszukommen, und erst bei meiner Ankunft in München kann ich Gelder haben. Ich weiß, du hilfst mir gern, und daher belästige ich dich. In vier Wochen, auf Ehrenwort, erhältst du die 5 Louisd'or zurück, im Fall du sie mir oberwähntermaßen leihest. Gottlob, dass meine Finanzen in besseren Zustand jetzt kommen; nur das Disponieren verstehe ich noch nicht.

Lebe wohl, grüße mir die Freunde, und unterstütze mich für die „Annalen." Ich bin, solang ich lebe, dein unwandelbarer

H. Heine.

69. An Julius Campe.

München, den 1. December 1827.

Lieber Campe!

Um Gotteswillen, lieber Campe! wie konnten Sie einem so unzuverlässigen Menschen wie Witt einen Brief für mich anvertrauen? Wussten Sie denn nicht, dass ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Witt*) haben kann und will? Ich habe Ihren Brief nicht erhalten. Sorgen Sie, dass er in keine unrechte Hände komme. Meine Adresse ist hier: H. H., Dr. jur., abzugeben in der Literarisch-artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Vor einigen Tagen bin ich hier angelangt, halb todt. Ich bin langsam gereist, überall, in Kassel, Frankfurt, Heidelberg und Stuttgart mich aufhaltend. Ich bin so krank, dass ich bis jetzt fast immer das Zimmer gehütet. Cotta, der mich hier erwartete und gleich nach Stuttgart abreiste, sowie der Dr. Lindner und Andre, womit ich hier zusammenstehe, haben mir sehr gut gefallen. Alle

*) Der bekannte Johannes Witt, genannt von Döring.

Verhältnisse zu meiner Zufriedenheit reguliert. Ich mag nun ein Amt nehmen oder nicht nehmen, für mein Lebensbedürfnis ist gesorgt. Ich brauche nicht mal zu schreiben, wo ich nicht will. Die „Annalen“ redigiere ich mit Dr. Lindner, sowie ich auch einige Hauptartikel des „Auslandes“ redigiere. Sein Sie ohne Sorge, Campe, der dritte „Reisebilder“-Band leidet nicht darunter, und ihm sollen meine besten Stunden gewidmet sein. Wären nicht dergleichen Rücksichten gewesen, so hätte ich mich vielleicht beschwätzen lassen, das „Morgenblatt,“ dessen Redakteur*) eben gestorben, oder die Hauptredaktion des „Auslandes“ zu übernehmen und dabei sehr, sehr viel Geld zu verdienen. Aber ich will frei sein, und wenn das Klima wirklich so fürchterlich ist, wie man mir droht, will ich nicht gefesselt sein; finde ich meine Gesundheit gefährdet, so packe ich meinen Koffer und reise nach Italien. Ich werde nirgends verhungern, an Ehrenbezeigungen ꝛc. liegt mir Wenig, und ich will am Leben bleiben. Überall auf meiner Reise fand ich die „Reisebilder“ en vouge, überall Enthusiasmus, Klage und Staunen, und ich hätte wirklich nicht geglaubt, schon so berühmt zu sein. Das hab ich

*) Der Dichter Wilhelm Hauff.

zwei Menschen zu verdanken: dem H. Heine und dem Julius Campe. Diese Beiden sollen auch zusammenhalten. Ich wenigstens werde so leicht nicht aus Verbesserungssucht und Gewinnsucht mich umändern. Ich denke, wir werden alt zusammen werden und uns immer verstehn. Nehmen Sie jetzt, wo ich doch unabhängiger als früher situirt bin, meine Versicherung unwandelbarer Gesinnung. Ich bin jetzt mit Ihnen zufrieden — doch ich schreibe heut konfus, ich wollte eigentlich sagen, dass ich eben jetzt, wo ich berühmt geworden, das Schicksal deutscher Schriftsteller befürchte, nämlich frühes Hinsterben. Im Ernst, theurer Campe, ich bin sehr krank.

Mein Bruder Gustav Heine präsentiert Ihnen eine Anweisung auf zehn Louisd'or. Ich bitte Sie, bezahlen Sie sie, obgleich ich erst Ostern von Ihnen Geld bekommen sollte. Ich bin kaum angekommen und will nicht gleich Geld nehmen (besonders nicht, um nach Hamburg zu schicken), und doch hatte ich meinem Bruder mein Ehrenwort gegeben, ihm zehn Louisd'or, die er mir bei meiner Abreise lieh, gleich zurück zu besorgen. Es ist zwar eine kleine Bitte, aber ich hoffe, dass Sie, obgleich es mein Bruder ist, mein Wort honorieren. Ich verlasse mich also darauf, und Sie sollen sich auch auf mich verlassen

können. Sehe ich aber, dass ich mich geirrt habe, so ist es billig, dass ich auch — Doch, Das sind überflüssige Worte, Sie wissen, wie ich denke, und ich weiß, wie die Welt sich herumdreht. — Im Grunde weiß ich gar Nichts. —

Ich bin heut ein krank altes Weib und schwatze.

Meinen Brief! Meinen Brief suchen Sie doch von Witt zurück zu erhalten oder schicken ihm meine Adresse zum Befördern desselben. — Ich höre von Merckeln, dass einer von Ihren beiden Hunden mein „Buch der Lieder" angebellt habe. Den Pastor*) sollen Sie behalten, er kuscht. Aber den Magister**), der den Lebrun immer umwedelt und an Gubitz apportiert, sollen Sie zum Teufel jagen, und auf keinen Fall auf meinem Papier mehr Plattdütsch pissen lassen. — Frankh in Stuttgart, ein unternehmendes Köpfchen, lobte Sie in Hinsicht der Auswahl Ihres Verlages. Ich seufzte und sagte ihm nicht, dass auch Sie einige niederträchtige

---

*) Dr. Pustkuchen-Glanzow, Verfasser der falschen „Wanderjahre" ꝛc.

**) Dr. Nikolaus Bärmann, der für den Berliner „Gesellschafter" korrespondierte, und dessen plattdeutsche Reimereien (Dat grote Höög- un Häwel-Book) auf demselben eleganten Papier wie Heine's „Buch der Lieder" gedruckt wurden.

Hunde halten, die Sie im Schranke verschlossen haben. Halten Sie sich deren so viel' Sie wollen, aber lassen Sie sie nie heraus. Wirklich, Campe, ich lege auch einigen Werth auf gute Gesellschaft. —

Leben Sie wohl, behalten Sie mich lieb, und seien Sie meiner besten Gesinnungen versichert. Wenn ich kranker werde — ich scherze nicht — ordne ich meine Papiere und adressiere sie an Sie für den Fall meines Absterbens. Dann geben Sie solche heraus, und das Honorar soll meine irdischen Schulden hienieden decken. Aber, theurer Freund, lassen Sie mich doch in meinem Erbbegräbnisse neben keinem todten Hunde ruhen.

H. Heine.

70. An X. X.

München, den 31. December 1827.

Ich wünsche dir ein gutes neues Jahr, ein besseres als das, welches im Begriff ist, abzurollen. Ich wollte, ich könnt' mitrollen in das ewige Nichts, denn ich bin sehr krank und schlechter Laune. —

Du scheinst, wie ich aus meines Bruders Brief merke, durch mein kurzes Schreiben ungehalten zu sein! Du solltest wissen, daſs ich, der ich den nöthigsten und liebsten Freunden jahrelang nicht schreibe, nicht, um dich zu amüsiren, lange Briefe anfertigen kann. Wahrlich, der Egoismus der Freundschaft ist unerträglicher, als der der Feindschaft. Ich kann keine lange Briefe schreiben.

Das Klima hier tödtet mich, sonst aber gefällt es mir gut. Bin gut bewahrt. Der König ein netter Mensch. Liest mit Theilnahme die „Politischen Annalen," wie er sagt. In acht Tagen erscheint das erste Heft der „Annalen, herausgegeben von Heine und Lindner." Es ist ein kleiner Aufsatz drin von mir über Freiheit und Gleichheit. Trotz meiner Krankheit muſs ich derart für die Annalen sorgen. Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, so viel Geld nehme, muſs ich auch Etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der „Annalen" wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund; ich zeige der Welt, daſs ich etwas Andres bin, als unsre sonettirenden Almanachspoeten.

Lach dich todt! eben jetzt kömmt ein Freund und bemerkt mir, erst morgen sei Sylvesterabend! Und ich habe schon seit einer Stunde in den üblichen ernsten Jahresabschlussbetrachtungen gebrütet — und muss sie morgen nochmals wiederholen.

Dein Freund

H. Heine

---

71. An Eduard von Schenk*).

Jetzt erst schreib' ich — denn jetzt erst komme ich einige Momente zur Besinnung und vermag mit Sicherheit Ihnen den Ort zu bestimmen, wo mich Ihr Brief treffen kann, (worin Sie mir die längst erwartete freudige Nachricht mittheilen können). Schreiben Sie an Dr. H. H. poste restante in Florenz; in zwei bis drei Wochen wandle ich auf dem Boden, wo Dante, Macchiavell, Leonardo da Vinci, Michel Angelo gewandelt. Dort lese ich Ihre Zeilen. Ich weiß, sie stecken bis am Hals in Geschäften, desshalb sage ich: Zeilen. Im Grunde ist es auch nicht nöthig, dass Leute unserer Art sich einander Viel

---

*) Ohne Datum, aber wohl jedenfalls aus den Bädern von Lucca, Anfangs September 1828.

schreiben. Unsere Bücher sind große Briefe, die doch zumeist an die Leute unserer Art gerichtet sind.

Was ich über Italien denke, werden Sie daher spät oder früh gedruckt lesen. Der Mangel an Kenntnis der italiänische Sprache quält mich sehr. Ich versteh' die Leute nicht und kann nicht mit ihnen sprechen. Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier sprechen die Steine, und ich verstehe ihre stumme Sprache. Auch sie scheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, so ein zerbröckelter Longobardenthurm, so ein verwittertes gothisches Pfeilerstück versteht mich recht gut. Bin ich doch selbst eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und gleich versteht sich schon. Manchmal zwar wollen mir die alten Paläste etwas Heimliches zuflüstern, ich kann sie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräusch; dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond ist ein guter Dolmetsch, der den Lapidarstil versteht und in den Dialekt meines Herzens zu übersetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verstehen, dann schläft das junge Volk mit seiner jungen Opernsprache, und die Alten steigen aus ihren kühlen Betten und sprechen mit mir des schönste Latein. Es hat etwas Gespenstisches, wenn man nach einem Lande kommt,

wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht und statt Dessen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtausend dort geblüht und, längst verstorben, nur noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine todte Sprache.

Indessen, es giebt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menschlichen Geschlechtes sich verständlich machen kann. Und es ist die schönere Hälfte, die man par exellence das schönere Geschlecht nennt. Diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredsamkeit einem armen Tedesco so tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die besser sprechen als Demosthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht — die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße.

Quand on parle du loup, il est derrière nous. Eben kommt meine schöne Wäscherin, und ich muſs aufhören mit meinem eignen Gewäsche. Adieu, Dichter des „Belisar's“! Ich denke oft an Sie, wenn ich Lorbeerbäume sehe, und je mehr ich an Sie denke, desto mehr muſs ich Sie lieben.

---

72. An Moses Moser.

Bagni di Lucca, den 6. September 1828.

Lieber Moser!

Diesen Brief erhältst du aus den Bädern von Lucca, wo ich jetzt bade, mit schönen Frauen schwatze, die Apenninen erklettere und tausenderlei Thorheiten begehe. Ich hätte dir Viel zu schreiben, aber ich sehe eben mit Entsetzen, daſs das Papier flieſst. — Ich werde noch 14 Tage hier bleiben, dann gehe ich nach Florenz, Bologna, Venedig — und dort in Venedig erhalte ich Brief von dir poste restante. — Ich denke viel an dich, und finde es Unrecht, daſs du mir nicht in München geantwortet. In München habe ich ein köstliches Leben geführt, und werde mit Freuden dorthin zurückkehren und immer dableiben. Während der letzten Wochen meines dortigen Aufenthalts habe ich mich von einem der besten Porträtmaler abkonterfeien lassen*), und da ich rasch abreiste, gab ich ihm deine Adresse und die Ordre, das Bild an dich nach Berlin zu schicken. Wahrscheinlich hast du es jetzt schon erhalten. Es ist

---

*) Dies von Reichmann gemalte Ölbild ist jetzt im Besitz der Schwester Heine's, der Frau Charlotte von Embden.

für meine Eltern in Hamburg bestimmt, und ich ließ es über Berlin reisen, damit du und die Freunde dort es sehen können. Ich bitte dich daher, besagtes Bild, wenn du es zur Genüge betrachtet, an Varnhagens zu schicken und ihnen sagen zu lassen oder zu sagen, dass ich ihnen bald schreibe und dass sie bis dahin das Bild zu meiner Verfügung bewahren sollen.

Sage mir, lieber Moser, was dir das Porto gekostet, und was mir noch wichtiger ist, sag mir, ob endlich die längst beschriebenen fünf Louisd'or an meinen Freund Sethe bezahlt sind? Ich bin dir dann das Geld schuldig, und schicke es dir von München aus. Ich brauche jetzt so rasend viel Geld — es kostet mir hier täglich 1½ Napoleond'or, — dass es eine Schande wäre, meinen besten Freunden Etwas schuldig zu bleiben. Ich weiß sehr gut, du lächelst, — aber ich habe jetzt den Grundsatz, nur solchen Leuten Etwas schuldig zu sein, an die ich selten denke. — Das Papier fließt ganz entsetzlich. — Ich will dir nächstens, noch ehe ich Italien verlasse, wieder schreiben. Bis dahin lebe wohl und grüß mir Gans, Zunz, sowie auch Lehmann und Leßmann. — Hast du in den „Politischen Annalen" meine Recension über Men=

zel's Werk gelesen? *) Ich spreche da von Goethe. — Cotta quält mich, anstatt der „Politischen Annalen" ein neues Journal zu begründen. Ich weiß noch nicht, was ich thue. Ich habe keine Freunde, auf deren literarische Unterstützung ich mich verlassen könnte. Ich stehe allein. — Vor der Hand aber will ich mich noch etwas in Italien herum amüsieren. Ich lebe viel und schreibe wenig. Ich lese die schönsten Gedichte, sogar Heldengedichte. — In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geschworen, mich zu erstechen; die Polizei sogar sagte mir, solche Leute hielten gewissenhaft ihr Wort, und rieth mir, gleich abzureisen — ich blieb aber sechs Tage, und ging wie gewöhnlich des Nachts am Meere spazieren. — Ich lese alle Abend im Plutarch, und ich sollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?

Wenn ich nach Deutschland zurückkehre, will ich den dritten Band der „Reisebilder" herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr so sehr gegen den Adel losziehn, da ich im Foyer der Noblesse lebe, und die liebenswürdigsten Aristokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde.

---

*) Die oben erwähnte Kritik Heine's über Wolfgang Menzel's „Deutsche Literatur" ist in Bd. XIII. der sämmtlichen Werke, S. 267 ff., abgedruckt.

Aber man irrt sich. Meine Liebe für Menschengleichheit, mein Hass gegen Klerus war nie stärker wie jetzt, ich werde fast dadurch einseitig. Aber eben um zu handeln, muss der Mensch einseitig sein. Das deutsche Volk und Moser werden eben wegen ihrer Vielseitigkeit nie zum Handeln kommen.

Grüß mir Gans noch einmal. Vergiss nicht, Robert und Madame Robert von mir zu grüßen.

H. Heine.

---

73. An Salomon Heine.

Lucca, den 15. September 1828.

Diesen Brief erhalten Sie aus den Bädern von Lucca auf den Apenninen, wo ich seit vierzehn Tagen bade. Die Natur ist hier schön und die Menschen liebenswürdig. In der hohen Bergluft die man hier einathmet, vergisst man seine kleinen Sorgen und Schmerzen und die Seele erweitert sich.

Ich habe diese Tage so lebhaft an Sie gedacht, ich habe so oft mich danach gesehnt, Ihnen die Hand zu küssen, dass es wohl natürlich ist, wenn ich Ihnen schreibe. Wollt' ich's aufschieben, bis ich wieder herabkomme und Bitterkeit und

Kummer wieder in meine Brust einziehen, so würde ich auch kummervoll Bitteres schreiben. Das soll aber nicht geschehen, ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht größer sind, als Sie nur ahnen können. Ich bitte Sie, lassen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da sie sich doch alle auf Geld reducieren lassen und, wenn man alle bis auf Heller und Pfennig in Bco-℔ ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — statt daſs meine Klagen unberechenbar sind, unendlich, denn sie sind geistiger Art, wurzelnd in der Tiefe der schmerzlichsten Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Blick die Ehrfurcht gegen Sie verletzt oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu sehr geliebt! — dann hätten Sie Recht, zu zürnen. Doch jetzt nicht; wenn alle Ihre Klagen zusammengezählt würden, so gingen sie doch alle in einen Geldbeutel hinein, der nicht einmal von allzu großer Fassungskraft zu sein brauchte, und sie gingen sogar mit Bequemlichkeit hinein. Und ich setze den Fall, der graue Sack wäre zu klein, um Salomon Heine's Klagen gegen mich fassen zu können, und der Sack risse — glauben Sie wohl, Onkel, daſs Das eben so Viel be-

deutet, als wenn ein Herz reißt, das man mit Kränkungen überstopft hat.

Doch genug, die Sonne scheint heute so schön, und wenn ich zum Fenster hinausblicke, so sehe ich Nichts, wie lachende Berge mit Weinreben. Ich will nicht klagen, ich will Sie nur lieben, wie ich immer gethan, ich will nur an Ihre Seele denken und will Ihnen gestehen, dass diese doch noch schöner ist, als all die Herrlichkeit, die ich bis jetzt in Italien gesehen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie mir Ihre Familie, Hermann, Karl und die niedliche Therese. Bedingterweise habe ich mich über ihre Vermählung gefreut. Nächst mir selber hätte ich sie Keinem lieber gegönnt, wie dem Dr. Halle. Tilly ist jetzt so gut bei mir wie bei euch; überall folgte mir das liebliche Gesicht, besonders am mittelländischen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte Einiges von ihren Schriftzügen. Dass wir die süßen Züge auf keinem Gemälde aufbewahren, ist Jammerschade. Ach! es hängt so manches überflüssige Gesicht an der Wand.

Moritz Oppenheimer zu grüßen. Ich liebe ihn zwar nicht, obgleich ich als Christ sogar meine Feinde lieben sollte; aber ich bin erst ein junger Anfänger in der christlichen Liebe. Moritz Oppenheimer ist aber schon ein alter Christ, und sollte mich

lieben, und mich nicht aus der Achtung der Menschen herauszulächeln suchen*).

---

*) Statt des obigen Absatzes fand sich im Brouillon dieses Briefes ursprünglich folgende ausführlichere Stelle:

„Ich fühle tiefer wie andre Menschen; Das habe ich Ihnen mal aus Göttingen geschrieben, und Sie haben darüber gescherzt. Unterdessen ist manches schöne Herz in Deutschland auf den Gedanken gekommen, dass es wohl der Fall sein mag. Ich hätte Ihnen jetzt wieder über Das, was ich in der Welt noch thun werde, Dinge zu erzählen, die Ihren Scherz hervorrufen könnten, ich will desshalb warten, bis die öffentliche Meinung Ihnen Dasselbe sagt. — Madame Heine zu grüßen, so kalt als möglich, denn ich weiß: sie fühlt auch für mich keine allzu große Hitze. Ich habe zuletzt in Hamburg eine einzige Silbe aus ihrem Munde gehört, die mir verrieth, woher der Wind pfiff. Ich bin zu groß, um Etwas verschweigen zu müssen, und gestehe daher ehrlich: ich glaube der Wind pfiff aus Moritz Oppenheimer's Nase. Seitdem hasse ich diese Nase, obgleich ich als Christ alle Nasen lieben sollte, sogar die, welche Böses von mir schniffeln. Aber ich bin in der christlichen Liebe erst ein junger Anfänger, und es wird noch lange dauern, bis ich Moritz Oppenheimer's Nase lieben kann. Er aber als alter Christ sollte mich mehr lieben.

„Es ist freilich kleinlich, dass ich über kleine Leute klage, um so mehr, da ich eine Peitsche habe, die von der Höhe der Apenninen bis an die Mündung der Elbe hinabreicht; sind es aber Leute, denen ich wegen Riekchen Heine Nichts thue, so muss ich mich durch Klagen erleichtern.“

Grüßen Sie mir Onkel Henry recht herzlich. Und nun leben Sie wohl! Es ist gut, dass ich Ihnen nicht sagen kann, wo eine Antwort von Ihnen mich treffen würde; Sie sind um so eher überzeugt, dass dieser Brief Sie in keiner Hinsicht belästigen soll. Er ist bloß ein Seufzer. Es ist mir leid, dass ich diesen Seufzer nicht frankieren kann, er wird Ihnen Geld kosten — wieder neuer Stoff zu Klagen. Adieu, theurer, guter, großmüthiger, knickriger, edler, unendlich geliebter Onkel!

---

74. An Eduard von Schenk.

Florenz, den 1. October 1828.

Lieber Schenk!

Diesen Morgen um 7 Uhr bin ich hier angelangt, und mein Erstes war, nach der Post zu eilen — und da finde ich keinen Brief von meinem lieben Schenk. Zum Glück ist die Post hier auf dem Markt, und der Markt von Florenz ist der herrlichste und interessanteste Anblick, den nur ein Mensch finden kann. Die Alterthümlichkeit, die bedeutungsvollen Statuen, die hohen Arkaden, die

Großartigkeit, dabei dennoch überall der Hauch altflorentinischer Grazie, überall Blüthe des Medicäerthums, und gar oben im Palast Uffizi die griechischen Götterwohnungen! Ich will Ihnen freimüthig gestehen, im Boudoir der medicäischen Venus vergaß ich Schenk und seinen Brief. Es war aber doch nicht die uralte zusammengeflickte Göttin der Liebe, die mich so gewaltig erhob, vielmehr waren's die Augen einer Italiänerin, die gar andächtig an sie hinaufsah — ich glaube die alten Götter werden in Italien noch immer angebetet.

Ach, Schenk! die Seele ist mir so voll, so überfließend, dass ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längste und göttlichste Zeit verweilte, habe ich schon zur Hälfte ein Buch geschrieben, eine Art sentimentaler Reise. Sie und Immermann habe ich mir meistens als Leser gedacht, und wenn ich die ersten Kapitel nächstens im „Morgenblatt" abdrucken lasse, so werden Sie sehen, wie ich Immermann a b z u f i n d e n gewusst habe. Ich muss bei diesem Wort laut auflachen, um so mehr, da ich weiß, Sie verstehen es nicht. Doch wozu Ihnen Etwas verbergen, da es mir das größte Vergnügen macht, es Ihnen schon jetzt zu sagen! Ja, lieber Schenk, Sie werden wohl

Ihren ehrlichen Namen zu diesem Buche hergeben müssen, ohne Pardon wird's Ihnen dediciert. Doch sein Sie nicht in Angst, es wird Ihnen auch erst zum Lesen gegeben, und es wird viel Artiges und meist Sanftes enthalten. Ich muss Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Gesinnungen geben, Sie haben's um mich verdient, Sie gehören zu den Wenigen, die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu sichern, und so wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Baiern wird es Ihnen einst danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will sie gern zum Guten anwenden.

Und nun weiß ich, in eben diesem Moment macht Schenk ein verdrießliches Gesicht, und zwar über sich selbst — Nein, sein Sie außer Sorge, ich habe freundschaftliche Phantasie genug, um hundert Ursachen zu erdenken, weßhalb ich keinen Brief von Ihnen vorfand. Und vielleicht trage ich selbst die Schuld, Sie haben vielleicht zu der Zeit, wo ich Ihnen schrieb, dass ich hier sein würde, mir die Ausfertigung des königlichen Dekrets nicht anzeigen können, und glaubten, ich würde jetzt nicht mehr in Florenz sein. Die Erwartung Ihres Briefes hat mich nun freilich bestimmt, einige Zeit hier zu bleiben, nämlich bis ich Brief von Ihnen habe. Dies ist kein Unglück,

Florenz wird mir unterdessen genug Unterhaltung geben. Lieber Schenk, ich weiß, ebenso wenig, wie ich, sind Sie Freund vom Briefschreiben, aber so lange ich nicht la sureté de la sureté habe, wie sich Herr von Savigny ausdrückt, so lange ich nicht die Ausfertigung des Dekrets habe, lebe ich in einer gewissen Unbestimmtheit, die sehr unbequem ist. Ich habe z. B. bis jetzt noch nicht an Cotta geschrieben; erst wenn ich Ihren Brief erhalte, schreib' ich ihm meinen Entschluss, eine neue Zeitschrift unter meinem Namen statt der Annalen Januar vom Stapel laufen zu lassen, alsdann muss ich auch Januar wieder in München sein u. s. w. Sie sehen, es ist nicht bloß meine kindische Eitelkeit, sondern auch die Nothwendigkeit, weſshalb ich sie um schleunige Antwort dränge. Schreiben Sie mir poste restante in Florenz. Ich weiß, Sie haben genug zu thun, deſshalb verlange ich nur wenige Zeilen. Ihre Tragödien müssen jetzt gewiss schon aus der Presse sein, und da ich sie von Ihnen selbst haben will und an die kleinklatschende Buchhandlung nicht deſshalb schreiben möchte, müssen Sie mir das Buch per fahrender Post hieherschicken, ebenfalls poste restante. — Und ich würde noch mehr schreiben, wenn ich nicht von der Nachtreise und von den

neuen Eindrücken der Stadt Florenz allzu erschöpft wäre.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gut
Ihrem ganz ergebenen

H. Heine.

---

75. An Fedor Iwanowitsch Tjutschew*).

Lieber Tutschef!

Diesen Morgen bin ich in Florenz angelangt. Ich habe schon die Götter und Göttinnen im Palast Uffizi gesehen, ich habe schon die Bekanntschaft einiger Gottheiten gemacht, die eben so schön und nicht so kalt wie Diese sind, ich schrieb eben einen langen Brief an Herrn Schenk — Sie begreifen wohl, dass ich ein Recht habe, müde zu sein.

---

*) Geboren 1803 zu Moskau, wurde schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre der russischen Gesandtschaft in München als Attaché beigegeben, und vermählte sich dort 1827 mit der verwittweten Frau von Peterson, Gebornen Gräfin Bothmer. Eine Übersetzung seiner „Lyrischen Gedichte" von Heinrich Noé ist 1861 (München, E. A. Fleischmann's Buchhandlung) erschienen. — Das Original dieses Briefes ist in französischer Sprache abgefasst.

Trotzdem muss ich Ihnen schreiben, vielleicht können Sie mir nützen — Sie werden mir ja gewiss baldmöglichst antworten! Hören Sie.

Der Stand meiner Angelegenheit Betreffs meiner Ernennung zum Professor ist Ihnen bekannt. Es war mit Herrn Schenk verabredet, dass ich ihm, sobald ich in Italien angelangt sei, meine Adresse mittheilen solle, damit er mir von dem königlichen Dekret dorthin Kenntnis gebe. In dieser Erwartung schrieb ich vor beinahe vier Wochen an Schenk, er möge mir jene Nachricht poste restante nach Florenz senden. Diesen Morgen angelangt, eile ich nach der Post, und finde keinen Brief. Ich habe daher einen zweiten Brief an Schenk geschrieben, worin ich ihm angezeigt, dass ich hier bleiben werde, um seine Antwort zu erwarten. Tausend Gründe können die Ursache seines Schweigens sein, aber da er Poet ist, vermuthe ich, dass es die Faulheit, jene Geistesfaulheit ist, die uns so arg zusetzt, wenn wir an unsre Freunde schreiben sollen. Auch für Sie gilt diese Bemerkung — was mich betrifft, so sein Sie überzeugt, dass ich weder an Schenk, noch an Sie schriebe, wenn ich nicht möglichst rasch die Nachrichten erhalten müsste, die mich bestimmen werden, entweder in Italien zu bleiben oder nach München zurückzukehren, was ich sofort nach Em-

pfang meines Ernennungsdekrets thun werde. Einliegend der Brief, den ich an Schenk geschrieben und den Sie ihm gütigst sogleich übersenden wollen. Besuchen Sie ihn dann ein paar Tage nachher — er weiß, wie sehr Sie mein Freund sind — sagen Sie ihm, ich hätte Ihnen mitgetheilt, wovon meine Rückkehr nach Deutschland abhängt, und da Sie Diplomat sind, wird es Ihnen leicht sein, den Stand meiner Angelegenheit zu erfahren, ohne daß Schenk ahnt, ich hätte Sie gebeten, mich darüber zu unterrichten, und ohne daß er sich der Pflicht entbunden glaubt, mir selbst zu schreiben. Sie wissen, wie sehr ich Schenk liebe, wie sehr ich von seinem Wohlwollen für mich überzeugt bin; er ist mehr noch eine große Seele, als ein großer Dichter, er kennt seine Pflichten gegen Pairs des Talents, er weiß, daß die Nachwelt ihn mit Rücksicht hierauf beurtheilen wird — aber er ist bei Alledem ein Staatsmann.

Schreiben Sie mir also, lieber Tutschef, baldmöglichst poste restante nach Florenz; ich werde hier bleiben, bis ich Ihre und Schenk's Antwort erhalten habe. Meine Empfehlung an Madame Tutschef; sie ist eine treffliche Frau. Ich liebe sie sehr — und damit genug! Wäre ich nicht so ermüdet, wie es der Fall ist, so fände ich wohl eine

minder triviale Phrase. Grüßen Sie Herrn Lindner von mir, wenn Sie ihn sehen; sagen Sie ihm, dass ich ihm bald schreibe. Grüßen Sie Ihre allerliebste Schwester, Ihre Tante, und auch, wenn Sie wollen, die Frau déchargeuse d'affaires Amalie von Krüdener. Ich denke an sie, weil ich eben Frau von Medicis, vormals Frau von Vulkan, Geborne Jupiter, gesehen. Ich bin

Ihr Freund

H. Heine.

Noch ein Wort. Sagen Sie ja dem ersten Kommis in der artistisch-literarischen Anstalt der Cotta'schen Buchhandlung zu München (sein Name ist Wittmeyer), dass ich ihn bitte lasse, falls er Briefe für mich erhalten, dieselben mir poste restante nach Florenz zu schicken.

Florenz, den 1. Oktober 1828.

76. An den Baron J. F. Cotta.

Florenz, den 11. November 1828.

Herr Baron!

Ich hoffe, dieser Brief findet Sie ohne Schnupfen, Husten und ähnliche Freuden, die jetzt im Lande, wo die Citronen blühen, ebenfalls ganz besonders blühen und noch wohlfeiler, als letzte, zu haben sind. Ich armer Schelm bin jetzt in der Blüthe eines Katharrs, der es nicht rathsam macht, jetzt zurück über die Alpen zu gehen. Ich muss wohl hier überwintern und Ihnen schreiben, statt Ihnen persönlich aufzuwarten.

Damit Sie aber nicht glauben, ich sei in eine Tänzerin verliebt und bliebe desshalb hier und wär' recht börnisch faul, so habe ich aus meinem italiänischen Tagebuch den Anfang ausgearbeitet, d. h. die Kapitel ausgeschieden, die für das „Morgenblatt“ zu stark sind, und ich schicke Ihnen für dasselbe beikommendes Manuskript*).

Ich habe seitdem in den Bädern von Lucca sehr schöne Tage gelebt, sowie auch in Livorno.

*) Auszüge aus der „Reise von München nach Genua,“ abgedruckt im „Morgenblatt,“ Nr. 288—298, vom 1. bis 12. December 1828.

Hier bin ich seit sechs Wochen, warte auf Briefe und studiere schöne Künste, wozu auch das Ballett gehört! Ich mache Sie aber nochmals drauf aufmerksam, dass ich in keine Tänzerin verliebt bin, obgleich sich eine solche Liebe sehr gut mit Schnupfen und Husten verträgt und ein eben so großes Unglück ist. Im Gegentheil, ich bin fleißig, schreibe Viel, lese jetzt Malthus und Bentham, und habe eine neue Strafrechtstheorie aus meinem eignen Kopfe herausgedacht, die Ihnen gefallen wird.

Was die Fortsetzung der „Annalen" betrifft, so weiß ich nicht, was ich Ihnen bestimmt drüber sagen soll. Ich habe mir gedacht, es sei gut, den Titel einigermaßen beizubehalten und nur bequemer zu machen. „Neue Annalen; eine Zeitschrift für Politik, Literatur und Sittenkunde, herausgegeben von **." Dies wär' ein Titel, der dem Redakteur die größte Freiheit ließe, und wobei man auch diejenigen Materialien, die nicht für „Das Ausland" passen, vollauf benutzen kann. Wünschen Sie ganz besonders, Herr Baron, meinen Namen als Redakteur auf den Titel zu setzen, so will ich Ihnen darüber meine Gedanken, soweit ich sie selbst kenne, offen mittheilen.

1) werden immer Ihre Wünsche, wenn ich sie, wie hier der Fall ist, erfüllen kann, mir mehr gelten,

als Privatrücksichten, und wenn Sie drauf bestehen, so will ich gern meinen Namen als Redakteur geben, mit der billigen Bedingung, dass Sie alsdann auch für das Journal Etwas thun, d. h. ein anständig Honorar aussetzen für Originalaufsätze, Bearbeitungen und Übersetzungen; ich dächte: für erstere 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3, je nachdem sie mehr oder minder selbständige sind, 1 Louis für Übersetzungen. Wahrlich, ich denke nicht sehr an Selbstnutzen, aber ich will auch mein sauer erworbenes Bisschen Namen nicht einbüßen durch ein schlechtdotiertes Journal.

2) Lindner hat in der letzten Zeit immer geseufzt, er wünsche von den „Annalen“ loszukommen u. s. w. War Dieses eine damalige Extrapolitik und haben sich seine Ansichten geändert, so will ich gern noch mit ihm die „Annalen“ herausgeben, mit der einzigen Bedingung, dass er keine Noten macht. Würde er aber nicht redigieren, so hat er versprochen, Viel für die fortgesetzten „Annalen“ zu schreiben, so dass die Lindner'sche Politik immer darin einen stehenden Artikel bilden sollte.

3) Wenn Lindner nicht redigiert, so muss unser Freund Kolb sich des Ganzen annehmen, besonders bis Ende April, wo ich ganz bestimmt nach Deutschland zurückkehre. Es würde mir auch Vergnügen

machen, seinen Namen neben dem meinigen als Redaktoren auf dem Titel zu sehen. Mebold, auch Hermes haben in diesem dritten Falle ihre Mitwirkung versprochen, Menzel wird ebenfalls das Seinige beitragen, und bei gutem Willen dieser Herren könnte man monatlich ein gutes Annalenheft liefern.

4) Auf mich ist nicht Viel zu rechnen, Kolb und wieder Kolb muss für Alles sorgen — aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukrieren; erst späterhin, wenn das Journal einige Zeit in Gang ist, mögen Sie, Herr Baron, selbst bestimmen, was ich Ihnen dabei werth war.

Ich glaube, mich bestimmt genug ausgesprochen zu haben, und im letzteren Falle können Sie an Kolb den Inhalt dieses Briefes mittheilen, und ich will noch besonders einige Zeilen an ihn schreiben.

Hoffentlich hat mich Lindner schon bei der Frau Baronin Cotta hinlänglich entschuldigt, warum ich ihren freundlichen Anforderungen für den „Damenalmanach“ nicht Folge geleistet. Ich habe direkt nicht schreiben wollen, gab lieber an Lindner den verdrießlichen Auftrag, und lief fort nach Italien. Ich hatte keine Muße, Poetisches zu schreiben, wenn ich nicht die Badezeit versäumen wollte. Indessen, glaub' ich, hat Herr Köchy in

Br(aunschweig), den ich dazu aufforderte, eine Novelle für den Almanach eingeschickt, und ich habe eine ungewöhnlich gute Meinung von ihm. Hat ein Herr Detmold von Heidelberg aus Etwas für das „Morgenblatt" geschickt, so bitte ich, es eines baldigen Abdrucks zu würdigen; er ist ein ausgezeichneter Kopf. — Der Kunstbaron Rumohr hat mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, daſs er das besprochene Romanfragment nicht ins „Morgenblatt" schicken würde. Ich sehe ihn selten, er kann mich nicht ausstehn, ich liebe ihn ebenfalls nicht sonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundschaft zwischen uns aufkommmen. Zuletzt sah ich ihn im Foyer der medicäischen Venus, als er eben dem Kronprinzen von Preußen als Cicerone diente. Ich bin mit diesem Fürsten mehrmals solcherart zusammengetroffen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, ihn zu sprechen und mich ihm zu empfehlen für den Fall, daſs ich mal unter seiner Regierung auf die Festung käme. Es ist seltsam, beim Anblick von Kronprinzen denken wir immer an das Böse, welches sie einst thun können, und nicht an das Gute, welches sie wahrscheinlich thun werden. Der Mensch fürchtet immer mehr, als er hofft. Und so fürchte ich, dieser Brief wird zu lang, und ich schließe.

---

77. An Dr. Gustav Kolb.

Florenz, den 11. November 1828.

Lieber Kolb!

Ich habe heute dem Baron Cotta geschrieben: wenn Lindner darauf besteht, von den „Annalen" zurückzutreten, so sei ich erbötig, für die Fortsetzung derselben als Redakteur genannt zu werden, und ich wünschte alsdann ganz außerordentlich, dass der Dr. Kolb sich als Mitredakteur nenne. Außerdem müsse sich mein Freund Dr. Kolb die ganze Last der Redaktion aufladen, wenigstens bis nächsten Mai, wo ich nach München zurückkehre.

Lieber Kolb, der Baron Cotta kann Ihnen selbst sagen, wie wenig Privatinteresse mich dabei leitet; mein einziger Wunsch ist nur, der liberalen Gesinnung, die wenig' geeignete Organe in Deutschland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dächte, auch Sie, Kolb, bringen gern ein Opfer für einen solchen Zweck. Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsre Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gemeinsames Interesse ganz bestimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermissen. Lassen Sie also die „Annalen" nicht fallen; mein Name steht Ihnen

dabei zu Diensten, und auch für die Geldmittel ist in so gesorgt, da ich den Baron Cotta gebeten habe, für Originalaufsätze 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3 Louisd'or und für Übersetzungen, wie gewöhnlich, 1 Louisd'or auszusetzen. Für solch Honorar können Sie schon in jedem Monatheft etwas Gutes liefern.

Hermes und Mebold haben ihre Mitwirkung zugesagt, Menzel wird gern ebenfalls Etwas geben, und Lindner liefert jeden Monat einen politischen Artikel. Ich werde freilich, wenigstens solang ich in Italien bin, kaum ein Scherflein jeden Monat beitragen können. Wir sind aber durch die Materialien, die „Das Ausland" hat und nicht brauchen kann, hinlänglich gedeckt. Ist Herr Lanteub noch in München, so grüßen Sie mir ihn, er ist ein fleißiger Arbeiter, und ich wünsche, daſs er für die „Annalen" so Viel als möglich liefere. Kurz, lieber Kolb, thun Sie das Ihrige, unterziehen Sie sich der Redaktion, ich bin mit jeder Bedingung, die Sie etwa machen möchten, im Voraus einverstanden. Ich wiederhole Ihnen: nur im Fall es der Baron Cotta besonders wünscht uud es besonders zweckdienlich erachtet, mag mein Name als Redakteur genannt werden; ich wiederhole nochmals, daſs ich alsdann sehr wünschte, den

Ihren neben dem meinigen zu sehn, und endlich mache ich Ihnen auch den Vorschlag, gar keinen einzelnen Redakteurnamen, sondern die Namen der Mitarbeiter in französischer Journalweise auf den Titel zu setzen; auch hiermit wäre ich ganz zufrieden. Nach meiner Ansicht mag folgender Titel gewählt werden: „Neue Annalen; eine Monatschrift für Politik, Literatur und Sittenkunde,“ und als Motto schlage ich Ihnen vor die Worte: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien.“

Sie dürfen auch auf keinen Fall unterlassen, lieber Kolb, am Ende des Heftes in einer Note zu bemerken, daſs man während meiner Abwesenheit alle Beiträge an Sie adressieren soll.

H. Heine.

---

78. An Dr. Leopold Zunz.

Berlin, den 22. März 1829.

Lieber Zunz!

Ich habe gestern mit dem Baron Cotta über das von Ihnen zu schreibende Werk ziemlich wirk-

sam gesprochen und ihn demgemäß nicht abgeneigt gefunden, den Verlag desselben zu unternehmen. Nach dieser Eröffnung können Sie jetzt selbst am besten mit ihm darüber verhandeln. Er wohnt Hôtel de Brandebourg, und ist am besten des Morgens bis elf Uhr zu sprechen. Ich habe ihm gesagt, daſs sie bereit wären, die äußere Form des Buches den Absatzbedürfnissen gemäß einzurichten, und daſs Ihr Werk zu gleicher Zeit als theologisches Fakultätsbuch den Theologen nöthig sein wird, und zugleich als wichtige literarische Erscheinung auch den Nicht-Theologen und dem gesammten gebildeten Publikum interessant erscheinen muſs, dergestalt, daſs auf Leser und Käufer von beiden Klassen zu rechnen ist.

Sie werden mich zu jeder Zeit bereit finden, in dieser Angelegenheit Ihr Interesse zu vermitteln, indem Keiner mehr als ich das Geschriebenwerden Ihres Werkes, der beförderten Wissenschaft und meines eignen Vergnügens wegen, wünschen kann.

Mit Hochachtung

Ihr Freund

H. Heine.

79. An Moses Moser.

Potsdam, den 22. April 1829.

Lieber Moser!

Diese Zeilen haben nur zum Zweck, dir meine Adresse mitzutheilen. Ich wohne nämlich seit vorigen Freitag hier bei Herrn. Witte auf dem hohen Weg Nr. 12.

Ich befinde mich wohl und denke und arbeite — Ach Gott! wenn ich bedenke, wie wenig ich seit sechs Monaten gedacht und gearbeitet habe, so habe ich gute Gründe, zu denken und zu arbeiten.

Ich sehe hier Nichts, als Himmel und Soldaten. Bücher sind hier genug, sowie auch Zeitungen. Ich las gestern, wie auch in Paris ein Dutzend Bühnendichter sich vereinigt, um einen Geniestreich zu machen. Nämlich die Bittschrift an den König wegen der gefährlichen Romantik.

Die Dummheit der Menschen ist immer dieselbe, nur überall modificiert nach Zeit und Ort. Es giebt keine neue Dummheit unter der Sonne, hätte Salomo sagen können.

Schicke mir meine Briefe, sobald deren für mich ankommen. Ich bitte dich, frage nach in meinem vorigen Logis, ob Nichts für mich da abge-

geben worden. Leb wohl, wahrscheinlich seh' ich dich nächste Woche. —

Dein Freund

H. Heine.

Schick mir doch die Bibel, sprich Gans in Betreff der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik," beweg ihn, mir den Thiers zu besorgen, und wenn du den Sterne bekommen, so schick ihn mir. Hat die Börsenhalle die ersten Jahrgänge des Globe? und könntest du sie für mich geliehen bekommen?

Wie befindet sich Frau von Varnhagen?

Ich wohne bei Herrn Witte auf dem hohen Weg Nr. 12.

---

80. An Moses Moser.

Potsdam, ich glaube den 30. Mai 1829.

Lieber Moser!

Wenn du mir nicht gleich vierzig Thaler schickst, so werde ich auf deine Kosten hier verhungern, du musst sie also gleich auf die Briefpost geben. Am liebsten wär' es mir, wenn du mir sie morgen

(Sonntag) selbst brächtest, denn ich glaube, daß ich wohl nicht so bald auf den Gedanken des Nachberlinreisens gerathe. Ich befinde mich zu sehr in Mißstimmung und Arbeit. Ich habe die Bücher erhalten und danke dir für diese Güte, besonders für die Grammatik. — Wenn du Veit mitbrächtest, wär's hübsch. Zu seinem Almanach werde ich ganz bestimmt Nichts geben, indem ich Nichts habe und auch kein Gedicht machen kann, was besser wäre als die schon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wissen, wenn ich in einer Gattung nichts Besseres, als das schon Geleistete, geben kann. — Jetzt habe ich die italiänische Reise zur Feder genommen, und sie soll den dritten Band der „Reisebilder" füllen. Du wirst sehen, daß ich nicht im Gleise der alten Manier, sondern in einer neuen, freien Form weiter schreibe. Ich umarme dich.

Dein Freund

H. Heine.

81. An Moses Moser.

Potsdam, den 5. Juni 1829.

Lieber Moser!

Schönen Dank für die Besorgung des Geldes. — Das Wetter ist wieder so schlecht, dass ich wohl auf die Hoffnung, dich morgen zu sehen, verzichten muss. — Ich habe mich seit vorigem Sonntag äußerst schlecht befunden, und war gezwungen, zu Arzt und Apotheke zu schicken. Jetzt geht's leidlich besser. — Ich denke an dich hier viel mehr, als es sonst dir wohl vergönnt sein möchte, in der treibenden Tageszerstreuung an mich zu denken. — Diese Tage hat mich auch mein Verleger Campe hier besucht. — Ich kann Wenig schreiben. — Bitte dich, sag doch an Lehmann, dass er dir die drei Hefte der „Politischen Annalen“ geben soll; wenn ich zu dir nach Berlin komme, kann ich sie dann zu mir stecken. Außer französischen Memoiren, treib' ich jetzt wieder englische Geschichte. Ich bitte dich, lass das Sanskrit liegen und lerne Chinesisch und übersetze mir einen chinesischen Roman; Das ist das Beste, was Einer thun und lesen kann. Seit meiner Bekanntschaft mit den beiden Kousinen ist meine Seele in Peking, Nanking und To-tzong, ja in Orten, die

meine Zunge nicht einmal aussprechen kann. Ich umarme dich; leb wohl.

Dein Freund

H. Heine.

---

82. An Moses Moser.

Helgoland, den 6. August 1829.

Lieber Moser!

Da eben ein Schiff nach Hamburg abgeht, kann ich nicht unterlassen, dir einige freundliche Grüße nach dem Kontinent hinüberzuschicken. Ich habe mich, nach einem kleinen Seesturm, glücklich hierhergefunden, wo ich mich wohl und heiter auf dem rothen Felsen ergehe. Ich befinde mich in der That recht wohl und heiter. Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erst, unsäglich elend gewesen, als ich mich in Berlin befand; du hast gewiß darunter leiden müssen. Ein melancholischer Freund ist eine Plage Gottes. Hoffentlich treffen dich diese Zeilen in vollem Wohlsein. Schreib mir hierher: an Dr. H. H. bei Brother Nikkels in Helgoland in der Nordsee.

Alle Okeaniden lassen dich grüßen. — Ich wünschte, du sähest mal das Meer; vielleicht begriffest du die Wollust, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fisch mit heißem Blute und schwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fisch auf dem Lande. Auch die Seehunde lassen dich grüßen. Eine weiße Möwe, die ich gestern kennen lernte, lässt sich erkundigen, ob Gans' sein Buch fertig ist? Leb wohl, es giebt wenig Papier auf Helgoland.

H. Heine.

---

83. An Moses Moser.

Hamburg, den 13. Oktober 1829.

Liebster Moser!

Ich hoffe, dass dich diese Zeilen in behaglichem Wohlsein antreffen, und ich sende sie dir eigentlich, um beiliegenden Brief meines Bruders zu begleiten, den ich schon zehn Tage liegen habe. Unterdessen ist schon Brief aus der Türkei, wo er sich wohl befindet, von ihm angelangt. —

Zwei Monate bin ich in Helgoland gewesen, und seit etwa vierzehn Tagen bin ich hier, beschäftigt mit Liebe, Politik und Ärger.

Wie gefallen dir einliegende Verse*), die ich auf den Musenalmanach gemacht, mehr aus nonchalanter Selbstpersifflage, als um unsere kleinen Freunde zu stacheln! Glaubst du, dass sie von Diesen nicht missdeutet werden können, so schick sie an Gubitz für den „Gesellschafter." Glaub aber nicht, daß ich keine wichtigeren Dinge im Kopfe habe, als diese Bagatelle und Ähnliches. Der dritte Band der „Reisebilder" gehört zu diesen letzteren und soll jetzt gedruckt werden und dir Weihnacht seine Aufwartung machen. — Mein Schnupfen lässt dich grüßen. — Kannst du mir deine Mendelssohn-Rede mittheilen? Meine Adresse ist: Hoffmann & Campe. — Leb wohl, lass bald Etwas von dir hören und behalte mich lieb.

Dein getreuer Freund

H. Heine.

---

*) Dieselben scheinen verloren gegangen zu sein.

84. An Karl Immermann.

(Hamburg, den 17. November 1829.)

Guten Morgen, lieber Immermann!

Ich habe Ihnen Nichts zu sagen, als was die ganze Welt weiß, nämlich daß gestern Abend Ihr Trauerspiel*), bei gutbesetztem Hause und gutem Spiel, mit dem würdigsten Beifall aufgenommen wurde.

Zum ersten Male seit sechs Monaten war ich wieder im Theater, in Gesellschaft lieber Damen, deren Lippen allerliebst aussahen, als sie das Lob Immermann's aussprachen.

Heute habe ich Kopfschmerzen, da das Theater, und besonders, wenn ich ein ganzes Stück ansehe, mich immer angreift. Aber dafür war ich gestern desto gesund glücklicher!

Gestern Morgen habe ich den Grafen Platen ausgepeitscht und gestern Abend Karl Immermann applaudiert. Zu ersterem Geschäfte, das erst zur Hälfte gediehen, habe ich doch endlich gehen müssen, hab's lang genug aufgeschoben, und ich selbst war eben so wie die Andern sehr neugierig, was ich

*) „Das Trauerspiel in Tyrol," früher „Andreas Hofer" betitelt.

thun würde. Sie, Immermann, haben den Richter gespielt, ich will den Scharfrichter spielen oder vielmehr recht ernsthaft darstellen. Der „Ödipus“ hat in Berlin nur Unwillen erregt; desto mehr wird er hier von einer gewissen Klike, die mit dem Grafen steißlich einverstanden ist, sehr goutiert. Sein Leibfreund Rumohr, der große Koch, der die ganze Suppe eingerührt, ist gestern arriviert, und ich bin gefasst auf die jämmerlichsten Machinationen. Ich sprach ihn zuletzt in Italien, und erst von ihm erfuhr ich, dass Platen eben durch eine Xenie von Ihnen*) so sehr in Harnisch gekommen. Ich kann vor lauter Lachen nicht schreiben. Unglückliche Xenie, sie hat mich ins Verderben gestürzt! Hätte ich Zeit, ich würde Ihnen die schrecklichsten Vorwürfe machen! Aus Rache soll Ihnen der dritte Theil der „Reisebilder“ dediciert werden, und ich denke Ihnen das Buch in 4 bis 5 Wochen zu schicken. Ich hatte Ihnen freilich ein besseres Buch zugedacht, aber ich darf diese Gelegenheit

---

*) Siehe die Xenien von Immermann in Heine's „Reisebildern;“ sämmtliche Werke, Bd. I, S. 185 ff. Es ist hier die Xenie gemeint:

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaselen.

nicht vorüber gehen lassen, Ihnen eben das Buch zu präsentieren, worin die Spolia opima des großen Champion der Klassicität enthalten sind. Ich spreche im Ernst, ich hatte Ihnen etwas Besseres zugedacht — aber das Zeitgemäße hat auch seinen Werth. Übrigens ist das Buch zahm geschrieben, nicht im mindesten demagogisch, sogar gut russisch, was jetzt so viel ist wie ultra-preußisch. Wenn es mir möglich, besuche ich Sie nächstes Jahr. — Durch den Tod meines Vaters war ich lange trübsinnig, und erst jetzt komme ich allmählich wieder in bessere Stimmung. Ich bleibe noch einige Monate hier. —

Ihren „Friedrich" *) habe ich mit Entzücken gelesen. Er ist mir unendlich lieber als der „Hofer," den ich, so hoch ich ihn verehre, dennoch am wenigsten unter Ihren Stücken liebe.

Gestern Abend freilich gefiel er mir besser, als bei der Lektüre; als ich ihn las, kam es mir vor, als sei er in gedrückt krankhafter Stimmung geschrieben. Köstlich machten sich gestern Abend die Tyrolerlieder, während in der Ferne geschossen wurde. Lenz hat gut gespielt, Schön-Elsi vortrefflich. Der letzte Akt, poetisch der schönste, war

*) Das Trauerspiel „Friedrich II." von Immermann.

theatralisch der schwächste. Bis zum vorletzten Akt erhielt sich im Publikum die athemschöpfende Erwartung, die herzklopfende Spannung; aber der letzte Akt enthielt keinen theatralischen Reiz und einen wohlbekannten Ausgang. Er hat daher weniger zugesagt, als die früheren Akte. Ich will jetzt das Stück nochmals lesen, und nächstens sage ich Ihnen mehr darüber. — Meine Adresse ist: Hoffmann und Campe. Es freut mich, daſs Campe Ihre sämmtlichen Schriften herausgiebt. Je n'y ai pas nui. — Sämmtliche Redakteure Cotta'scher Zeitschriften sind mir feindlich, im „Morgenblatt“ verstümmeln sie meine Aufsätze aufs schändlichste *). Der alte Cotta selbst ist sehr brav. Einige Abende vor meiner Abreise von München, als ich ihm sagte, daſs in seinem Verlage das Platen'sche Pasquill erschiene, sagte er mir, daſs ich es mir von seinen Leuten geben lassen solle. Es hätte mir nur ein Wort gekostet, und der Druck wäre unterblieben. Aber ich lehnte es ab, wie Sie wohl denken können.

---

*) Kap. XXII — XXV und XXXII — XXXIII der „Reise von München nach Genua,“ sowie Kap. I und II der „Stadt Lucca“ wurden zuerst in Nr. 265, 266, 284, 285 und 286 des „Morgenblatts,“ vom 5., 6., 27., 28. und 30. November 1829, abgedruckt.

Leben Sie wohl, herzinnig wohl. Ich liebe Sie sehr, denke täglich an Sie. Empfehlen Sie mich Gut- und Gleichgesinnten. Alle Damen, die Ihnen lieb sind, umarme ich; ich erlaube Ihnen — nämlich à distance — alle Damen, die ich liebe, ebenfalls zu umarmen.

Ihr Freund

H. Heine.

85. An Karl Immermann*).

Anbei, lieber Immermann, mein Buch, dessen zweite Hälfte Etwas werth ist, da ich darin zum erstenmal versucht habe, einen Charakter leben und sprechen zu lassen; es ist dies Stück, „Die Bäder von Lucca," nur Fragment eines größeren Reiseromans, den ich Ihnen vielleicht nächsten Herbst vollendet schicke. Dies soll mich auch decken gegen die mögliche Beschuldigung, daß ich Ihnen nichts Ausgezeichnetes dediciert. Wenn mal das Ganze gedruckt wird, wird auch der Herr Graf, wie sich gebührt, aus dem Buche hinausgeschmissen. Sein

*) Dieser Brief, dessen Schluß verloren gegangen, ist unzweifelhaft im December 1829 geschrieben.

anonymer Aufsatz: „Aus dem Tagebuche eines Lesers“ *) bewog mich, ebenfalls ein Motto von ihm selbst zu nehmen. Ich habe diesen Wurm jetzt so tief durchschaut, er ist mir so bestimmt aufgegangen in all seiner Misère, dass ich ihn nur noch wie ein eignes Werk der Phantasie betrachte; ich könnte gleichsam jetzt die Platen'schen Werke fortsetzen, und sogar Alles selbst schreiben, was er noch gegen Sie und mich vorbringen wird. Nicht gegen ihn habe ich Groll, sondern gegen seine Kommittenten, die ihn mir angehetzt. Ich sah den guten Willen, dass man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten und Verhältnisse halber schonen wollte. Mein Leben ist so rein, dass ich ruhig erwarten kann, dass man allen Skandal gegen mich aufwühle. Ich war so mäßig, dass ich keinen Skandal auftischte, dass die wenigen Personalnotizen, die ich gab, nur das Literarische erklären sollten. Der Dieb, der in Odensee im Zuchthause sitzt — ist ein Graf Platen. Während Platen bei Cotta wedelte, schrieb er an Schenk, dass Cotta ihn verhungern lasse, dass man Etwas bei dem König

*) Im „Morgenblatt,“ Nr. 279, vom 21. November 1829.

für ihn thun müsse, dass er ja doch nicht lange leben könne, er sei in der Auflösung. Zu jener Zeit beschwor mich Beer, gegen Schenk nichts Nachtheiliges von Platen zu sagen, weil von Schenk die Königliche 600-Guldengnade abhinge — ich sprach zu seinen Gunsten, ich stimmte Madame Cotta für ihn, ich that noch mehr, was ich jetzt verschweigen muss — und zu derselben Zeit schrieb der Elende den „Ödipus." Ich weiß, er hasste Schenk und Beer ebenfalls, weil er glaubte, dass wir Drei (lachen Sie nicht!) ihm die Münchener Lorberen, die nur ihm gebührten, abweideten! Gegen mich aber trat sein Hass ins Wort, um so freier, da ich zufällig nicht der Minister bin, und um so stärker, da er dem Minister noch schmeicheln musste. Und, heiliger Gott! welcher Bassesse der Schmeichelei ist solch Auswürfling der Adelskaste fähig! Ich weiß Greul, die ich nicht dem Papier zu vertrauen wage.

Sein Groll gegen Sie hat minder persönliche Anlässe. Er empfiehlt sich nur dadurch einem Bund von Pfäffchen, Baronen und Pädrasten, der verbreiteter und mächtiger ist, als man glaubt. Lachen Sie nicht, ich spreche so ernst wie eine Bildsäule: die Pädrasten sind dienende Brüder, Mittelglieder in dem großen Bunde der Ultramontanen und Aristokraten. Warum man eigentlich so erbittert gegen Sie ist, weiß ich nicht;

aber man ist es. Die literarischen Erscheinungen worüber Sie Ihr Befremden aussprachen, sind keine Zufälligkeiten. Menzel gehört vielleicht gar nicht zur Kongregation, aber er macht ihr die Kour.

Wie es hier mit Ihrem „Hofer“ gegangen, kann ich nicht begreifen. Den fünften Akt ausgenommen, ist das Stück mit großem Beifall gesehen worden. — Glauben Sie nur nicht den Korrespondenten in den Blättern, die Alle gegen das Stück sind, ihm Poesie genug zuschreiben, aber eben deßhalb behaupten, es sei nicht für die Bühne. Lebrun, den ich zufällig sprach, sagt auch, das Stück habe nicht mißfallen, im Gegentheil; so auch Zimmermann hat nur von Beifall gehört. Es ist läppisch, von solchem Parterregeklätsche zu sprechen. Ich verachte das ganze Theater. — Die hiesige Primadonna ist vorgestern Pietistin geworden, hielt gestern schon Betstunden, und hat der Direktion anzeigen lassen, daß sie in keinen sinnlichen Opern mehr auftreten würde. Sie heißt Kraus-Wranitzky. —

Was Uechtritz betrifft, so haben Sie Recht, und ich habe Unrecht. Aber warum darf ich denn kein Unrecht haben? Auf der Leiche Platen’s sitzend, gestehe ich ganz ruhig mein Unrecht gegen Uechtritz, der nur privatim einiges Harte verdient hatte. Es ist mir lieb, ihn doch mit Namen nie genannt zu

haben, und bei nächster Auflage soll alles auf ihn Bezügliche wegfallen*). — Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde selbst, wie Napoleon, der immer sehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! — C'est la guerre! Es galt kein scherzendes Turnier, sondern Vernichtungskrieg, und bei aller Besonnenheit kann ich die Folgen meines Buches noch nicht überschauen. Ich schrieb es unter schlechten Umständen, und der Ton der Indifferenz, der vielleicht drin ist, entstand durch Kontrast — ach, ich salbadre. Ich wünsche, dass die Art, wie ich bei Platen die Pädrastie behandelt, Ihnen nicht ganz missfalle. Es galt Mäßigung im Tone. Hätte ich erzählt, dass er

. . . .,

so würde man mir Leidenschaftlichkeit zugemuthet haben. So musste ich die Wahrheit selbst verschweigen, um glaubwürdig zu bleiben. . . . . Desto bestimmter war ich in Hauptsachen.

*) Die auf das Drama: „Alexander und Darius“ von Uechtritz bezüglichen Stellen sind leider auf S. 184 und 293 des ersten Bandes der vorliegenden Ausgabe wieder abgedruckt, da dem Herausgeber dieser Brief Heine's an Immermann erst später bekannt geworden ist.

86. An Moses Moser.

Hamburg, den 30. December 1829.

Lieber Moser!

Ich wünsche dir Glück zum neuen Jahre, und, um mich kurz zu fassen, wünsche ich dir Alles, was mir fehlt. Dazu gehört in diesem Augenblick auch Gesundheit.

Meine Schreibsaumseligkeit entstand dadurch, daſs ich dir zugleich mit einem Briefe auch den dritten Theil der „Reisebilder“ schicken wollte. Doch da dieser die Presse verließ, fast noch ehe er geschrieben war (irländischer Bull), so hatte ich kaum Zeit, das kaum geheftete Exemplar auf die Post zu schicken — und nun gar versäumte sie mein Bursche. Doch jetzt wirst du das Buch erhalten haben. Du musst mich bei Lehmann und Zunz vertreten, daſs ich ihnen nicht, wie früher, das Buch geschickt; es geschah aus dem natürlichen Grunde, weil mein Verleger mir früherhin 74 Freiexemplare und diesmal nur 12 gegeben hat. Du musst daher den Freunden dein Exemplar leihen zur vorläufigen Lektüre.

Da du in deinem wohlverschanzten Komptoir keine Idee von den giftigen Pfeilen hast, die

seit Jahr und Tag gegen mich heimtückisch geschossen werden, so erlaube ich dir immerhin, die strenge Gerechtigkeitspflege, die ich gegen den Grafen Platen ausgeübt, zu missbilligen. —

Ich wünsche, dass dich das Buch durch theilweises Amüsement für die Ennui der Lektüre entschädige; spätere Bücher mögen im Stande sein, manche Herbheiten darin als nothwendig nachzuweisen. — Da dieses Buch schon vor der Geburt seine kompetentesten Feinde hatte, deren Umtriebe ich bereits sehe, so wünsche ich, dass du die Freunde, die für die öffentliche gute Aufnahme des Buches Etwas thun können (namentlich Gans), dazu aufforderst, und zwar bedürfte es der schleunigsten Thätigkeit. Die Natur des Buches erklärt diese Bemerkung. Will der junge Veit die Güte haben, etwas Kritisches darüber zu schreiben, wie er mir versprach, so bitte ich ihn, es bald zu thun, und wenn keine dortige Redaktion solches bereitwillig ist zu drucken, so bitte ich ihn, es mir selbst zu schicken. Es ist Krieg, und du wirst sehen, wie sehr ich der Beihilfe bedarf. Auch an Lehmann musst du in meinem Namen solche Bitte vortragen. — Was dich selbst betrifft, so bin ich zufrieden, wenn dir in deiner idyllischen Komptoirruhe das ferne Waffengeräusch nicht gar zu

unangenehm an die Ohren tönt. Verzeih mir, lieber Moser, dass ich meine Feinde todtschlage, die mich todtschlagen wollten. — Ich denke, dich bald wieder zu sehen. — Das Wetter ist das Einzige, was mich vom Reisen abhält. Meine Adresse ist Dr. H. bei Wittwe B. Heine, Geb. von Geldern, Neuer Wall Nr. 28. Lit. D. in Hamburg. Bei dem Überfluss an Namensgenossen, deren sich diese Stadt erfreut, bedarf es solch ausführlicher Adresse. —

Leb wohl, und lass die Ritzen an dem Fenster, wo dein Pult steht, mit Baumwolle verstopfen, die Zugluft ist bei jetziger Witterung schädlich. Ich habe Zahnschmerzen — folglich darfst du im Scherze selbst 50% Ernst annehmen.

Dein Freund

H. Heine.

---

87. An Karl Immermann.

Hamburg, den 3. Februar 1830.

Liebster Immermann!

Ihr „Tulifäntchen“ liegt seit 10 Tagen auf meinem Tische (ich glaube nicht, dass Sie Dieses

ungerne hören, obgleich Sie mich nicht besonders dazu berechtigt, es zu lesen), und ich würde Ihnen schon vor 8 Tagen darüber geschrieben haben, wenn ich nicht so halb und halb Brief von Ihnen erwarten konnte oder erwarten wollte. Aber jetzt drängt mich Campe, Ihnen zu schreiben; ich sprach ihm gestern von der Freude, womit ich Ihr Gedicht gelesen, und daſs ich nur einige Kleinigkeiten daran auszusetzen hätte. Dies, wollte er nun, sollte ich Ihnen schreiben, und in der That, lieber Immermann, ich habe zu sehr die innere Verpflichtung, Ihnen die Wahrheit zu sagen, als daſs ich Ihnen Etwas verschweigen dürfte, was Ihnen vielleicht miſsfallen könnte. Ich will den bitteren Tadel vorausschicken; ich tadle an „Tulifäntchen" einige Longeurs, und dann hie und da das Metrische Beides ließe sich leicht verbessern, Ersteres durch Streichen, das Andre durch einige Wortversetzungen und Vertauschung einiger Worte. Die metrischen Mängel bestehen nämlich darin, daſs die Worte und die Versfüße immer zusammenklappen, welches bei vierfüßigen Trochäen immer unerträglich ist, nämlich wenn nicht just das Metrum sich selbst parodieren soll, was im „Tulifäntchen" oft Ihre Absicht ist. Sie verstehen; ich meine, daſs da, wo das Wort sich endet, auch immer der Versfuß (— ⏑)

sich bei Ihnen endigt. Wie leicht lässt sich Dem meistens abhelfen! Mit einer einzigen Partikelveränderung wird der metrischen Einförmigkeit einer ganzen Strophe abgeholfen. Wollen Sie nun das Gedicht, was Sie gewiss schnell genug geschrieben, nochmals in solcher Hinsicht durchsehen? Die zweite Durchsicht wäre gewiss Gewinn. Oder wollen Sie, dass ich es für Sie in solcher Hinsicht durchgehe und Ihnen dann einige Veränderungen vorschlage, die Sie dann nach Wohlgefallen annehmen oder abweisen können?

Haben Sie noch das Brouillon des Gedichts?

Ich habe Campe ersucht, das Gedicht noch zur Ostermesse zu bringen (welches nicht seine Absicht zu sein schien, da er es an Zimmermann gegeben, welcher Dergleichen Monate lang behält, und dem ich es, da er es nicht las, abnahm), und um jenem Wunsch zu entsprechen, verlangte Campe, dass ich Ihnen gleich schreibe. Ich erwarte daher umgehend Antwort von Ihnen. Lassen Sie sich nicht davon abhalten, im Fall Sie mir Ihre Meinung in Betreff meines letzten Buches noch vorenthalten möchten und desshalb nicht schreiben. Ach, lieber Immermann, ich würde es Ihnen sogar nicht verdenken, wenn Sie jetzt nur die Schattenseite jenes Buches sähen und es Ihnen missfiele.

Dazu kommt noch das Schweinekoncert der Angestochenen, die jetzt grunzen, quieken und quirren; Das könnte Einen leicht verwirren, wenn man nicht seiner Sache sicher wäre. Lieber, trauen Sie mir diesmal und meiner Ruhe. Vertrauen Sie diesmal nur meiner Einsicht, ich habe drei Monate nachgedacht über Das, was ich thun wollte, und ich that nur, was die eiserne Nothwenigkeit verlangte. Man klagt mich an der leidenschaftlichen Übereilung. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: „Der arme Heine, der arme Immermann!“ — Das Mitleiden war nicht zu ertragen. — Noch Eins — ich will Sie bestechen — als ich in München zuerst hörte, dass der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill schreibe, sagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), dass ich ihn dafür züchtigen werde, selbst wenn er mich darin verschont. — Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich selbst betrafen, Etwas gethan, und wenn ich diesmal das Stärkste that, so geschah es, weil Dieses oder gänzliches Schweigen nothwendig war.

Doch, ich bin froh, meine Freunde in Berlin, besonders Varnhagen, der besonnene Varnhagen, giebt mir Recht, und obgleich hier ein Rest platonischer Liebenden und alle Sottisen gegen mich von hier ausgehen, so hat mein Buch hier die enthusia-

stischen Zustimmer, darunter auch, ganz unbedingt, unsern Freund Zimmermann. Doch, ich verließ ein lieberes Thema, nämlich unser liebes „Tulifäntchen," den kleinen Helden, den epischen Kolibri. Er ist durch und durch poetisch, besonders das vorletzte Kapitel gehört zu den hängenden Blumengärten der Feendichtung. Einheit des Tones, Drolligkeit der Beiwörter und Wortbeugungen überall, süße Drolligkeit und Anmuth überall durchlauernd. Es ist ein Epos, worin die Formen des Heldengedichtes zum Spaß angewendet werden und sich allerliebst mit den Elementen des Kindermärchens vermischen, die mit naivem Ernste darin laut werden.

---

88. An Karl Immermann.

Lieber Immermann!

Trotz einer übergroßen Müdigkeit in Kopf und Gliedern schreibe ich Ihnen dennoch, lieber Immermann, um Ihnen ohne Zeitversäumnis einliegende Bildchen zu schick n, die mir eben der Maler Lyser*) endlich fertig gebracht. Was Ihnen

---

*) Der taube Maler J. P. Lyser hatte Illustrationen zu Immermanns's „Tulifäntchen" angefertigt, die indeß bis jetzt nicht veröffentlicht worden sind.

daran missfällt, sagen Sie, auch können Sie nach Belieben eins oder das andre verwerfen. Sie müssen auch selbst die Unter- oder Ueberschriften angeben, die der trübselige Campe (wir stehen gar nicht gar zu süperbe) vor der Hand verfertigt hat. Das Manuskript hat seitdem und noch immer der Maler in Händen gehabt, so dass ich es nicht zum zweiten Male durchgehen konnte; es wird wohl nicht viel Zeit zu weiterer Besprechung übrig sein, wenn das Gedicht gleich nach Ihrer Genehmigung der Zeichnungen in die Presse kommen soll. — Und wenn ich es genau bedenke, sind die metrischen Veränderungen, die Sie wohl vornehmen könnten, nicht von der Art, dass der Mangel derselben dem Gedichte in den Augen des großen Publikums schaden könnte; denn das große Publikum versteht gar nichts von Metrik und verlangt nur seine kontrahierte Silbenzahl. Ueberhaupt sind ganz gute Verse im Deutschen eine Unmöglichkeit. An diese Bemerkung schließt sich meine Danksagung für die Gedichtesammlung — doch missverstehen Sie mich nicht, ich bin voller Bewunderung für einen großen Theil derselben, in poetischer Hinsicht, ich staune ob Ihrer Produktivität überhaupt (ich mache gar keine Gedichte mehr), und nur an —◡—◡◡—◡ hab' ich allenfalls Etwas auszu-

setzen. „Die Wiege des Königs von Rom" ist süperbe; die letzten 4 Zeilen hätte ich fortgewünscht. Die Elegien herrlich, auch die Vorsprüche bei jedem Abschnitt — doch wer kann eine Gedichtesammlung in solcher Einzelweise loben oder tadeln! Am liebsten wär's mir, ich könnte mündlich mal mit Ihnen schwatzen. Wird aber nicht so bald angehen. Meine Gesundheit ist zerrüttet, und ich muss wieder in die Ruhe des Landlebens und in die Wellen des Meeres. Ich bleibe hier in der Nähe, bis ich wieder in Helgoland baden kann. Sagen Sie an Herrn Schnaase, dass der Vogeljäger Vogt, der mit mir zuletzt auf Helgoland zurückblieb, sich bald nach meiner Abreise dort erschossen hat, und zwar aus Liebesmelancholie. Ich hatte ihm schon vorher abgemerkt, dass ihm das Leben zur Last war, da er am liebsten bei hoher See zum Vogelschießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu scheinen, manchmal begleitet habe. Er schoss noch viele Vögel, manch hübschen Vogel, und den merkwürdigsten zuletzt.

Dies Alles schrieb mir mein Freund, der Apotheker, der mir auch Damengrüße spedierte — sagen Sie Das an Schnaase.

Ich bin sehr lebensheiterer Stimmung und habe dem siechen Körper diesen Winter manchen Genuss abgetrotzt — eine Folge solchen Trotzes ist meine Müdigkeit in diesem Augenblick.

An Platen denke ich wenig, obgleich ich oft genug an ihn erinnert werde. Man schimpft — und darauf war ich gefasst. Doch regen sich schon einsichtsvolle und unparteiische Stimmen. Wenn Sie irgend eine tüchtige Feder für mein Buch gewinnen können, so unterlassen Sie es nicht; man kann für fremde Bücher mit mehr Eifer die Leute zum Verfechten anregen, als für eigne Bücher. Es könnte noth thun; im Süden, höre ich, rüstet man sich. Was geht's mich an! Ich habe meine Schuldigkeit gethan.

Campe ist ein echter Buchhändler — es ist Alles damit gesagt; es ist eine Sünde, wollte man generöse gegen ihn sein. Sehen Sie sich vor.

Mit Menzel hab' ich seit Jahr und Tag keine Berührung gehabt; habe ihm mein Buch nicht geschickt, da ich nichts Gutes von ihm erwarte. Haben Sie Nachricht von Beer? Ach, ich bitte Sie, legen Sie es ihm ans Herz, mich in München, besonders gegen Schenk, in der Platen'schen Sache

zu vertreten*). Ich verliere nicht gern Freunde, obgleich ich mir jetzt immer für den kleinsten Freund,

---

*) Immermann schrieb in Folge dieser Mahnung den 2. April 1830 an Beer: „Heine's Reisebilder" habe ich gesendet und wünsche Ihr Urtheil zu hören. Er hat sich neuerdings wieder mir genähert und mir mehrere Briefe geschrieben in seiner kindlich zutraulichen, drolligen Weise. Ihm scheint an Ihrem Wohlwollen Viel zu liegen, er erwähnte Ihrer fast in jedem Briefe. Im letzten schrieb er mir, ich möchte Sie bitten, dass Sie ihn in der Platen'schen Sache gegen Herrn v. Schenk verträten, was ich denn hiemit thue. Seine Replik ist idealiter zwar schwer zu vertreten, doch verdient er, als eine wahrhaft produktive Natur, dass man seinerseits thue, was man kann, um ihn zu halten. Und zweitens ist zu erwägen, dass Platen ihn persönlich auf die gemeinste Weise zuerst angefasst hat." — Michael Beer antwortete am 11. April 1830: „Von Schenk habe ich seit längerer Zeit keine direkten Nachrichten, und ich weiß nicht, wie er über Heine's Buch denkt. In der Korrespondenz oder im mündlichen Gespräche will ich später gern den Anwalt desselben spielen, soweit es meine Ehrlichkeit zulässt. Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weise ich seiner erwähnte, so sagen Sie ihm, er sollte sich erinnern, wie oft er mir gesagt, dass ich die meisten Dinge mit Glacéhandschuhen anfasste. Ich hätte mir diese Handschuhe bei Lektüre seines Buches angezogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost wie seine Satire nicht ohne Indigestion vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel

den ich verliere, gleich zwei große Freundinnen anschaffe. — Und nun, leben Sie wohl und schreiben mir bald. Die Zeichnungen können Sie direkt an Campe schicken; er versichert mir, Ihr Unmuth beruhe auf Mißverständnis. Ich hab' ihm gehörig den Text gelesen. — Gestern Abend, bei einem Diner, habe ich sehr viel mit dem Theaterdirektor Schmidt über Sie gesprochen; er verehrt Sie sehr. Schreiben Sie nur immer ohne Rücksicht auf die Bühne, überlassen Sie das Bühnengerechtmachen einem Handwerksverständigen, und die Sachen werden besser gehn. So ließe sich der „Petracha“ sehr gut aufführen. Ein andermal mehr davon.

Ihr Freund

H. Heine.

Hamburg, den 14. März 1830.

---

dabei geworden. Übrigens grüße ich ihn aufs herzlichste, und meine persönliche Neigung für ihn sei noch immer die alte. Ich bitte, schreiben Sie ihm Das.“

89. An Karl Immermann.

Änderungs-Vorschläge zum „Tulifäntchen“.*).

Erstes Buch.

Erstes Lied.

S. 11. Das Geschlecht der Tulifant
Blüht' einst hoch im Reich der Fante.
Zwanzig Schlösser, reiches Kornland rc.

Dir Endungen der Verse wollen mir nicht zusagen durch ihren Gleichklang. Ließe sich nicht etwa setzen:

Einst im Fantenreiche blühte
Das Geschlecht der Tulifant rc.

S. 12. Seht Ihr dort . . . . .

. . . .

*) Die Seitenzahlen beziehen sich auf die älteste Auflage (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1830.) — Die von Heine empfohlenen Änderungen wurden von Immermann fast sämmtlich ausgeführt. Letzter schreibt darüber an Michael Beer unterm 3. Mai 1830: „Heine schickt mir vier enggeschriebene Bogen über „Tulifäntchen“ mit (meist metrischen) Bemerknngen, die größtentheils ungemein fein und wahr sind. Sie sollen noch benutzt werden. Dieser Beweis von Antheil hat mich natürlich sehr erfreut, und ich muß ihm daher schon, wie Sie begreifen, aus Pietät die Stange halten.“

Jenes Mäuerchen, zwei Schuh hoch,
Und im Mäuerchen die Holzthür?

Das „chen“ als lange Silbe, wenn „zwei“ als kurz gebraucht wird, missfällt mir. Da doch die Verse mit spondäischen Trochäen sich endigen, so könnten Sie in beiden Versen sehr gut „Mäuerlein“ setzen. Die schweren Trochäen machen sich überhaupt im komischen Pathos sehr gut.

S. 12. Eine Mauer ist die Mauer,
Und die Thür ist eine Thüre,
Und die Mau'r umgiebt, die Thür
Öffnet den Kartoffelkeller.

Den dritten Vers versteh' ich nicht. Ist da nicht ein Schreibfehler?

S. 13. Aber wie der Abend dunkelt,
Klappt' er zu das Buch und rufte: (?)

Zweites Lied.

S. 14. Christoph, Don Christofo
Soll er heißen; wie Sankt Christoph 2c.

Im ersten Vers ist ein Fuß zu wenig; soll's etwa „Christoforo“ heißen?

S. 16. Und Don Tulifant, entgegen
Gehend der Genossin . . . .
. . . .
Und er sprach zu ihr bedeutend:

Ich würde, auch schon wegen des Wortsinnes, „bedeutsam“ setzen; es klänge mit der folgenden schweren Trochäusendigung gut zusammen.

S. 16. Denn ich seh' des alten Hauses
Junge Hoffnung winken glanzreich!

Denn ich seh', wie junge Hoffnung
Glanzreich winkt dem alten Haus!

schlag' ich vor.

Der gleich folgende Vers:

S. 16. Pflückt entzückt drauf zarte Schötlein

mißfällt meinem Ohre ebenfalls.

Drittes Lied.

S. 18. Dieser Däumerling der Zweite.

Däumling wäre doch besser und dürfte doch dem Metrum nicht aufgeopfert werden.

S. 18. Nimmer baut des Hauses Ehre
Solch chinesisch Teufelchen.
Nimmer kann zu Lehen tragen
So ein Würmchen Vatererbe!

Besser wäre wohl auch:

Solch ein Wurm das Vatererbe.

S. 20. Ach, wie soll, spricht Donna Tulpe,
Hohes Wesen, Das geschehn wohl?

Die Fee Libelle, die kleine, dürfte wohl nicht „hohes Wesen“ angeredet werden.

S. 21. Rieben ängstlich sich die Augen.

? Etwa: „Und sie rieben sich die Augen.“ (Wär' auch episch einfacher.)

Viertes Lied.

S. 22. Willst zu den Lilliputtern
Du wandern gehn, dein Schwert dort abzu-
futtern?

Letzterer Ausdruck missfällt mir, riecht zu sehr nach der Reimnoth. Haben Sie keinen Reim auf: Lilliputten oder Lilliputanern? („Willst zu Lilliputanern?“ klänge, obschon schlecht, doch immer besser, als „futtern.“) Das Ganze ist aber köstlich; drolliger Ernst.

Fünftes Lied.

S. 24. Tulifant, der Vater, sitzet,
Rüstet's Schwert dem tapfern Söhnlein.

Außer der Härte des „Rüstet's Schwert“ missfällt mir auch der Ausdruck selbst.

S. 25. Edle Donna, nun beweiset
Muth, gleich der spartan'schen Mutter!

Denn es geht zum Scheiden jetzo,
Doch es geht in hohe Thatbahn!

Soll das „Doch" nicht ebenfalls „Denn" heißen?

Siebentes Lied.

S. 32. Liebend mit Nixe kost' er.

„Mit der Nixe" soll's wohl heißen, ist ein Schreibfehler.

S. 33. Feu'r vom Wirbel bis zur Zehe,
Trotzig rief er ꝛc.

Könnte der erste Vers nicht verbessert werden?

S. 34. Groß ist unser Reich, noch nicht
Schlossen sich des Landes Grenzen.

„Noch nicht?"

S. 34. Doch wie kam es, daß das Mannsvolk
Euch gewichen ist so kraftlos?
Sprach die kräftige Brünette ꝛc.

Ich wünschte ein anderes Wort für „kraftlos," damit an dem hübschen epischen Beiwort „die kräftige Brünette" Nichts verloren gehe.

S. 36. Dort wächst eine Sorte Bäume,
Die vor Zeiten man aus Täuschung
Sucht' in dem galanten Sachsen.

Besser wär' wohl „Irrthum."

S. 36. Dieser Baumflock ist Regale.

Oder heißt es „Baumfleck?" Undeutlich geschrieben.

S. 37. Denn so hieß die Stadt, die große.

Mir gefiele besser: „die große Stadt."

Achtes Lied.

S. 38. Weiblichen Kron-Würdenträgern.

Ich schlüge vor: „Reichskronwürdenträgerinnen".

S. 38. Sich zurückzieht jetzt Brünette

Allzu hart!

S. 39. Statt: Doch die Premierministrin

Lauschet durch des Zuges Falte.

würde ich setzen:

Aber die Premierministrin ꝛc.

Premier als Jambus gebrauchend.

S. 40. Unablässig flog die Wilde

Um die Fürstin, um die Krone, (um die goldne)

Spaniolreichsapfeldose,'

Um den Scepter, Hermelinflies. (um die Krone).

Bei solchem Tausch der Worte gewänne der Vers und die Deutlichkeit; auch wär' es eine Art Steigerung.

Ich kann manche Verse, wie etwa:

S. 40. „In der Linken den Reichsapfel,"
„Der bemeldete Reichsapfel"

nicht ganz verwerfen, wenn ich das Princip des Zeitmaßes statuiren will, und ich muss wirklich gestehen, dass letzterer Vers dem Ohre nicht widersteht, indem das Aussprechen des Wortes „Reichsapfel," besonders da eine kurze Silbe vorherging, zwar viel Zeit braucht, aber diese Zeit durch die vorhergehenden vielen kurzen Silben erspart worden ist und somit das Zeitmaß richtig auskommt. Aber manchmal chokieren mich doch dergleichen Verse, z. B. (noch im achten Liede):

S. 41. Denn dann fließen ihre Thränen
Einem schönen Ideale
Von dem g o l d e n e n W e l t a l t e r.

Neuntes Lied.

S. 44. Das geliebte, stets ersehnte,
Nie genug g e l e c k t e F r e s s e n,

Etwas stark unedel!

Das Erstechen der Fliege ist etwas zu breit beschrieben, auch könnte wegbleiben:

S. 45. Opfer seiner Leidenschaften,
Haucht der Wüthrich aus zum Hades
Seine Seele, lasterschmutzig.

Passt nicht zum Tone des Ganzen.

S. 46. Statt: Sprach die Premierministrin
Sprach jetzt die Premierministrin

S. 47. Auf den Fächer Tulifäntchen
Hebend, präsentirte *knixend*
Sie *den Helden Grandiosen*.

Könnten Sie den Vers nicht etwas ändern? Alles dran ist richtig, und doch gefällt er mir nicht.

Zweites Buch.

Erstes Lied.

Wunderschön! Dieses Metrum gelingt Ihnen unübertrefflich, besonders die Reime, auch die Beiwörter, die Appositionen, die Whims. Nur ein Wort missfiel mir, nämlich „bekleiben."

Zweites Lied.

S. 57. Blut'ge Steine! *Rother* Rasen!
Einen Jüngling, bleich zum Tode,
Schwarzes Blut in gelben Locken,
Trug das rothe Bett von Rasen.

Das Beiwort „*schwarz*" missfällt mir hier weil der „*rothe* Rasen" ja ebenfalls von Blut gefärbt ist. Ich schlüge vor, gar kein *Farbbeiwort* bei *Blut* zu setzen.

S. 61. . . . . denn sie gähnet
Über Gott selbst und den Himmel.

Ich schlüge vor:

. . . . denn sie gähnet
Über Gott sogar und Himmel.

S. 61. Eine welthistor'sche Stimmritz'

Was ist Das?

S. 64. Heilen will ich Luft mit Blute

Es wäre einfacher und kindermärchenhafter, wenn er bloß sagt, daſs er die Luft heilen will.

S. 64. Bauer, Schläfer stehn im Schutze 2c.

Hier hätte ich weit lieber die epische Wiederholung, daſs er den Bauer schützen will, daſs er dem Schläfer helfen will u. s. w. Die Luft heilen, weil sie zerrissen worden, scheint mir etwas zu kühn. Die Luft reinigen, weil sie mit schmutz'gem Athem vermischt worden, möchte etwas milder klingen.

Drittes Lied.

S. 67. Rathet mir, von wem er's kaufte? (mir)
Von dem alten Tulifante,
Welcher damals Geld gebrauchte.

Schlüge vor: „Geldes brauchte."

S. 69. Macht's auf Ehre ganz charmant.

Dieser Vers (nachdem der Riese die letzte Tonne ausgesoffen) klingt mir etwas matt. Lassen

Sie ihn lieber mit der Tonne die Nagelprobe machen.

Viertes Lied.

S. 78. Einen tiefen Blick heut Abend
Hab' ich in mein Herz geworfen,
Es geht gleichfalls bei mir los.

Dieser Vers ist zu sehr schlagadodrisch.

S. 79. Noch drei Tage soll sie leben,
Nach drei Tagen soll sie dran!

Wär' nicht besser: „sterben?"

Fünftes Lied.

S. 80. Was den Helden nur verdrossen?
Was den Muth ihm nur verdüstert?

Das mangelnde Hilfszeitwort ist gegen die epische Einfachheit, welche auch immer den gewöhnlicheren Bindungspartikeln vor den ungewöhnlicheren den Vorzug giebt, und so z. B. klänge besser:

Aber was verdroß den Helden?
Was hat ihm den Muth verdüstert?

S. 81. Mir gilt's gleich, wenn Tulifäntchen
Ewig sitzen bleibt im Walde,
Und am schwanken Binsenaste
Schwertlein, Schildelein der Rost zehrt.

Mir klänge besser: „Schwertlein, Schildlein dort verrostet." Es versteht sich, dass das „dort" ein Flickwort ist und durch jedes beliebige ersetzt werden kann.

S. 82. Sprang dein Schild? Zerbrach dein Schwert dir?
Lahmt Dein unvergleichlich Kampfross?

Ich würde das „dir" im ersten Vers fortfallen lassen, und im zweiten Vers würde ich dann, statt „unvergleichlich," ein Beiwort nehmen, dessen letzte Silbe kürzer als „lich" ist und somit das Zeitmaß besser auskomme und mit dem vorhergehenden Verse korrespondiere.

S. 83. Schon drei Tage lagr' ich ꝛc.

. . . .

Schon drei Tage klopf' ich ꝛc.

. . . .

Schon drei Tage fordr' ich schlachtheiß
Meinen Gegner Schlagabodro
Mir herab auf Schwerteskampfstreich;
Sitzt er auf der Mau'r und kaut,
Der Vernagelte, an Tüpto —
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's.
Seine Augen übersehn mich ꝛc. ꝛc.

Fast sollt' ich glauben, es sei hier ein Abschreibefehler; die unterstrichenen Verse müssten erst vor dem letzten Vers kommen, ungefähr so:

. . . .
Mir herab auf Schwerteskampfstreich.
Doch mein Lagern, doch mein Klopfen,
Doch mein wildes, zorn'ges Fodern
Ist vergebens, nicht bemerkt er's —
Denn derweilen auf der Mauer
Sitzt er hoch und kaut sein Tüpto;
Seine Augen übersehn mich ꝛc. ꝛc.

S. 83. Seine großen Ohren hör'n nicht
All mein Dringen, Zürnen, Schelten.
Mit den großen Ohren hört er
Nicht mein Dringen, Zürnen, Schelten.

S. 83. Aus ist meine Bahn. Der Stern fiel.
Meine Bahn ist aus. Der Stern fiel.

S. 84. Sprach's, und in dem Auge glänzt' ihm
Eine schwere, heiße Zähre.

Der Reim chokiert. Auch vier reine Trochäen!

S. 85. Dieser Sir war seines Volkes,
Des maschinengrübeltiefen, ꝛc.

„Sir“ ist nicht zu statuiren. Schiller gebraucht es in „Maria Stuart“ aus Unwissenheit. „Dieser Sir“ kann man gar nicht sagen. Statt „Sir“ müssen Sie „Gentleman“ setzen.

S. 86. Jener Sir sprach denkend also ꝛc.

„Der Sir“ kommt nochmals vor.

S. 88. In der Alten Angesicht
Glätteten die Runzeln sich,

Daß beide männliche Versendungen auch assonieren tadle ich.

S. 89. Und ein Streif von rothem Lichte
Zog sich, wo die Fee geflogen,
Nach der göttlichen Erscheinung.

Deutlicher wäre:

. . . .
Zog sich nach, wo sie geflogen,
Diese göttliche Erscheinung.

Auch das Beiwort „göttlich“ will mir bei einer Fee nicht munden.

Sechstes Lied.

S. 90. . . . (Der Riese saß) . . . .
Traurigkeit im finstern Auge
Über seine strenge Tugend,
Die ihn morden hieß, den Guten.

Ich würde bei einem Epos auch auf Zuhörer rechnen, nicht bloß auf Leser, die das Komma sehen, und des verständlichern Klangs wegen würde ich die Apposition nicht hinzu setzen, oder ich würde ungefähr sagen:

Die den Mord befahl dem Guten.

Die Schilderung des Sturzes der Mauer (S. 95 und 96) finde ich doch zu sehr überladen.

Siebentes Lied.

S. 101. . . . . das Gesicht
Glich, ein wenig abgeschmackt ꝛc.
S. 101. . . . . . der Sir aus England.
S. 101. Die Leibträger aber sind
Dampfbedienter, Dampfmistreß.

„Mistreß“ kann gewiß nur als Trochäus gebraucht werden, auch sagt man nicht „die Mistreß,“ sondern „die Lady; ich würde vorschlagen:
Dampfbedienter und Dampflady.
S. 103. Ach, mein Roß,mein liebes Rößlein! (Roß!)
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

Ich würde den kleinen Tulifanten nicht „Rößlein“ klagen lassen. Dasselbe gilt nachher:
S. 103. . . . . . Ach, mein Rößlein,
Ach, mein Schimmel lieb und brav!

Mir klänge besser:
. . . . Ach, mein Roß,
Ach, mein vielgetreuer Schimmel!

oder:
Ach, mein treuer Zucklaboro!
S. 104. — daß wir durch keinen Sieg

Sieger werden des gemeinen
Loses aller Sterblichen.

Wegen des bald endigenden Gesanges wäre mir ein andres Wort mit einer gültigeren, langen Silbe viel lieber.

Drittes Buch.

Vorspruch.

S. 107. Doch im Innern blieb sie, wie
Sie gewesen, Chaos blieb sie.

S. 108. Unter deinem milden Scepter
Lebt sich's herrlich und vortrefflich.

Das sich's ist zu hart; besser „man."

Erstes Lied.

S. 111. Ja, ihr kennt die Hand der Todten,
Kennt die Todt' im falt'gen Prunkkleid
Von verblichnem, gelbem Atlas.

„Die „Todt'" würde ich nicht sagen; das „e" darf nicht wegfallen. Ist ja leicht zu ändern.

Zweites Lied.

S. 115. Aber Ach! die Liebe gleicht
. . . .
Einer Blüthe, Augenblicks
Aufgeknospet, blühnd, verwittert!

Statt der letzten Zeile würde ich setzen:

Aufgeknospet, duftend, blühend,
Und auch Augenblicks verwitternd.

Versteht sich, statt des „duftenden“ Flickwortes ist jedes andre eben so gut, doch das Wort „verwittern“ drückt das plötzliche Verwelken nicht recht aus.

Drittes Lied.

S. 121. Dein Gatte, der geschändet
Zum Himmel auf rachflehnd sein Antlitz wendet!

Zu hart!

S. 121 Ich sehe, o ihr Götter,
Von welcher Farb' und Stimmung ist das Wetter.

„sehe, o i“ — ein raffinierter Hiatus!

S. 124. Jetzt wisse, daſs ein Zwang war
Die Heirath. Sie befahl, ich folgte dankbar.

Diese Reime miſsfallen mir; zum Spaß gebe ich zwei Parallelverse, wovon ich nur die Reime empfehle:

Aus Etikettezwang zwar
Vermählt' ich mich — ich that, was meines Rangs war.

Viertes Lied.

S. 126. Polizeisoldaten suchen,
Vetter Hinz schlägt Vetter Kunzen
Auf die Schulter ꝛc. ꝛc.

Ich wünsche diese Verse heraus, da im vorigen Lied die Rückberufung der Männer nur so beiläufig unbestimmt erwähnt ist, und daher die Männer hier nicht motiviert genug im Frauenstaat erscheinen.

S. 126. Die Frau Premierministrin
Nimmt, sehr aufgeregt, stark Cremor.

Zu hart!

S. 127. Menschenschicksal! Was ist Größe,
Die der Sterbliche sich anträumt?

Ich würde wenigstens vorschlagen:
Die ein Sterblicher sich anträumt.

Die Verse, S. 127: (Tulifäntchen)
Er saß eingekauert. Nacht war
Um ihn, Nacht in seiner Seele.
Ohne Trank und ohne Speise
Saß er, ohne süßen Schlummer,
Einsam, wach, verzweiflungsstarr.

Diese Verse sind nicht bloß zu matt, um des Helden Zustand im Käfig darzustellen, sondern sie sind auch überflüssig. Lassen Sie sie nur ganz weg.

Das Schweigen des Helden, wenn er verhöhnt wird, tritt dann um so mächtiger hervor und macht Effekt. Wenn er allein ist nachher, hält er ja doch einen Monolog, worin er seinen Zustand genug ausspricht. Es ist überdies weit epischer, wenn der Held seine Zustände, besonders die Gemüthszustände, in Dem, was er spricht, andeutet, als wenn der Dichter solche mit seinen eignen Worten referiert.

Fünftes Lied.

S. 129. „vorlocken“ (gar die Sonne lockt vor) statt „hervorlocken“ möcht' ich nicht billigen.

S. 129. Aus den Seufzern . . . .

Ballt sich der Luftfahrerinnen
Wunderlicher Zauberchor &c.

Verwerflicher Vers. Das „der“ als lang zwischen „sich“ und „Luft,“ die kurz gebraucht werden, ist nicht zu tolerieren.

S. 130. (Die langen Wolkenstreifen,)

Die ihr Alle wohl am Himmel
Oft saht stehn so dumm und thöricht,
Daß sie euch zu sagen schienen &c.

Besser wäre wohl, aus begreiflichen Gründen:

Die ihr Alle oft am Himmel
Stehen saht so dumm und thöricht &c.

S. 130. Seine Hölle predigen.

Wenn Sie der Hölle ein Beiwort geben und „pred'gen" zweisilbig annehmen, schlösse sich die Periode viel besser.

Sechstes Lied.

S. 133. (Denn heut ist Johannisabend,)
Wo der Gnom schlüpft aus dem Stollen,
Von der Kapp' und von dem Leder
Bürstet ab den Katzenglimmer,
Aus vom Klopfen ruht, vom Pochwerk,
Sitzend auf der Felsenkante.

Vorschlag:
Wo der Gnom aus seinem Stollen
Schlüpfet und von Kapp' und Leder
Ab den Katzenglimmer bürstet,
Und, um auszuruhen vom Pochwerk,
Auf die Felsenkant sich hinsetzt.

Das Wort „dahlen" (S. 135) scheint mir in der Elfenfête nicht zierlich genug. Ich erinnere mich, daß Pandemchen es einst gebrauchte. Worte von putzig winziger Kourtoisie wären hier an ihrer Stelle.

S. 136. Kam geritten hoch am Himmel
Auf dem Wind, dem schnellen Rosse,
Jetzt die silberblühende Wolke.

Ich würde „Roß“ statt „Rosse“ setzen.

Liebster, liebster Immermann! Diese Elfenwirthschaft ist meisterhaft, ich kann vor lauter Entzücken nicht auf die Füße sehen. Diese drollige Zartheit, dieser kleine Blüthenpunschtropfenrausch ist entzückend, und gar das pittoreske In-Ohnmacht-fallen des verliebten Elfchens! Letzteren Moment — der lieblich zarteste im ganzen Gedichte — hätten Sie noch etwas bestimmter hervorheben können. In den wichtigsten Zeilen haben Sie gar Buchstaben sparen wollen, z. B. die „Jüngst'“ statt „die Jüngste“, „schreind in Ohnmacht“ statt „schreiend:“

S. 137. Dunkel wurden vor Entsetzen
Alle glühnden Excellenzen.
Die Cikaden machten Pause,
Zitternd sprangen durcheinander
Die Libellen von dem Thau; (?)
Doch die Jüngst', ein schönes Kind.
Mit dem weichsten Herzen, fiel
Schreind in Ohnmacht. Rosalindchen
Hieß das Kind voll Sympathie.

Dunkel wurden vor Betrübnis
Alle glühnde Excellenzen.
Die Cikaden machten Pause,

enthaltend, und wie ich jetzt glaube, auch metrisch gut genug. Wenigstens, neben den metrischen Mängeln enthält es auch metrische Vortrefflichkeiten, die aus der Seele, dem Ursitz der Metrik, hervorgegangen sind, die kein Graf Platen mit all seinem Sitzfleisch (dem Aftersitz der Metrik) hervordrechseln könnte. Ueberhaupt möchte ich diesem Letzteren seine metrischen Verdienste nicht allzu hoch anrechnen; aus Perfidie ließ ich sie gelten, der scheinbaren Gerechtigkeitsliebe wegen. Auch die Metrik hat ihre Ursprünglichkeiten, die nur aus wahrhaft poetischer Stimmung hervortreten, und die man nicht nachahmen kann. Sie, lieber Immermann, sündigen oft genug gegen die äußern Regeln der Metrik, die man allenfalls auswendig lernen kann; selten aber gegen die innere Metrik, deren Norm der Schlag des Herzens. Besonders zeigt sich Das in Ihren Cäsuren; diese, das geheime Athemholen der Muse, dessen kürzeres oder längeres Anhalten nur Derjenige kennt, der in ihren Armen träumte — Das ist Ihre metrische Force, wie sie sich besonders in Ihren Sonetten gegen Platen zeigt. Gott weiß, in wessen pedantischen Armen Dieser sich die Metrik aklaviert, die er nur im Wiegen der Silben ergriffen hat. — Gestern schickte mir Campe das neueste Blatt des

„Kometen“, worin von Herloßsohn (den ich gar nicht kenne) mein Buch vertreten wird. Ein toller Druckfehler, der mit rother Kreide, in dem Blatt, das ich erhalten, — wahrscheinlich von dem Verfasser selbst — verbessert ist, injuriiert Sie; Das verdarb mir die halbe Lust. In einem ähnlichen Aufsatz des „Freimüthigen“ glaube ich Häring's Feder zu erkennen. Allmählich werden die Leute vernünftig, aber nur allmählich. — Campe reist Ende dieses Monats nach Leipzig. Ich lebe isoliert auf dem Lande, unter französischen Revolutionsmemorien und großen Bäumen, die allmählich grün werden.

Behalten Sie mich lieb!

Ihr Freund

H. Heine.

Adresse: Bei Wittwe Heine, Geb. von Geldern,
Neuerwall, Nr. 28 Lit. D. in Hamburg.

---

90. An Karl Immermann.

Helgoland, den 10. August 1830.

Lieber Immermann!

Täglich das Briefschreiben aufschiebend, muss ich mich jetzt in aller Eile zum Schreiben entschließen, da das Schiff, womit ich diese Zeilen befördere, in einigen Stunden absegeln will, und ich mich mit Schrecken erinnere, dass ich vor vier Wochen an meine Schwester nach Ems schrieb, bei ihrer Reise durch Düsseldorf soll sie noch bei Ihnen einen Brief von mir vorfinden. Ich hoffe, dass Einlage nicht zu spät eintreffe und bitte Sie, solche bei Vorfordern an meine Schwester zu übergeben. Ich kann nicht umhin Ihnen zu bemerken, dass Letztere, Frau von Embden, unsäglich von mir geliebt wird, dass ich ihr mit zärtlichen Gefühlen, wie sie bei Brüdern selten sind, zugethan bin, und dass ich jede Freundlichkeit, die Sie dem lieben Wesen Gelegenheit hätten zu erzeigen, weit inniger und dankbarlicher empfinden werde, als Das, was mir selbst erzeigt wird. Die junge Dame ist leider sehr krank. — Mit meiner Gesundheit sieht es dies Jahr besser aus, und ich bade hier zur Befestigung derselben.

Leider habe ich, außer der allgemeinen Weltgeschichte noch so viel' Privatgeschichten um die Ohren, dass ich die letzten Monate fast in stupider Betäubung zugebracht. Hier sind die Weiber meine Plage. Ich glaube, wenn ich nach Nova-Zembla ginge, würde ich dort von Sängerinnen und Tänzerinnen gemartert werden. Von ersterer Sorte habe ich die Eine kaum abgefertigt, als mir die Andere schon über den Hals kommt. Wie viel Privat-Bühnenkenntnis ich täglich erwerbe, davon haben Sie keine Idee, lieber Immermann. Ich fürchte, ich gehe am Ende unter die Bühnendichter und werde ein Komödienzettelmensch; freilich, mit dem großen Raupach würde ich um die Herrschaft über Hanswurstchen tüchtig kämpfen müssen. —

Ich komme wegen Deyri,
Gieb, ungetreuer Vormund, Deyri mir!

Der Graf Platen hat mir doch noch viel Zeit gekostet, da man mir mit Processen drohte, und ich — der ich zur Exceptio veritatis entschlossen war — beständig schlagfertig mit Daten und Witzen Stand halten musste. Dergleichen lang' im Kopf halten müssen, ist Anfangs verdrießlich und hernach ekelhaft. Jetzt erscheint mir das Ganze wie ein literarisches Märchen. — Ihr „Kölnischer Kar-

neval" hat mir viel Unterhaltung gewährt, und ich staune über Ihre Meisterschaft in der Prosa und im epischen Entfalten. Ich will diesen Herbst ebenfalls mal eine Novelle schreiben. Sollen wir gemeinschaftlich einige herausgeben? — Mit Vergnügen sehe ich dem Erscheinen Ihres „Tulifäntchen" entgegen. Als Sie mir auftrugen, dafür zu sorgen, dass das Manuskript Ihnen zurückgeschickt werde, war Campe eben nach Leipzig gereist. Wie sich von selbst versteht, band ich es seinem Geschäftsführer auf die Seele, ihm Ihren Wunsch gleich zu melden; in meiner Gegenwart schrieb er desshalb an Campe — und als Dieser nach einigen Wochen zurückkam, wollte er anfänglich von Ihrer Ordre Nichts wissen und gab er vor, das Manuskript zum Druck nach Nürnberg geschickt zu haben.

Ich merkte wohl, dass ein Nücke gegen Sie zu Grunde lag, Sie können sich meine Wuth denken; in meiner Gegenwart musste sein erster Kommis erklären, ihm wegen Zurücksendung des Manuskripts gleich geschrieben zu haben, ich sorgte, dass Campe jetzt gleich desshalb nach Nürnberg schrieb; er versprach, wenn schon Etwas gedruckt sei, auch wegen der kleinsten Ändrung, die Sie wünschen, Kartons drucken zu lassen u. s. w. Ich hoffe, dass sich Alles zu Ihrer Zufriedenheit ge-

staltet. Ihnen damals noch besonders deßhalb zu schreiben, verschmähte ich; theils weil ich mir einbilde, dass Ihr Vertrauen gegen mich zu groß ist, um mir auch nur die levissima culpa beizumessen, theils auch weil ich die alten Klagen über Buchhändlermisère nicht wieder und wiederkäuen wollte. Es ist mit diesem Volk nicht fertig zu werden, und da sie Alle Nichts taugen, so ist bei Veränderungen auch kein Segen. Indolenz und gemeinsames Intresse ist jetzt das Einzige, was mich an Campe bindet. Wenn ich mich je von ihm wende, so ist es aus Depit wegen seines Undanks. Genug davon.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, per Adresse meiner Mutter, und bleiben Sie mir gut.

Ihr ergebener Freund

H. Heine.

91. An W. Häring (Willibald Alexis).

Hamburg, den 17. Januar 1831.

So geht's lieber Häring; man will ausführlich lange Briefe schreiben und schiebt's auf von Tag zu Tag, in Erwartung einer allerbesten Stunde, und da geschieht's dass man plötzlich Etwas mitzutheilen hat, und man muss in der schlechtesten Stunde den kurzgefasstesten Brief hinkratzen. So geht's mir heute: Einer meiner Freunde, A. Lewald, ersucht mich, Ihnen beikommende Novelle zu schicken, die im zweiten Theil seiner Novellensammlung erscheinen wird. Er wünscht, sie im „Freimüthigen“ abgedruckt zu sehen, und dieser Abdruck müsste unverzüglich stattfinden. Ich denke, diese Novelle wird Ihnen gefallen und das große Erzählungstalent des Verfassers erkennen lassen. Er weiß zu erzählen und die Figuren zur Anschauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognostikon gestellt, dass er einst in seinem Fache zu den beliebtesten Schriftstellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch seine Arbeiten erst kennen lernen, und das günstige Vorurtheil, das ich hege, ist daher keine Parteilichkeit. Ich wünsche, lieber Häring, dass Sie den ersten Band von Lewald's Novellen, der jüngst er-

schienen, lesen möchten, und wenn Sie im „Freimüthigen“ eine wirksame Recension liefern wollten, wär's mir sehr angenehm, da ich selbst bis am Halse in Politik stecke und nichts Ästhetisches schreiben kann. Und doch verdient das Buch eine rasche Empfehlung, wenn solche auch nur das Eine bezweckte, daſs der Verfasser einsähe, wie nur die Novelle, und nicht das Theater, woran er seine Kräfte vergeudet, für sein Talent geeignet ist.

Ich schreibe in großer Eile und kann Ihnen, lieber Häring, nur flüchtige Grüße zuwerfen. Mein jüngstes Buch macht hier viel Glück und überall Lärm — vielleicht singe ich bald: Timpe, Timpe, mach dich auf die Strümpe! Leben Sie wohl, grüßen Sie mir Robert und alle Freundlichgesinnten. — Ich muſs schließen.

Ihr Freund

H. Heine.

92. An Moses Moser.

Paris, den 27. Juni 1831.

Dein Bruder hat mir gestern deinen Brief vom 25. Mai überbracht. Du willst mein Stillschweigen als eine Poeteneitelkeit ausdeuten; diesen Irrthum muss ich dir entziehen. Ich war nie empfindlich über irgend ein Urtheil von dir, das den Poeten betraf; auch ob du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte, getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit in Irrthum ließen über die Art, wie du mein Leben und Streben begriffest. Du hast letzteres nicht verstanden, und Das ist es, was mir Kummer gemacht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert. Wir verlangen von einem Freunde nie Beistimmung, sondern Verständnis unserer Handlungen, er mag sie loben oder tadeln je nach seinen eigenen Principien, aber immer soll

er sie verstehen, ihre Nothwendigkeit begreifen, von unserem besonderen Standpunkte aus, wenn auch der seinige ganz verschieden ist. —

Leb wohl, besorge Einlage nicht durch die Stadtpost, sondern durch besondere Zuschickung, und sei überzeugt von meiner Achtung und Liebe.

H. Heine.

---

93. An den Grafen M. Moltke in Paris.

Herr Graf!

Die Schrift, die ich gegen Sie herausgegeben*), ist mir selbst noch nicht zu Gesicht gekommen. Besitzen Sie dieselbe, so würden Sie mich sehr verpflichten, wenn Sie sie mir so bald als möglich auf einige Stunden leihen wollten. Die Einleitung ist leider in Hass und Leidenschaft geschrieben, und es ist beim Druck noch allerlei Missliches vorgefallen. Es ist möglich, dass ich die Schrift in dieser Gestalt noch desavouieren muss.

---

*) „Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke; herausgegeben von H. Heine." Sämmtliche Werke, Bd. XIV, S. 3 ff.

Auf jeden Fall, sind Sie, Herr Graf etwa nicht glimpflich genug drin behandelt, so bitte ich Sie um Verzeihung. So viel ich mich erinnere, konnte ich in dem Lob, das Ihnen der Verfasser persönlich spendet, keine Ironie entdecken.

Ich will mir gern morgen früh das Vergnügen machen, Sie zu besuchen.

Mit Hochachtung und Ergebenheit

H. Heine.

Paris, den 25. Juli 1831.

Wien. Druck von Adolf Holzhausen.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Zwanzigster Band.

Briefe. Zweiter Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1865.

Briefe

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1865.



Inhalt.



Vorwort des Herausgebers.

Wie der vorhergehende Band mit der Übersiedelung Heine's nach Paris, so findet der nachstehende seinen naturgemäßen Abschluss mit der Reise des Dichters nach Deutschland, welche in mancher Hinsicht eine neue Wendung seines poetischen Schaffens bezeichnet und ein starkes Wiederaufleben seiner Vorliebe für die Heimat zur Folge hatte.

Die Briefe Heine's aus den dreißiger Jahren geben dem Literarhistoriker ein reiches Material zur Geschichte der Bestrebungen des sogenannten „Jungen Deutschland" und der wider dasselbe gerichteten, vom Bundestag angeordneten Verfolgungen an die Hand. Es erhellt namentlich aus den Mittheilungen des Dichters an seinen Freund und Verleger Julius Campe, dass Heine sich in dem unablässigen Kampfe wider die Censurplackereien

aufs muthvollste benahm, dass er kein Opfer scheute, wo es die Ehre des Schriftstellerstandes und der unabhängigen Gesinnung zu retten galt. Wir haben daher allen Grund, Herrn Campe zu danken, dass er sich durch kein Bedenken einer falschen Empfindlichkeit abhalten ließ, den unverkürzten Abdruck der an ihn gerichteten Briefe zu gestatten, sofern deren Inhalt uns irgendwie interessant und bedeutungsvoll erschien. Die von uns ausgeschiedenen Stellen beziehen sich (mit Ausnahme einiger allzu gehässigen Bemerkungen über Karl Gutzkow, die zu veröffentlichen kein triftiger Grund vorlag) auf geschäftliche Verhandlungen persönlichster Art, deren Mittheilung für keinen Leser erwünscht sein konnte, da sich aus den zum Abdruck gebrachten Stellen ein vollkommen klares Bild von Heine's Weise, derartige Affären zu behandeln, ergeben wird.

Zum Verständnis des Ehrenhandels, welchen der Dichter im Jahre 1841 mit Herrn Salomon Straus aus Frankfurt a. M. auszufechten hatte, schien es uns nöthig, die in Rede stehenden, heut zu Tage meist schwer zu erlangenden Zeitungsartikel unverkürzt mitzutheilen, da Herr Straus es zu jener Zeit für gut fand, diese persönlichste Angelegenheit nach Kräften vor das Forum der Öffentlichkeit zu bringen.

Die Briefe an Heinrich Laube und Gustav Kühne sind uns von den Adressaten zur Benutzung für die Gesammtausgabe der Heine'schen Werke gütigst eingesandt worden. Leider war ein großer Theil der von dem Dichter an H. Laube gerichteten Briefe durch eine Feuersbrunst in der Wohnung des Letzteren zerstört. Die Briefe an August Lewald wurden zuerst in den „Hausblättern", Heft 1—3, Jahrgang 1857, mitgetheilt und aus dieser Zeitschrift mit Genehmigung des Adressaten, hier wieder abgedruckt. Der Brief an Hvas befindet sich im Besitz des Kunsthändlers G. Heubel in Berlin. Der Brief an die Bundesversammlung und die unter Nr. 97, 100, 101 und 196 mitgetheilten öffentlichen Erklärungen sind der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", — die Erklärungen über den „Schwabenspiegel" (Nr. 165) und über Herrn Ludwig Wihl (Nr. 170), sowie der Aufsatz „Schriftstellernöthen" (Nr. 168), der „Zeitung für die elegante Welt" entnommen.



Briefe.

(1832—1843).



94. An X. X.

Dieppe, den 24. August 1832.

Theurer Freund und Gönner!

Obgleich an einer lahmen und einer schwachen Hand leidend, bekomme ich doch plötzlich den Drang, dir zu schreiben. Längst hatte ich dazu Lust, zumal seit Dr. Christiani der Mirabeau der Lüneburger Heide geworden ist. Das ist ein Spaß, womit mir der liebe Gott beweisen wollte, daſs er ein noch größerer Ironiker ist, als ich. — Da ich dich kenne, liebster Freund, so weiß ich voraus, daſs du ganz bestimmt dir einbildest, ich schreibe dir, weil ich die Absicht hege, einige Bücher herauszugeben (Plapperlotte wird es dir wohl gesagt haben), und weil ich alsdann wünschte, daſs du dabei deine kritischen Augen in Bewegung setzest.

Indessen, soviel ich weiß, ist die Hauptabsicht dieser Zeilen, dich zu bitten, mir 'mal zu schreiben, wie es in Deutschland aussieht, mir immer zu schreiben, was dort vorgeht, so faktisch als möglich,

und hauptsächlich politische Verhältnisse betreffend. Du thust zugleich ein patriotisches Werk, indem ich thätiger bin, als du weißt, und oft im Dunkeln tappen muss. — Haben während dem letzten Jahre die Blätter, die ich hier in Frankreich gar nicht sehe, Etwas enthalten, was mich besonders ehrenrührig betrifft, so bitte ich es mir zu notificieren; in der Vorrede zu dem ersten Werk, welches erscheint, will ich Dergleichen berühren. — Ich bin im Begriff, wieder nach Paris zu reisen, wo ich mein Hauptquartier behalte, und wo ich deine Briefe erwarte. — Ich erlebe viele große Dinge in Paris, sehe die Weltgeschichte mit eigenen Augen an, verkehre amicalement mit ihren größten Helden, und werde einst, wenn ich am Leben bleibe, ein großer Historiker. Im Schreiben von belletristischer Art habe ich in der letzten Zeit wenig Glück gehabt. Der Strudel war zu groß, worin ich schwamm, als dass ich poetisch frei arbeiten konnte. Ein Roman ist mir missglückt; doch werde ich wohl in einer Sammlung, welche ich diesen Winter besorge, und worin ich auch den „Rabbi“ hineinschmeiße, einige Romanstücke geben. — Ich habe wenig' Gedichte gemacht, und doch muss ich sie bei einem besonderen Abdruck des „Neuen Frühlings“ hinzufügen, damit dieser etwas buchlich erscheine. —

Ich bin übrigens fleißiger, als sonst, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich in Paris sechsmal so viel Geld brauche, als in Deutschland. — Und nun leb wohl, schreib bald, wie es dir geht, und schreib Viel und sei nicht eigensinnig. — Wenn ich dir Wenig schreibe, so ist die Ursache keine andre, als daß ich dir Viel zu sagen hätte. — Je suis,

Monsieur l'ami,

Votre devoué
H. Heine.

95. An Karl Immermann.

Paris, den 19. December 1832.

Theuerster Immermann!

Seit Jahr und Tag schieb' ich es auf, Ihnen zu schreiben, und nun muß ich plötzlich Ihnen schnell vor Abgang der Post einen Geschäftsbrief schreiben. Es betrifft ein französisches Journal, die Europe littéraire, deren Redakteure Ihnen noch besonders schreiben und einen Prospekt schicken werden. Dieses Journal, welches in Folio-Format dreimal die Woche herauskommen wird, durchaus der Politik fremd bleibt, und sich nur mit Wissen-

schaft und schönen Künsten beschäftigen soll, ist eine bedeutende Erscheinung. Die bedeutendsten Schriftsteller Europa's werden daran Theil nehmen, und ich namentlich werde großen Antheil dran nehmen. In diesem Augenblick schreibe ich schon dafür eine Reihe Artikel über die deutsche Literatur während unserer Zeit, und ich hoffe, dass dieses Tableau auch für Deutschland wichtig sein wird. Der süddeutschen mauvaise foi muss, unter uns gesagt, entgegen gearbeitet werden, und Paris ist eine gute Tribüne zu diesem Zweck. Ich bin hier sehr thätig und hoffe, auch Sie bald den Franzosen bekannt zu machen und auf Ihre Lorberen von hier aus ein Licht zu streuen, worüber ihren Feinden die Augen übergehen sollen. Das planmäßige Intrigieren gegen Sie, das perfide Herablästern, hat mich in der letzten Zeit auf's widerwärtigste berührt. In dieser Absicht müssen Sie mir auch helfen. Ich habe nämlich, außer dem „Trauerspiel in Tyrol" und dem „Friedrich", hier Nichts von Ihnen, und demnach bedürfte ich der drei Trauerspiele, die bei Schultz in Hamm erschienen, ferner des „Cardenio und Celinde" und des „Periander's". Diese drei Piecen muss ich bald haben, Sie müssen sie mir anschaffen, und ich kann sie Ihnen auch zurückbesorgen. —

Aber Das ist's heute nicht, was mich zum Schreiben zunächst drängt. Ich wünsche, dass Sie für die Europe littéraire einen Aufsatz über den Zustand der Malerei in Deutschland gäben. Da ich Ihre Verbindung mit Schadow kenne, so dachte ich, dass es Ihnen nicht gleichgültig sei, in welche Hände der Bericht über die deutsche Malerei komme, und dass Sie hinlänglich im Stande sind, die jetzigen Malerschulen zu charakterisieren.

Hierüber folgende Bestimmungen:

1) Der Aufsatz muss in zwei Artikel getheilt sein, wovon jeder fast zwei Bogen wie die meiner „Reisebilder" beträgt; diese zwei Bogen sind so weitläuftig gedruckt, dass zwei kaum einen Bogen wie die der französischen Revues, etwa der Revue de Paris, betragen; da nun die Herausgeber für einen gewöhnlichen solchen Bogen 250 Franks zahlen wollen, so bemerke ich, dass Ihnen also die Hälfte dieser Summe für einen solchen Bogen, der wie meine „Reisebilder," ist, honoriert wird.

2) Muss ich den Aufsatz bestimmt den 20. Januar hier haben.

3) Muss ich umgehend Antwort haben, ob Sie diesen Vorschlag eingehen, ob ich bestimmt darauf rechnen kann. Die Sache ist sehr pressant.

Dazu bedarf es auch der Zeit, wo ich den Aufsatz ins Französische übersetzen lasse, und Dies soll so gut als möglich geschehen. — Also, auf jeden Fall habe ich umgehend Antwort von Ihnen, und zwar adressiert an: H. H. par Adresse du Docteur Donndorff, rue neuve des bons enfants, Hôtel d'Hollande à Paris.

Es wird Ihnen in Düsseldorf nicht an Notizen fehlen über Das, was jetzt in Berlin und München gemalt wird. Ich bitte, wenn Sie etwa ebenfalls, wie ich, die Münchener Tendenzen verdammen, sie scharf zu geißeln. Dort wird, wie in der Wissenschaft, so in der Kunst alles Schlimme gebraut. Schelling hat die Philosophie an die katholische Kirche verrathen. Der dortige Parnaſs, unser Ami Beer dabei — — nur mündlich will ich über Letzteren Sie sprechen, wenn so unbedeutende Wesen der Besprechung überhaupt werth sind. — Sehen Sie zu, daſs ich Ihre erwähnten Tragödien bald erhalte. Auch den „Alexis" habe ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Deutsche Journale sehe ich hier gar nicht. Wenn Sie mir schreiben, so lassen Sie mir zugleich wissen, was in Deutschland irgend Geschwatztes mich interessieren könnte. — Von der Politik stehe ich jetzt ferne. Ich werde von den Demagogen gehaſst. Durch

die Vorrede zu den „Zuständen,“ die Sie wohl nächstens sehen, habe ich nur zeigen wollen, daß ich kein bezahlter Schuft bin.

Halten Sie mich doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter.

Ich umarme Sie.

Ihr

H. Heine.

Sie könnten in dem Aufsatz der neudeutschen Malerei auch, soviel Sie wollen, über neudeutsche Literatur sprechen. Sie verstehen mich: die Literatur, Das sind wir und unsre Feinde.

96. An Julius Campe.

Paris, den 28. December 1832.

Verheiratheter Campe!

Eben erhalte ich die Vorrede, worin ich vor den Augen von ganz Deutschland als ein trübseliger Schmeichler des Königs von Preußen erscheine*)

*) Die Vorrede zu den „Französischen Zuständen“ (in Band VIII, S. 14—43, vollständig abgedruckt) war von der Censurbehörde aufs ärgste verstümmelt worden.

— stände nicht auch darin, daß Professor Raumer der beste unter den Schriftstellern sei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuskript stand: er ist von allen schlechten Schriftstellern noch der beste.) — Ich bin betäubt vor Kummer, und erst mit nächster Post erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte. Die Post geht ab.

Eben weil es jetzt so schlecht geht mit der Sache des Liberalismus, muß jetzt Alles gethan werden. Ich weiß, daß ich mir Deutschland auf Lebenszeit versperre, wenn die Vorrede erscheint, aber sie soll ganz so erscheinen, wie das Manuskript ist, und nebst der Vorrede zur Vorrede*), die Sie vor mehreren Wochen schon erhalten. Der Titel der Broschüre ist „Vorrede". Sie hätte mit dem Buch zu gleicher Zeit erscheinen müssen. — Das ist ein großer Kummer. Sie darf auch Wenig kosten. Nur schnell! Das Manuskript von S. erwarte ich jetzt mit jedem Posttag, unter Adresse Dr. Donndorff, Hôtel de Hollande, rue neuve des bons enfants. Mein Name braucht gar nicht auf dem Brief zu stehen. — Zugleich schicken Sie doch an Heideloff einige Dutzend Exemplare meines Buchs mit der fahrenden Post und fügen dazu

*) Abgedruckt in Bd. VIII, S. 5—13.

12 Exemplare für mich. Ich muſs so schnell als möglich Exemplare haben, da über das Buch in den hiesigen besteu Journalen Artikel gemacht werden sollen, welches günstig nach Deutschland zurückwirkt. — Ich kann nicht eher honett schlafen, bis die „Vorrede“ in der Welt ist. Merken Sie sich Das. — Suchen Sie, daſs trotz der unterdrückten Presse nicht bloß die Obskuranten mein Buch recensieren. — So wie Ihre Neujahrsgeschäfte vorbei, muſs ich meine Rechnung haben, ich brauche enorme Gelder, muſs mit meinen Finanzen geregelt sein, mein Budget für nächstes Jahr, wo bedeutende Bücher von mir erscheinen können, muſs bestimmt sein. Umgehend geben Sie mir den Betrag an, wofür ich auf Sie trassieren kann. — Merckel ist schadenfroh; sagen Sie ihm, ich sei begeistert wie ein Mensch, welcher weiß, daſs er den Sieg Dessen, wofür er sich in alle möglichen Misèren hineinschreibt, nicht erlebt. Es kann jetzt 30 Jahr' still bleiben. Aber meine „Vorrede“ muſs doch schnell, schnell gedruckt werden.

Ich glaube nicht, daſs die Briefe aufgemacht werden. Unsere Despoten haben noch gar nicht nöthig, so pfiffig zu sein. Schreiben Sie mir daher direkt oder indirekt. Wir leben jetzt wieder im Schoß der Ruhe. — Schreiben Sie mir nur gleich — ich

bin wüthend auf Sie. — G. wird meinen Brief erhalten und Ihnen vielleicht von meinen übrigen Arbeiten Etwas gesagt haben. —

Leben Sie wohl und hole Sie der Teufel! Ich kann gewiss nicht schlafen, ehe die Vorrede gedruckt ist. Es wär' besser gewesen, es wäre noch mehr davon unterdrückt worden. Wie viel Scherere um diese Bagatell, wofür ich nur Noth und Verfolgung einernte! Ich habe in weniger Zeit, als mir die Vorrede kostete, fast ein halbes Buch geschrieben, nämlich eine Geschichte der deutschen Literatur seit dem Verfall der Schlegel. — Der Teufel hole Sie!

Ihr Freund

H. Heine.

---

97. Bitte.

Indem ich jetzt auf lange Zeit, vielleicht auf immer, vom Vaterlande entfernt leben muss, empfinde ich mit desto tieferem Leidwesen jedes Missereignis, wodurch das deutsche Publikum verleitet werden dürfte, meine Gesinnungen zu verkennen. Dieses kann namentlich der Fall sein beim Er-

scheinen der „Französischen Zustände," einem Buche, worin eine Zusammenstellung politischer Artikel, die ich früher für die „Allgemeine Zeitung" geschrieben, und eine ergänzende Vorrede enthalten sein sollte.

Nimmermehr hätte ich jenes Buch herausgegeben ohne diese Vorrede, worin ich die Gesinnungen, die in jenen Artikeln nur angedeutet sind, vollkräftig mittheilen und zugleich durch anderweitige Besprechungen einen großen Akt der Bürgerpflicht ausüben konnte. Wie soll ich nun die widerwärtige Empfindung ausdrücken, die mich berührte, als ich einen Abdruck dieser Vorrede brieflich erhielt und daraus ersah, daß mehr als die Hälfte davon unterdrückt worden; ja, was noch fataler ist, daß durch diese Unterdrückungen Alles, was ich sagte, nicht bloß entstellt, sondern auch mitunter ins Servile verkehrt worden ist! Gegen jede irrige Deutung, die daraus entstehen kann, will ich mich nun hiermit vorläufig verwahrt haben. — Ich bitte alle honetten Journale, diese Zeilen abzudrucken.

Paris, den 1. Januar 1833.

Heinrich Heine.

98. An Heinrich Laube.

Paris, den 8. April 1833.

Mein lieber neuer Freund!

Sie sind mir nicht ganz unbekannt. Herr Campe hatte Sie mir bereits angekündigt. Sie haben mir mit Ihrem Briefe viel Vergnügen gemacht, er kam mir recht tröstlich zu einer Zeit, wo der Tod mir viele Schmerzen und das Leben fast noch größere verursacht hat. Ich habe solcher bösen Zeit wegen Ihnen nicht gleich antworten können. Ich schickte Ihnen mein Programm zur deutschen Literatur *), und erst heute erfahr' ich zufällig, dass es nur bis zur Grenze frankiert werden konnte, so dass ich unverschuldeterweise Ihnen wohl viel Porto koste. Aber ich halte das Büchlein selber für merkwürdig. Es war nöthig, nach Goethe's Tode dem deutschen Publikum eine literarische Abrechnung zu überschicken. Fängt jetzt eine neue Literatur an, so ist dies Büchlein auch zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder Andere, musste wohl Dergleichen geben. — Ich hoffe,

*) Es ist der erste Theil von Heine's Buch: „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" (Paris und Leipzig, bei Heideloff und Campe) gemeint.

in diesem Jahr sehr thätig zu sein, je nachdem es noth thut.

Ich will Ihnen eine Kopie meines Gesichtes liefern in vier Wochen. In sechs Wochen auch eine Selbstbiographie. Ob Lieder, weiß ich noch nicht. Bin sehr überbeschäftigt. — Was Sie über mich geschrieben, interessiert mich sehr. Schicken Sie mir doch die Nummer der „Eleganten," worin Das steht, und zwar mit der Post unter Kreuzkouvert. Meine Adresse ist: H. H., rue des petits-Augustins No. 4, Hôtel d'Espagne, à Paris. — Ihre Anfrage in Betreff meiner Lieder, die im „Freimüthigen" stehen sollen, begreife ich nicht. Ich lese hier das Blatt nicht und weiß nicht, welche Lieder von mir drin stehn. Der hiesige Schlesinger, Sohn des Berliner, welcher Herausgeber des „Freimüthigen," hat vorig Jahr mal Manuskript von mir verlangt. Aber ich weiß nicht mehr was, und ob Das in den „Freimüthigen" gekommen *). Übrigens stand ich mit Willibald Alexis sehr gut, soviel ich weiß, sogar bis jetzt, und ich will ihm des-

*) Ein Theil der Lieder aus den Cyklen: „Seraphine," „Angelique", „Diane", „Hortense" und „Klarisse" (Bd. XVI, S. 189 ff.) wurde zuerst im Berliner „Freimüthigen", Nr. 5, 6, 32, 33 und 61, vom 7. und 8. Januar, 14. und 15. Februar und 26. März 1833, abgedruckt.

halb schreiben, da Herr Schlesinger nicht mehr hier ist. Oder auch, schreiben Sie mir lieber umständlich, wovon es sich handelt; ein darauf sich beziehender literarischer Streit, dessen Sie erwähnen, ist mir gänzlich unbekannt. Ja, ich mache in diesem Augenblick ein dummes Gesicht, wie Einer, der nicht weiß, warum die Leute lachen. — Schreiben Sie mir bald wieder ein freundliches Wort. Kann ich Ihnen sonstig literarisch hier nützlich sein, so verfügen Sie ganz über mich *).

An Heinrich Laube.

Paris, den 10. Julius 1833.

Alter Freund!

Ich habe Sie nämlich wirklich schon wie einen alten Freund behandelt, indem ich Sie ohne Antwort bis jetzt gelassen und doch mich gegen jedes Missverständnis von Ihrer Seite gesichert dünkte. Haben Sie nur Geduld mit mir; mit Ihnen bin ich vollauf zufrieden. In dieser schlimmen Zeit

*) Der Schluss des Briefes nebst der Unterschrift fehlt.

war mir Ihr plötzliches Beitreten ein höchst erfreuliches Ereignis.

Sie haben keinen Begriff davon, wie es in diesem Augenblick um mich her tost und stürmt. Ich habe hier das Jüste-milieu, die heuchlerisch katholische Karlistenpartei und die preußischen Spione auf dem Hals. Meine „Französischen Zustände“ sind nämlich in französischer Sprache erschienen, begleitet von meiner ganzen, unverstümmelten Vorrede. Diese ist jetzt auch bei Heideloff in deutscher Sprache erschienen, und kann jetzt ungefähr schon in Leipzig sein, wo Sie sie sehen. Ich würde sie Ihnen schicken, wenn ich nicht fürchtete, dass Sie dadurch kompromittiert werden könnten. Nehmen Sie sich in Acht. Hier nicht einmal ist man sicher. Vorigen Samstag sind hier mehre Deutsche arretiert, und auch ich fürchte jeden Augenblick arretiert zu werden.

Vielleicht ist mein nächster Brief aus London datiert. Ich bedeute Ihnen das Alles, um Sie zur Vorsicht und Mäßigung zu bewegen. Halten Sie sich in diesem Augenblick so ruhig als möglich. Bewahren Sie uns die wichtige Festung, die „Elegante Welt,“ für die Folge. Dissimulieren Sie. Fürchten Sie nicht, verkannt zu werden. Auch ich habe Dies nie gefürchtet. Die Herausgabe der Vor-

rede eben jetzt, in der allgemeinen Angst, wird wohl das Publikum belehren, daſs es künftig mir vertraut, wenn ich auch etwas allzu gelinde flöte. — Ich werde seiner Zeit schon die große Trompete blasen, und bin diesen Augenblick mit der Abfassung einiger tüchtigen Trompeterstückchen beschäftigt. — Mit der Kopie meines Kopfes und versprochenen poetischen Schnurrpfeifereien werde ich wohl Sie unverzeihlichst dahin halten; aber wollen Sie das Ganze nicht auf nächstes Jahr verschieben? Nächstes Jahr kann man ruhiger sich zeigen. — Leider in diesem Augenblick, wo ich von den öffentlich und persönlich wichtigsten Dingen umlärmt bin, habe ich noch den ästhetischen Kram auf dem Hals, muſs für Campe ein Buch zusammenkneten, auch über deutsche Literatur schreiben &c. &c. Der zweite Theil meines „Zur deutschen schönen Literatur“ erscheint diese Woche bei Heideloff hieselbst; werde Ihnen das Büchlein gleich zuschicken.

Für Alles, was Sie mir Freundliches geschrieben und über mich gedruckt haben, danke ich mit ganzer Seele. Sein Sie überzeugt, daſs ich Sie verstehe, und also wahrhaft schätze und ehre. Sie stehen höher, als alle die Anderen, die nur das Äußerliche der Revolution, nnd nicht die tieferen Fragen derselben verstehen. Diese Fragen betreffen weder

Formen, noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Die bisherige spiritualistische Religion war heilsam und nothwendig, so lange der größte Theil der Menschen im Elend lebte und sich mit der himmlischen Religion vertrösten musste. Seit aber durch die Fortschritte der Industrie und der Ökonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende herauszuziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, dass sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffel essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. — Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel. —

Ich schreibe diese Zeilen im Bette meiner schönheftigen Freundin, die mich diese Nacht nicht fortließ, aus Furcht, dass ich arretiert würde.

Ihr

H. Heine.

---

100. Erklärung.*)

Da ich in meiner Jugend über die persönlichen Angriffe, womit mich öffentliche Blätter nicht selten überhäuft, immer ein unerschütterliches Stillschweigen beobachtet, so darf man wohl vermuthen, dass ich jetzt, in abgehärtet kälterem Mannesalter, gegen Dergleichen ziemlich unempfindlich geworden,

*) Die „Leipziger Zeitung" vom 12. November 1833 enthielt einen Artikel aus Paris, der von Heine erzählte, man habe ihn mit einem falschen Briefe arg mystificiert. Dieser Brief sei ihm nach Boulogne, wo der Dichter badete, nachgeschickt worden und habe von einer Mission preußischer Officiere gesprochen, die nach Paris kommen und Heine todtschießen wollten. Darauf habe Dieser in äußerster Bestürzung die Hilfe des Polizeipräfekten Gisquet und des preußischen Gesandten angesprochen. In Betreff dieser Dinge veröffentlichte Heine in der außerordentlichen Beilage Nr. 425 zu Nr. 332 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" (vom 28. November 1833) die obige Erklärung, welche gleichfalls in Nr. 235 der „Zeitung für die elegante Welt" (vom 30. November 1833) mit den von [ ] umschlossenen Zusätzen abgedruckt ward. In einem verloren gegangenen Begleitbriefe an Heinrich Laube, den Redakteur der letztgenannten Zeitschrift, schrieb Heine: „die Leute glaubten wahrscheinlich, er werde, wie sonst immer, alle Lügen unbeantwortet lassen, aber die Goethe'sche Silberne-Löffel-Periode sei vorüber."

und daſs nur die allgemeinen Interessen, die ich vertrete, mich veranlassen mögen, einigen anonymen Zeitungslügen zu widersprechen. In Beziehung auf einen Pariser Artikel der „Leipziger Zeitung“ vom 12. November will ich daher zunächst erklären: daſs ich nie bei der preuſsischen Regierung eine Anstellung gesucht, und daher meine bisherigen und künftigen Aussprüche über Preuſsen keineswegs in einer verweigerten Anstellung ihren Grund haben können. Ich erkläre ferner, daſs mir nie die Thorheit kam, zu äuſsern: ich brauchte mich nur in Deutschland zu zeigen, um eine Revolution zum Ausbruch zu bringen. Ich erkläre ebenfalls für eine Unwahrheit die eben so alberne Angabe, als habe ich den Schutz des Herrn Polizeipräfekten Gisquet und Sr. Excellenz des Herrn Gesandten von Werther gegen die Drohungen preuſsischer Officiere und Edelleute nachgesucht, oder nachsuchen wollen. Ich erkläre, daſs ich diese Drohungen gröſstentheils für Prahlereien gehalten und nur die Gleichgesinnten vorbereitet habe, erforderlichen Falls den preuſsischen Händelsuchern, in Gemeinschaft mit mir, die gebührende Genugthuung zu besorgen. Ich erkläre auch, ich würde einen Brief, der gleichzeitig jene Drohungen bestätigte, nicht vorgewiesen haben, wenn nicht die Gegner behauptet

hätten, er sei von mir erdichtet; diesen Brief werde ich außerdem in meinem nächsten Buche abdrucken lassen, welches nicht rathsam wäre, trüge er nicht in sich selber die Merkmale der Echtheit, und besäße ich nicht zugleich hinlängliche Kunde von dem Überbringer [welcher in meiner Abwesenheit mich bei meinen Freunden aufgesucht und endlich bei meinem Portier den Brief zur Beförderung abgegeben hatte.] Über die grobe Ausflucht, über die anonyme Insinuation, als habe man durch einen [nach Boulogne direkt gesandten] Brief mit fingierter Unterschrift mich mystificieren wollen, bedarf es wohl keiner besondern Erklärung.

Paris, den 19. November 1833.

H. Heine.

---

101. Erklärung.

Der Verfasser des zweiten Theils des „Salon von H. Heine," welcher bei Hoffmann und Campe in Hamburg erschienen, benachrichtigt das Publikum, daß dieses Buch, von der Verlagshandlung eigenmächtig abgekürzt und zugestutzt, in einer verstümmelten Gestalt gedruckt worden ist. Diejenigen Zeitungs-Redaktionen, die wenigstens gegen Buch-

händlerwillkür die deutsche Schriftstellerwürde vertreten wollen, werden ersucht, diese Anzeige der öffentlichen Kunde zu übergeben.

Paris, den 19. März 1835.

---

102. An Julius Campe.

Paris, den 7. April 1835.

Lieber Campe!

Ich eile, Ihren Brief vom ersten April so schnell als möglich zu beantworten. Hauptsächlich drängt mich dazu der Wunsch, Ihnen zu versichern, dass ich bei Misshelligkeiten in meinen Autorgeschäften immer die Verlagshandlung Hoffmann und Campe sehr scharf von der Person meines alten Freundes Julius Campe unterscheide. Aber in Betreff der besagten Verlagshandlung war ich vollauf berechtigt, die Geduld zu verlieren. Ich hatte an Hoffmann und Campe geschrieben, dass man mir mit der Post eine gewisse Anzahl Exemplare meines zweiten „Salons“ gleich hierher schicke. Zwei Monat war das Buch heraus, und ich erhielt keine Exemplare. Ja, ich habe bis auf diese Stunde sie nicht erhalten und musste Absicht in dieser Nichtsendung erkennen, als mir hier in

dem Laden von Heideloff und Campe der gedruckte „Salon“ zu Gesicht kam. Beim flüchtigsten Durchblättern sah ich überall Lücken und Auslassungen, und ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als in der „Allgemeinen Zeitung“ dagegen zu protestieren,*) wie es meine Pflicht als Schriftsteller erforderte. Ich musste glauben, dass man mir das Buch absichtlich nicht hergeschickt, damit ich diesen Frevel nur spät erführe, und alsdann aus Trägheit jede Reklamation unterließe. Es waren keine Censurstriche zu sehen und die unterdrückten Stellen waren mir eben die wichtigsten, sie hatten durchaus keine politische Gefährlichkeit, und der Verleger von Börne'schen Briefen durfte wahrlich nicht davor erschrecken. Ich bin überhaupt keineswegs als Demagoge verrufen, habe den Regierungen Beweise meiner Mäßigung gegeben, und in einem philosophischen Buche durfte man wohl einige revolutionäre Boutaden durchlaufen lassen. Einen Tag später nach der Absendung meiner Erklärung erhielt ich Ihren Brief, worin Sie mir meldeten, dass die Censur so Viel gestrichen. Und warum meldeten Sie dieses zwei Monat' nach dem Erscheinen des

*) Die unter Nr. 101 mitgetheilte „Erklärung“ war in der außerordentlichen Beilage Nr. 114 u. 115 zu Nr. 86 der „Allgemeinen Zeitung,“ vom 27. März 1835 abgedruckt.

Buches? Dieses ist um so tadelnswerther, da ich in der Meinung stehen musste, dass Bücher über 20 Bogen keiner Censur unterworfen seien. Ich hatte, für den Fall, dass mein Manuskript nicht bis zu 20 Bogen ausreiche, Sie ersucht, den „Neuen Frühling“ mit Ausnahme des letzten Gedichtes beizudrucken und eine Verlegernotiz über diesen schon gedruckten Cyklus mitzutheilen. Statt Dessen sehe ich, dass kein Wort diesen erneuten Abdruck justificiert, und dabei fehlen noch sechs Gedichte von diesem Cyklus . . . ja, es fehlt die Dedikation sogar . . . ich will dieses Alles noch hingehen lassen . . . Aber, es stoßen mir bei dieser Erscheinung gar viele widerwärtige Gedanken auf. Ich lasse mich nicht wie ein Junge, der schweigen muss, behandeln. Ich war vielleicht ein kleiner Junge, als Sie mich zuerst sahen, aber Das sind jetzt zehn Jahre und ich bin seitdem ganz erschrecklich gewachsen. Und gar in den letzten vier Jahren; Sie haben keinen Begriff davon, wie ich groß geworden bin. Ich überrage einen ganzen Kopf hoch eine Menge Schriftsteller, denen ihre Verleger, mit welchen sie nicht einmal in Freundschaft stehen, doppelt so viel Honorar zahlen, wie Sie mir zahlen. Es ist wahr, ganz kleine Jungen von Schriftstellern erhalten jetzt so viel Honorar wie ich; aber Das

sollte Sie doch nicht verleiten, meine reele Größe in Anschlag zu bringen, wenn es die Behandlung gilt; denn wahrlich, eben wie eine honette Köchin, habe ich immer weniger auf Gehalt, als vielmehr auf gute Behandlung gesehen.

Und noch auf diese Stunde habe ich meine Exemplare vom zweiten „Salon" nicht erhalten und musste für mein armes Geld bei Heideloff ein Exemplar kaufen!

Genug, ich war zur Annonce in der „Allgemeinen Zeitung" hinreichend befugt. Die Verlagshandlung Hoffmann und Campe kann erwidern, was sie will. Ich lasse Nichts darüber mehr in der „Allgemeinen Zeitung" drucken. Alles, was ich thun kann, ist, dass ich die Erwiderung dieser Verlagshandlung in meinem nächsten Buche berücksichtige, und sie ehrlich und offen jeder Rüge entlaste, die sie nicht verdient. Dass Ihnen diese Geschichte verdrießlich, dass Sie über mich ungehalten sind, verdenke ich Ihnen nicht; es macht Ihnen vielmehr Ehre, und es zeigt, dass Sie auf Charakter halten. Das habe ich immer an Ihnen zu schätzen gewusst. Ehrlich gesagt, die freundlichen Stellen Ihres vorletzten Briefes, Ihr Wunsch, dass wir in freundschaftlicher Verbindung bleiben, Ihre heitere Hoffnung der Gevatterschaft hat mir, der ich Tags

zuvor meine Erklärung an die „Allgemeine" geschickt, sehr wehmüthig die Seele bewegt. Sie dürfen mir es auf meine Ehre glauben: die glänzendsten Anerbietungen Ihrer Kollegen habe ich bis heute unbeantwortet gelassen. Wäre die verdammte Geschichte des Wartens auf Exemplare und der Ärger über die Verstümmelung meines Buchs nicht dazwischen gekommen, so hätte ich Ihnen bereits meine neuen Anträge gemacht, und Ihnen offen, wie immer, meine Hoffnungen und Wünsche mitgetheilt, und Ihnen bestimmt gesagt, was ich im Laufe dieses Sommers und Herbstes bringen kann und was ich bringen möchte. Ich würde heute schon Bestimmtes drüber schreiben, aber mir summen eine Menge Widerwärtigkeiten um die Ohren. Jedenfalls binnen 8 Tagen erhalten Sie die versprochenen Erläuterungen. — Ich denke, wenn Sie bald ein neues Buch von mir dem Publikum bringen, so ist Dieses eine hinlängliche Reparation in den Augen desselben. — Leben Sie wohl und thun Sie, was Sie wollen. Mein Ärger ist verraucht, und eigentlich missbilligen kann ich nicht, was ich gethan. Verlassen Sie sich immer auf meine Loyalität, und somit Punktum. Unverändert Ihr

H. Heine.

103. An August Lewald.

Paris, den 11. April 1835.

Wie soll ich mein Stillschweigen gegen Sie entschuldigen! Und Sie haben noch obendrein die Freundschaft, mir die gute Ausrede zu insinuieren, daſs Ihr Brief verloren gegangen! Nein, ich will Ihnen die ganze Wahrheit gestehen, ich habe ihn richtig erhalten, aber zu einer Periode, wo ich bis an den Hals in einer Liebesgeschichte saß, aus der ich mich noch nicht herausgezogen. Seit Oktober hat Nichts für mich die geringste Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachlässige ich seitdem, Niemand sehe ich, und höchstens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke .... und so habe ich oft darüber geseufzt, daſs Sie mein Stillschweigen miſsverstehen dürften, aber zum wirklichen Schreiben konnte ich doch nicht gelangen. Und Das ist Alles, was ich Ihnen heute sagen kann; denn die rosigen Wogen umbrausen mich noch immer so gewaltig, mein Hirn ist noch immer so sehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daſs ich nicht im Stande bin, mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten.

Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.

Warten Sie nur, in Kurzem geht eine Veränderung mit mir vor, und dann will ich auch, wie Sie es wünschen, für die Komödianten schreiben, und die Stücke werden gewiss aufgeführt werden können, wenn man nur die Vorsicht braucht, meine Tragödien als Komödien, und meine Komödien als Tragödien auf den Zetteln anzukündigen.

Lesen Sie das Hohe Lied von König Salomo; ich mache Sie aufmerksam auf diesen Mann.

H. Heine.

---

104. An Julius Campe.

Paris, den 2. Juli 1835.

„Eh' er singt und eh' er aufhört,
Muss der Dichter leben! —"

Diese Worte, liebster Freund, brauche ich heute zu meiner Justifikation in jeder Hinsicht. Seit vier Monaten ist mein Leben so stürmisch bewegt, namentlich in den drei letzten Monaten

schlagen mir die Wogen des Lebens so gewaltig über den Kopf, daſs ich kaum an Sie denken, viel weniger Ihnen schreiben konnte. Ich Thor glaubte, die Zeit der Leidenschaft sei für mich vorüber, ich könnte niemals wieder in den Strudel rasender Menschlichkeit hineingerissen werden, ich sei den ewigen Göttern gleichgestellt in Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung — und siehe! ich tobte wieder wie ein Mensch, und zwar wie ein junger Mensch. Jetzt, Dank meiner unverwüstlichen Gemüthskraft, ist die Seele wieder beschwichtigt, die aufgeregten Sinne sind wieder gezähmt, und ich lebe heiter und gelassen auf dem Schlosse einer schönen Freundin in der Nähe von Saint-Germain, im lieblichen Kreise vornehmer Personen und vornehmer Persönlichkeiten.

Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer. Das weiß ich: vor allem Unklaren und Unedlen, vor Allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abscheu.

Bei solcher Stimmung mögen Sie es gewiß natürlich finden, daſs manche unterbrochene Arbeit unvollendet bleibt, wenigstens für jetzt. Indessen hoffe ich, dennoch in diesem Jahre manches Gute,

auf jeden Fall Besseres, als meine früheren Arbeiten, zu dichten und zu schaffen. Von hier, in kürzester Frist, reise ich nach Boulogne sur mer, welches liebliche Meerstädtchen mir, wie Sie wissen, als beste Arbeitsstube dient. Ein kostbares, welterfreuliches Buch will ich dort schreiben. Ich habe mir vor journalistischen Andringlichkeiten Ruhe geschafft, und trotz der enormen Ausgaben, die ich in diesem Jahr schon bestanden, hoffe ich, daß diese Ruhe nicht durch Finanznöthen gestört wird. Zu diesem Behufe will ich heute mit Ihnen überlegen, und Ihnen, wie Sie es dringend immer verlangen, bestimmt melden, was Sie für die nächste Zeit von mir zu erwarten haben, was ich von Ihnen wünsche, worauf ich rechne, worauf Sie zählen können, ehrlich und unverhohlen, wie Sie es bei mir gewöhnt sind. Ich habe Ihnen die Ursache meines langen Stillschweigens gemeldet, damit Sie solches keinen falschen Gründen beimessen. Weder hiesige Buchhändler, wie Sie irrig wähnen, noch fremde, die mich in der letzten Zeit, wo mein Name europäisch geworden, mit Anträgen quälen, haben mich in dem Vorsatz, manche Ihrer beschwerlichsten Kitzeleien zu ertragen, wankend gemacht. Ich mache mir über den Charakter Ihrer Herren Kollegen keine Illusion, bei einer Verlagsveränderung kann ich höchstens

ein oder zwei Louisd'or mehr gewinnen, der übliche Ärger wird mir bei Keinem erspart werden, ja ich würde auf ganz neue Unerträglichkeiten stoßen. Bei Ihnen, glaub' ich, habe ich das Drückendste überstanden: die Pfeffernüsse *), die angeklebten Ver-

*) Zur Erklärung dieser scherzhaften Anspielung diene folgende Anekdote. Während seines Aufenthaltes in Hamburg im Sommer 1826 traf Heine eines Abends im Alsterpavillon mit seinem Verleger Campe und seinem Freunde Friedrich Merckel zusammen. Nach einer lebhaften und anregenden Unterhaltung geleiteten Letztere den Dichter bis an sein Logis auf dem Valentinskamp, und schlenderten dann noch eine Weile zwischen den Buden des Gänsemarktes umher. Campe, der sich entsann, dass Heine gern Kuchen esse, kaufte ein Packet Pfeffernüsse und kehrte sofort mit Merckel nach der Wohnung des Dichters zurück, der noch wach sein musste, da seine Zimmerfenster erhellt waren. Kaum aber begannen die Beiden auf der Straße seinen Namen zu rufen, so wurde das Licht ausgelöscht. Campe schellte jetzt an der Hausthür, und gab die Pfeffernüsse für Heine ab, mit dem Zusatze: „Von Professor Hugo in Göttingen!" — „Nun, wie haben Ihnen die Pfeffernüsse geschmeckt?" frug Campe, als er Heine nach einigen Tagen wieder im Alsterpavillon sitzen sah. „Was!" rief Heine, indem er sich ärgerlich vor die Stirn schlug, „Sie haben mir die Kuchen geschickt? Und ich Thor habe sie verbrannt! Da sie mir im Namen des Professors Hugo überbracht wurden, und ich auf der Straße meinen Namen hatte schreien hören, so glaubte ich, meine Göttinger Feinde, denen

lagsanzeigen mit Roth=Renomméen, die Schaden=freude bei schlechten Recensionen, die ewigen Klagen, die großen Auflagen, die kleinen Foppereien, kurz die Julius=Campejaden. Können Sie Ihre Natur etwas für die Zukunft bezwingen, so thun Sie es doch, bitte! Von den großen Honorarserhöhungen, die Sie zu befürchten standen, sollen Ihnen auch die Haare nicht grau werden. Ich habe nie dran gedacht, mir ein Vermögen zu erschreiben; wenn ich eben habe, was ich brauche, bin ich zufrieden. Knausereien von Ihrer Seite führten immer dahin, dass ich mich lukrativeren Beschäftigungen hingeben musste. Sie handelten in dieser Hinsicht immer unpolitisch. Ich brauche dies Jahr noch 2000 Mark Banko, ich will sie von Ihnen haben, und auf folgende Weise.

Ich denke, 20 Bogen werde ich in Boulogne schreiben, und für diese zahlen Sie 1000 Mark Banko; ist das Buch stärker als zwanzig Bogen, ist es geringer, so berechnen wir die Differenz. Es ist ein Buch amüsanten Inhalts, und kein Censor in der ganzen Welt wird Etwas dran

---

ich in der „Harzreise“ so übel mitgespielt, wollten mich aus Rache vielleicht durch vergiftete Pfeffernüsse umbringen!“ Begreiflicherweise ward Heine von seinem Verleger, wie von andern Freunden, noch oft mit dieser Geschichte geneckt.

auszusetzen haben. Auf Termine der Beendigung kann ich mich nicht bestimmt einlassen; will aber auch über das Honorar nicht früher verfügen, als bis ich Ihnen das Manuskript schicke.

Dann offeriere ich Ihnen meine Geschichte der romantischen Poesie, bestehend aus den beiden Bändchen, die bei Heideloff & Campe herausgekommen, vermehrt um cirka 6 bis 7 Bogen. Sie wissen, ich hatte diesen Herren beide Bändchen nur auf ein halb Jahr verkauft, jedes für 400 Franks. Juli vorigen Jahrs hatte ich schon seit anderthalb Jahr das Recht, zum Wiederabdruck zu schreiten, welchen ich diesen Herren, wenn ich mich nicht irre, zu einem Honorar von 100 Louisd'or antrug. Freund Heideloff konnte sich nicht entscheiden, wegen Abwesenheit des großen Napoleon*), und Dieser schrieb endlich, daß wegen der damaligen Verfolgungen abseiten der deutschen Regierungen er Nichts von mir drucken könne, und daß er mir eher rathe, bei Ihnen das Buch erscheinen zu lassen. Vom ersten Bändchen war Alles vergriffen, vom zweiten Bändchen noch einiger Vorrath, trotz der schlechten Versendungsart. Ein Andrer hätte von seinem Recht der erneuten Auflage schon längst

*) Napoleon Campe war der Associé Heideloff's.

seit Jahr und Tag Gebrauch gemacht, aber theils weil ich nicht sehr geldbenöthigt war, theils auch weil ich später mit Ihnen in zufälligen Konfusionen war, wartete ich bis heute, Ihnen dieses Buch anzutragen, und auch für dieses sollen Sie mir 1000 Mark Banko Honorar geben. Ich gestehe, dass mir Ihr Vetter eben Sie zum Verlag vorschlug, hat in mir die widersprechendsten Ideen erregt. So Viel sein Sie gewiss: das Buch in seiner erneuten Gestalt ist wie ein Handbuch; Jeder nimmt es zu dem bezeichneten Honorar, und sei es auch nur, um mit mir in Verbindung zu treten. Ich bitte, ich bitte, bei Leibe lassen Sie mir auch nicht den geringsten Klagelaut hören, als fordere ich zu Viel, da das Buch schon einen früheren Abdruck erlitt. Dieser bestand nur aus 1000 Exemplaren; 6, wie gesagt, bis 7 Bogen vermehren das Buch, und wäre es auch nur honoris causa, darf es nicht fehlen bei dem Verleger, der alles Andre von mir verlegt. Sein Sie überzeugt, ich werde nie Unbilliges von Ihnen verlangen, und wenn Sie manchmal nicht im Stande sind, meine Ansprüche zu präcisieren, so bedenken Sie, dass, wenn Sie sich bei einem Buche wenig, Sie sich bei dem anderen Buche von mir desto mehr Nutzen versprechen können. Genug, ich glaube mit Gewissheit,

bei meinem nächsten Buche eine Vogue der außerordentlichsten Art prophezeien zu können — wenn Sie keine Plapperlotte wären, würde ich Ihnen den Titel nennen. Und nun Lebewohl — ich habe Ihnen meine jüngsten Mißgeschicke, meine erneute Arbeitslust hinlänglich angedeutet — und ich hoffe, daß Sie mich, der Ihnen Wunsch und Verlangen offen ausgesprochen, mit liebreicher Antwort unterstützen und bei Leibe durch keine Knickerei unmuthig machen und zu widerwärtigen Anknüpfungen mit fremdem Volke nöthigen. Ich verlasse mich auch ein gut Stück auf alte Freundschaft

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Schreiben Sie mir unter Adresse du Comte de Breza, Rue Traversière, Saint-Honoré, Hôtel de Bristol à Paris. Dieser schickt mir die Briefe nach Boulogne.

105. An Julius Campe.

Paris, den 26. Juli 1835.

Mein hochzuverehrender Freund, insbesonders werthgeschätzter Verleger und Gönner, Herr und Gebieter — liebster Campe!

Entschuldigen Sie, dass ich auf Ihren Brief vom 9. Juli erst heute antworte. Sie sind es selber Schuld, Sie wissen, es ist mir Nichts widerwärtiger, als weitläuftiges Wiederholen des Einmalgesagten und ich zögere dann von einem Tag zum anderen mit Antworten. Und dennoch muss ich heute endlich schreiben, denn Ihr Brief giebt mir nicht hinlänglichen Bescheid auf meine Anfrage, und doch wünschte ich, Ihnen nie Gelegenheit zu geben, über voreiliges Verlassen von meiner Seite zu klagen. Können Sie die „Literatur" nicht gebrauchen, so muss ich sie, wie sich von selbst versteht, einem Andern geben, und Dieser, wie vorauszusehen, verlangt dann auch das nächste neue Buch von mir. Ich wollte mir dieses Dilemma ersparen, mir die Negociation abkürzen, indem ich Ihnen die beiden Artikel zugleich antrug. Die „Literatur" hätte ich Ihnen schon längst geben können, aber ich wartete, bis ich Ihnen auch zugleich etwas ganz

Neues offerieren konnte, bis ich Ihnen Solches ganz bestimmt antragen konnte, und Sie also eine Garantie hätten, in dem neuen Buche jenen größeren Nutzen zu finden, den Sie bei der „Literatur“ vielleicht nicht erwarten. Die „Literatur“ wird indessen eins meiner besten Bücher sein, und sie wird in der neuen Gestalt und durch Ihre Betriebsamkeit sich eines neuen Schwungs erfreuen. Sie sind gewöhnt, lieber Campe, Novitäten zu verlegen, und berechnen den Erfolg eines Buches immer nach dem ersten Jahre. Ich bin Ihr einziger Klassiker, ich bin der Einzige, der ein stehender auflegbarer Literaturartikel geworden — doch wozu ein altes Lied Ihnen wieder vorleiern, das Sie kennen! Sie wissen so gut wie ich, daſs meine Bücher, gleichviel welche, noch oft aufgelegt werden müssen — und ich wiederhole meine Bitte, handeln Sie christlich in der Exemplarzahl der Auflage. O, liebster Campe, ich gäbe was drum, wenn Sie mehr Religion hätten! Aber das Lesen meiner eignen Schriften hat Ihrem Gemüthe Viel geschadet, jenes zarte gläubige Gefühl, das Sie sonst besaßen, ist verloren gegangen, Sie glauben nicht mehr, durch gute Werke selig zu werden, nur der Schund ist Ihnen angenehm, Sie sind ein Pharisäer geworden, der in den Büchern nur den Buchstaben sieht und nicht den Geist, ein

Sadducäer, der an keine Auferstehung der Bücher, an keine Auflagen glaubt, ein Atheist, der im Geheim meinen heiligen Namen lästert — o, thun Sie Buße, bessern Sie sich!

Ich hab' heut nicht viel Zeit, sonst würde ich Ihnen eine häßliche Geschichte erzählen, nämlich wie ich durch das Ablehnen eines Verlegerantrags mir eine Widerwärtigkeit schnöderster Art zugezogen. Die Sache ist zu merkwürdig; vielleicht schreibe ich sie Ihnen diese Tage, denn ich weiß, daß Sie im Grunde so viel Freundschaft für mich übrig haben und zu honett sind, um nicht tief empört zu werden über jene Geschichte. Ganz

Ihr

H. Heine.

---

106. An Heinrich Laube.

Boulogne sur mer, den 27. September 1835.

Lieber Laube!

Dank, herzlichsten Dank für die unermüdliche Liebe, die Sie mir bezeugen! Wenn ich Ihnen selten ein Lebenszeichen gebe, so, ums Himmels-

willen, schließen Sie nur nicht auf Indifferenz. Sie sind der Einzige in Deutschland, der mich in jeder Beziehung interessiert; ich fühle dieses tief, und eben desshalb kann ich Ihnen selten schreiben. Ich fühle mich zu tief bewegt, wenn ich die Feder ergreife, um Ihnen zu schreiben, und, wie Sie gewiss gemerkt haben, ich gehöre zu den Leuten, die vor allen Gemüthsbewegungen eine zaghafte Scheu hegen und sie soviel als möglich vermeiden möchten. Ach! trotz der größten Vorsicht erfasst uns ja oft genug ein übermächtiges Gefühl, das uns jene Klarheit des Schauens und Denkens raubt, die ich nicht gern aufgebe. Sobald unser Sinn getrübt und unser Geist erschüttert ist, sind wir nicht mehr die Genossen der Götter. Dieser Genossenschaft — jetzt kann ich es gestehen — habe ich mich lange freuen können; ich wandelte ruhig und im Lichte; aber seit neun Monden sind große Stürme wieder in meiner Seele laut geworden, und, unabsehbar lange Schatten lagerten sich um mich her. Dieses Bekenntnis mag Ihnen meine jetzige Unthätigkeit erklären; ich bin noch immer beschäftigt, die aufgeregte Seele zu beschwichtigen und, wo nicht zum hellen Tage zu gelangen, doch wenigstens mich aus einer dicken Nacht hervorzuarbeiten.

Ihren Brief, den Sie mir durch einen Homöopathen schickten, habe ich richtig erhalten; aber den Überbringer habe ich leider nicht sehen können, da ich mich auf dem Lande befand, bei Saint-Germain, auf dem Schlosse des schönsten und edelsten und geistreichsten Weibes . . . in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Thörichtste zu lieben . . . begreifen Sie, wie Das einen Menschen quälen muss, der stolz und sehr geistreich ist?

Ich war nicht wenig Ihretwegen besorgt während Ihrer Gefangenschaft; Ihr Brief, so wehmüthig er mich auch stimmte, war er mir doch ein beruhigendes Labsal. Es wird Ihnen schon gut gehen, ich hoffe es, obgleich ich doch fürchte, dass Sie dem Schicksal, welches Leute unserer Art verfolgt, nicht entgehen werden. Sie gehören auch nun einmal zu jenen Fechtern, die nur in der Arena sterben.

Eigentlich bin ich böse auf Sie; ich denke so ungern an Deutschland, und Sie sind Schuld, dass ich an Deutschland denken muss, denn Sie sind dort, und nun gar soll ich Ihnen dorthin schreiben! Seit zwei Jahren kommt mir aus dem Vaterlande nie viel Erfreuliches, und die Deutschen, die mir in Paris zu Gesicht gekommen, haben

wahrlich mich vor Heimweh geschützt. Lumpengesindel, Bettler, die da drohen, wenn man ihnen Nichts giebt, Hundsfötter, die beständig von Ehrlichkeit und Vaterland sprechen, Lügner und Diebe — doch Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen; aus Ihrem Briefe ersah ich, daſs Sie von selbst mich beklagten ob des saubern Personals, das sich mir hier als deutsche Landsmannschaft präsentiert. Poignées de main habe ich den schmutzigen Gesellen nie geben können, und jetzt versage ich ihnen sogar den Anblick meines Antlitzes.

Ich bin trübe und bitter heute gestimmt; ich lebe am Meer, und meine Gedanken tragen immer dessen Kolorit; heut ist das Meer dunkelgelb mit ganz schwarzen Streifen. — Werde noch einige Zeit hierbleiben; wenn Sie mir zu schreiben haben, adressieren Sie den Brief nur an Mr. Henri Heine, recommandé aux soins de Mr. Mangin à Boulogne sur mer.

Ich bin in diesem Augenblick ganz ohne Fetzen Manuskript und kann Ihnen für den Almanach nur die beifolgenden vier Gedichte anbieten. Leider gehören sie nicht zu meinen vorzüglicheren Produkten. Ich bitte, beurtheilen Sie sie selbst mit unparteiischer Gelassenheit; und sind Sie ebenfalls meiner Meinung, daſs sie nicht vorzüglich, so

lassen Sie sie bei Leibe nicht drucken. — Nr. 4*) gefällt mir am besten, und dieses Gedicht schützt vielleicht die andern. Kann Nr. 4. des freien Tones halber nicht gedruckt werden, so muss ich dringend verlangen, dass auch die drei andern Gedichte nicht gedruckt werden. — Lassen Sie an Wolf einen freundlichen Gruß zukommen. —

Ihre „Reisenovellen" habe ich mir nie verschaffen können. Kenne nur Ihren Roman. Die 4 bis 5 letzten Monate Ihrer „Eleganten Welt" habe ich, aber erst Ende vorigen Jahres, zu Gesicht bekommen. Das war mir eine erquickliche Lektüre. — Ich kriege hier in Frankreich nur durch Zufall manchmal ein ästhetisches Blatt zu Gesicht. Giebt's von daher etwas für mich Interessantes in diesem Augenblick? — Eine Mischung von Pöbelthum und Schurkenhaftigkeit ist doch der Menzel. — Leben Sie wohl. Ich schreibe Ihnen bald wieder.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Das Gedicht:

Jüngstens träumte mir, ich ginge
In dem Himmelreich spazieren rc.

107. An Julius Campe.

Boulogne sur mer, den 11. Oktober 1835.

Edelster Citoyen der Republik Hamburg!

Die zwei Briefe, die Sie mir hierher geschrieben, habe ich seiner Zeit richtig erhalten. Es ist mir nie ein Zweifel in den Sinn gekommen, dass wir, wenn wir uns einander verständlich gemacht, nicht übereinstimmen sollten. Vor 4 Wochen ungefähr habe ich Ihnen durch das Dampfboot von Havre das Manuskript „Die romantische Schule“ zugeschickt. Ich zweifle nicht, dass Sie es richtig erhalten haben; doch es ist Nachlässigkeit, dass ich Sie nicht bat, mir gleich den Empfang anzuzeigen. Sie werden sich nun mit eignen Augen überzeugt haben, dass ich zu den beiden Literaturbändchen ein gutes Stück hinzuschreiben musste, um ein Ganzes zu bilden, um dem Buch seinen neuen Titel geben zu dürfen; und ich weiß, es ist für Sie von dem größten Nutzen, dass ich dem Buche mit Recht einen neuen Titel geben konnte. Ich bin jetzt mit dem Buch zufrieden, ich glaube, es enthält keine einzige schwache Stelle, und es wird als nützliches, lehrreiches und zugleich ergötzlich unterhaltendes Buch länger leben, als der Verfasser und der Ver-

leger, denen Beiden ich doch für jeden Fall ein langes Leben wünsche. Einige Stellen im Manuskript, wo ich das Geburtsjahr oder Sterbedatum der Schriftsteller offen gelassen, werden Sie, wie sich von selbst versteht, ergänzt haben. Sie werden bemerkt haben, dass ich auch hie und da Censur ausübte; und ich rechne darauf, dass mir kein Wort im ganzen Buch ausgelassen wird. Ist mir es nicht möglich, unverstümmelt gedruckt zu werden, so will ich lieber die ganze deutsche Schriftstellerei aufgeben. Die letzte Zeile der Vorrede*), wenn Sie sie zu herbe finden, mögen Sie indessen immerhin ausstreichen! Ich hoffe, der Titel „Romantische Schule“ gefällt Ihnen. Für mein nächstes Buch habe ich noch keinen Titel, und ich weiß nicht, ob ich es nicht gar lieber als 3. Salontheil erscheinen lasse. Doch darüber zu seiner Zeit, und in solchen Außendingen höre ich gern von Ihnen Rath. Obgleich ich sehr fleißig bin, so rücken meine Arbeiten nur langsam vorwärts. Ich habe die Dummheit begangen, an zwei heterogenen Thematis zu gleicher Zeit zu arbeiten. Vor Januar werde ich wohl nicht fertig, welches mich sehr

*) Bd. VI, S. 12. „Dem Mitleid der ewigen Götter empfehle ich das Heil des Vaterlandes und die schutzlosen Gedanken seiner Schriftsteller.“

verstimmt. — Um ungestört arbeiten zu können, entschließ' ich mich vielleicht, noch zwei Monat von Paris entfernt zu bleiben. Das ist Heroismus. Über die Summe, die Sie schon seit drei Monaten zu meiner Verfügung haben, werde ich heute trassieren. — Für die mitgetheilten Nachrichten danke ich herzlich. Da ich gar keine deutschen Journale zu Gesicht bekomme und mit Niemand in Deutschland korrespodiere, so werden Sie mich immer verpflichten, wenn Sie mir Interessierendes schreiben. Ist Etwas herausgekommen, wo meine Wenigkeit im Guten oder im Bösen besprochen wird, so bitte ich Sie, es mir zu schicken. Die Deutschen in Paris sind ein Lumpenhaufen, womit ich nicht verkehren will, und die deßhalb alle möglichen Niederträchtigkeiten gegen mich ausüben. Was schadet's! Leben Sie wohl, heiter und geduldig.

Ihr Freund

H. Heine.

108. An Heinrich Laube.

Boulogne sur mer, den 23. November 1835.

Liebster Laube!

Ihr Brief, den ich zu beantworten eile, hat mir eine peinliche Stimmung verursacht. Ich ersah daraus die Unerquicklichkeit dortiger Zustände und Ihre eignen beängstigenden Wirrnisse. Seit etwa $3^1/_2$ Monat, wo ich von Paris entfernt, habe ich kein deutsches Journal zu Gesicht bekommen, und außer einigen Andeutungen im Briefe meines Verlegers vor vier Wochen habe ich von dem literarischen Greul, der losgebrochen ist,*) Nichts erfahren, — Ich beschwöre Sie bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutschland jetzt führt, wo nicht Partei zu fassen, doch wenigstens eine sehr schützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte diese Jugend anzutasten. — Machen Sie eine genaue Scheidung zwischen politischen und religiösen Fragen. In den politischen Fragen können Sie so viel' Koncessionen machen,

*) Wolfgang Menzel's denunciatorische Aufsätze gegen Gutzkow's „Wally" und die übrigen Schriftsteller des „Jungen Deutschlands" waren in Nr. 93, 94, 108, 109, 110 und 115 des „Literaturblatts" vom September, Oktober und November 1835 enthalten.

als Sie nur immer wollen, denn die politischen Staatsformen und Regierungen sind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratische oder aristokratische Institutionen sind gleichgültige Dinge, solange der Kampf um erste Lebensprincipien, um die Idee des Lebens selbst, noch nicht entschieden ist. Erst später kommt die Frage, durch welche Mittel diese Idee im Leben realisiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Aristokratie, oder gar durch Absolutismus, . . . für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch solche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Censur beschwichtigen; denn Discussion über das religiöse Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze protestantische Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren; hier bekömmt man die Zustimmung der Philister . . . Sie verstehen mich, ich sage: das religiöse Prinip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleisch ist, Eins und Dasselbe. Die Moral ist nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Ist aber die Religion der Vergangenheit verfault, so wird auch die Moral stinkicht. Wir wollen eine gesunde Religion, damit die Sitten wieder gesunden, damit sie besser basiert werden, als jetzt, wo sie

nur Unglauben und abgestandene Heuchelei zur Basis haben.

Vielleicht ohne diese Andeutungen werden Sie begriffen haben, warum ich mich immer in der protestantischen Befugnis verschanzt, so wie Sie auch leicht die pöbelhafte List der Gegner begriffen, die mich gern in die Synagoge verwiesen, mich, den geborenen Antagonisten des jüdisch-mohammedanisch-christlichen Deismus. Mit welchem Mitleiden ich auf die Würmer herabsehe, davon haben Sie keinen Begriff. Wer das Losungswort der Zukunft kennt, gegen Den vermögen die Schächer der Gegenwart sehr Wenig. Ich weiß, wer ich bin. Jüngsthin hat einer meiner saint-simonistischen Freunde in Ägypten ein Wort gesagt, welches mich lachen machte, aber doch sehr ernsthaften Sinn hatte; er sagte, ich sei der erste Kirchenvater der Deutschen.

Dieser Kirchenvater hat in diesem Augenblick sehr viel' Dinge um die Ohren, die ihn in Frankreich sehr andrängend beschäftigen und es ihm unmöglich machen, in Deutschland das neue Evangelium zu vertreten. Wird die Noth groß, so werde ich doch ins Geschirr gehn. Daſs man mit Herrn Menzel just zu schaffen hat, ist ekelhaft. Er ist ein schäbiger Bursche, an dem man sich nur

besudeln kann. Er ist durch und durch ein heuchlerischer Schurke. Wenn man Stricke schreiben könnte, so hinge er längst. Es ist eine gemeine Natur, ein gemeiner Mensch, den man Tritte in den Hintern geben sollte, dass ihm unsre Fußspitze zum Halse herauskäme.

Uns jetzt anzugreifen! jetzt, wo die Gegenpartei den Fuß auf unseren Nacken hat, Das konnte nur ein Menzel, dem es nie mit unserer Sache Ernst war, der sich uur nach der Juliusrevolution uns anschloss, als sich im Hintergrunde positive Vortheile darboten . . . Und so sind wieder allerlei Bübereigedanken im Hintergrunde jetzt, wo er der antiliberalen Partei auf unsere Kosten ein moralisches Vergnügen bereitet. Ziehen sie Handschuhe an, mein Theuerster, und nehmen Sie einen guten Stock, und züchtigen Sie diesen schmutzigen Wicht, wie er es verdient, persönlich, d. h. in seiner persönlichen Geschichte, die so viel' Blößen bietet. Das ist Ihre Sache; lassen Sie sich aus Breslau und der Schweiz, wo er gestänkert, die nöthigen Details geben zu einer Biographie. — Er kriegt gewiss von der Jugend der deutschen Universitäten seine thatsächlichsten Schläge . . .

Ich befinde mich in diesem Augenblick in mancherlei Verdrießlichkeiten, deren Schauplatz

Paris, und die mich wohl bis zum Frühjahr in Anspruch nehmen. Dem Journal, das Sie jetzt zur Auferstehung bringen,*) kann ich also nicht Viel versprechen; gern jedoch will ich meinen Namen daran knüpfen, und die Gedichte, die Sie von mir haben, können Sie drucken. Anbei noch zwei Schnitzel, die ebenfalls nicht viel werth sind. Das Gedicht jedoch, welches anfängt: „Ich bin nun drei und dreißig Jahr' alt, und du bist fünfzehnjährig kaum,"**) können Sie immerhin abdrucken, aber ich bitte Sie, meinen Namen nicht darunter zu setzen; die Natürlichkeit ist hier bis zur Karikatur gesteigert, Das fühl' ich; es war ein Versuch, Jahrzahlen und Datum im Gedichte einzuführen. — Mit dem übrigen jungen Deutschland steh' ich nicht in der mindesten Verbindung; wie ich höre, haben sie meinen Namen unter die Mitarbeiter ihrer neuen Revue***) gesetzt, wozu ich ihnen nie Erlaubnis gegeben habe. — Einen guten Rückhalt

---

*) Heinrich Laube übernahm vom 1. Januar 1836 an die Redaktion der in Braunschweig erscheinenden „Mitternachtszeitung."

**) Bd. XVI, S. 229.

***) Ludolf Wienbarg beabsichtigte, unter dem Titel: „Deutsche Revue," ein Journal herauszugeben, das jedoch vor dem Erscheinen des ersten Heftes verboten ward.

sollen diese jungen Leute dennoch an mir haben, und es wäre mir höchst verdrießlich, wenn es zwischen Letzteren und Ihnen zu Reibungen käme. Ich bitte Sie, durch gemeinschaftliche Freunde diese jungen Leute von den Bedingnissen Ihrer Stellung zu unterrichten, damit nicht Missverstand ein Unheil anrichte.

Vergessen Sie Das nicht. — In allen Fällen rechnen Sie auf die gefühlteste Theilnahme bei Allem, was Sie persönlich betrifft. Dass Sie mit einigen meiner Berliner Freunde in gutes Verständnis getreten, ist mir lieb. Varnhagen ist einer der außerordentlichsten Menschen und klar und sicher; wir sind so einverständig, dass wir gar nicht einmal eines Briefwechsels bedürfen. — Ihre Frage im Betreff einer Rückkehr nach Deutschland hat mir sehr weh gethan; denn ungern gestehe ich, dass dieses freiwillige Exil eins der größten Opfer ist, die ich dem Gedanken bringen muss. Ich würde bei meiner Rückkehr eine Stellung einnehmen müssen, die mich allen möglichen Missdeutungen aussetzen könnte. Ich will auch den Schein des Unwürdigen vermeiden. — Soviel ich weiß, kann keine Regierung mir Etwas anhaben, ich bin von allen Umtrieben des Jakobinismus entfernt geblie-

ben; die famose Vorrede,*) die ich bei Campe, als sie schon gedruckt war, zu zernichten gewusst, ist später nur durch den preußischen Spion Klaproth in die Welt gekommen, Das wusste die Gesandtschaft, so dass mir auch nicht einmal ein Pressvergehen stark aufgebürdet werden kann; von allen Seiten kommen mir freundliche Stimmen ans Ohr durch die Diplomaten, mit denen ich in Paris sehr gut stehe .... aber alles Dieses sind Gründe, die mich von einer Heimkehr viel eher abhalten, als dazu anreizen. — Hierzu kommt noch die Erbitterung der deutschen Jakobiner in Paris, die, wenn ich nach Hause ginge, um wieder deutsches Sauerkraut zu essen, hierin den Beweis des Vaterlandsverrathes sehen würden. Bis jetzt können sie mich doch nur durch Muthmaßungen verleumden; bis jetzt habe ich doch der Verleumdung noch keine Fakta in die Küche geliefert. Meine Reise nach Wien, wie Sie sehen, muss daher auf sehr lange Zeit hinausgeschoben werden. — In einigen Wochen werde ich nach Paris zurückkehren. Haben Sie mir noch vorher Etwas wissen zu lassen, so schreiben Sie nur hierher. Selbst wenn ich auch nach Paris schon gegangen wär',

*) Zu den „Französischen Zuständen".

würde mir Ihr Brief von hier aus richtig zugeschickt werden. Leben Sie wohl und heiter.

Ihr Freund

H. Heine.

---

109. An Julius Campe.

Boulogne sur mer, den 4. December 1835.

Liebster Campe!

Herzlichen Dank für die freundlichen Mittheilungen Ihres Briefes vom 23. Oktober. Seit 4 Monaten habe ich, außer Ihrem Briefe, Nichts aus der deutschen Presswelt erfahren. In 3 bis 4 Wochen bin ich in Paris, wo ich über den literarischen Bürgerkrieg das Nähere zu ermitteln forsche. Dass Herr Menzel ein Lump ist, dass er die kleine Macht, die ihm der Zufall in die Hände gegeben, nämlich das „Literaturblatt," immer missbrauchen wird, habe ich längst gewusst. Er hat auch mich manchmal angebellt, aber ich hab' ihm nie den Ruhm gegönnt, von meiner Hand zur Unsterblichkeit gezüchtigt zu werden.

Ich habe hier sehr schlechte Geschäfte gemacht, besonders in Betreff des Fischfangs. Wir haben

dieses Jahr wenig' Fische gefangen in der Nordsee. Hoffentlich ist es Ihnen auf der Jagd besser gegangen. Sonderbar, der Verleger ist ein Jäger, und der Autor ist ein Fischer; Dieses verhinderte aber nicht den Letzteren, sehr viel Böcke in diesem Jahre zu schießen. Der Herr Jäger kann dagegen gewiß mit vielen Krebsen aufwarten. — Seit sechs Wochen habe ich einen Stockschnupfen, und trotzdem schreib' ich an meinen Büchern. Denn ich treibe jetzt in der Literatur die doppelte Buchhaltung; es ist ein Versuch. Diese Tage wird wohl ein Buch fertig, in Paris schreib ich es ab, und so werden Sie wohl Ende nächsten Monats Manuskript bekommen. Ich habe mich noch nicht darüber entschlossen, ob ich das Buch separat oder als dritten Salonband erscheinen lasse; da es höchst amüsant ist, auch populär, für alle Klassen berechnet, so entschließe ich mich vielleicht, die zwei Salonbände damit zu remorquieren. Herr Jäger, Das ist ein Seeausdruck, es heißt: ans Schlepptau nehmen.

In einigen Wochen werde ich die Anker lichten und nach Paris zurücksegeln. Briefe oder Packete adressieren Sie gefälligst dorthin: Grand Hôtel de Bristol, rue Traversière, Saint-Honoré, à Paris. — Ich werde nämlich diesen Winter

ins bewegteste Quartier ziehen und mich im Mittelpunkt des geselligen Lebens herumtreiben. — Den 15. dieses Monats trassiere ich wieder auf Sie die gleiche Summe, wie das vorige Mal. Für die freundliche Zahlung meiner letzten Tratte danke herzlich. — Vergessen Sie nicht, meiner Mutter die „Romantische Schule“* zu schicken. — Haben Sie mir nicht mal geschrieben, dass Sie eine Literaturgeschichte von Schlesier herausgäben? Aus seinen Aufsätzen gefiel er mir sehr wohl. Wo ist Wienbarg? Seine „Aesthetischen Feldzüge“ hab' ich erst vor Kurzem und zwar zufällig gelesen; es ist mir leid, dass ich ihn nicht mündlich darüber sprechen kann. — Leben Sie wohl nnd grüßen Sie mir alle guten Bekannten. Hoffentlich befindet sich Ihre Familie wohl. Ich wünsche Ihnen eine gute Jagd; que le bon Dieu vous prenne dans sa sainte et digne garde.

H. Heine.

---

110. An Julius Campe.

Paris, den 12. Januar 1836.

Liebster Campe!

Ihre Briefe, sowohl den ersten, welchen Sie ans Hôtel d'Espagne adressiert, als den zweiten, welchen Sie rue Traversière adressiert, habe ich richtig erhalten. Ich wohne jetzt weder hier noch dort; nur auf einige Tage war ich rue Traversière abgestiegen, bis mein neues Apartement fertig wurde. Dieses ist prächtig und wollüstig angenehm, so dass ich jetzt warm und wollig sitze. Es ist: Cité Bergère No. 3, welche Adresse Sie gefälligst auf Ihre Briefe setzen wollen.

Meine Bücher, die Exemplare der „Romantischen Schule", habe ich jetzt erhalten, und ich überlasse Ihrer Imagination, sich die Gefühle vorzustellen, die mir die Verstümmlungen darin erregten. Ihre Entschuldigung, dass das Buch dem Censor in die Hände kam, zu einer Zeit, als die Denunciationen des Stuttgarter „Literaturblattes" die Behörden in Alarm setzten, ist gewiß triftig. Ich habe deßhalb keine öffentliche Anzeige darüber gemacht, welches doch nöthig wäre, da meine Feinde glauben, ich selbst hätte im Buche die scharfen Stellen ausgemerzt.

Ich überlasse diese Ankündigung Ihnen selbst, lieber Campe, und habe dabei noch einen Nebenzweck. Es wird dadurch Menzeln ein Schabernack gespielt, indem das Gehässige seiner Denunciationen recht hervortritt, wenn Sie eine Anzeige machen, worin Sie melden, dass Sie nicht geglaubt hätten, dass mein Buch einer schweren Censur unterliegen würde, dass Sie mir Hoffnung gemacht, mein Werk unverkürzt drucken zu dürfen, dass Sie aber nicht voraussehen konnten, dass Denunciationen, wie die Menzel'schen, in einem Augenblick erscheinen würden, wo mein Buch in Händen eines Censors war. Wenn Sie sagen könnten, dass der Censor, um seine Strenge zu entschuldigen, auf das erwähnte „Literaturblatt“ Sie verwiesen, so können Sie die Sache noch eklatanter machen. Sie müssen sagen, dass Sie es Ihrem Freunde, mir, schuldig zu sein glauben, mich des Verdachtes feiger Koncessionen zu entheben. (Auch aus Unglücken muss man Vortheil zu ziehen suchen.)

Über den Artikel der „Nüremberger Zeitung,“ wonach meine Schriften in Preußen, nebst denen des übrigen „jungen Deutschland,“ verboten seien*),

*) Die oben erwähnte Zeitung theilte zuerst in Nachstehendem den Inhalt des von der deutschen Bundesversammlung am 10. December 1835 gefassten Beschlusses mit:

weiß ich Ihnen heute noch nichts zu sagen. Ich erwarte von Ihnen hierüber nähere Bestätigung

---

„Nachdem sich in Deutschland in neuerer Zeit, und zuletzt unter der Benennung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Literatur“ eine literarische Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletristischen, für alle Klassen zugänglichen Schriften die christliche Religion auf die frecheste Weise anzugreifen, die bestehenden socialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören: so hat die deutsche Bundesversammlung — in Erwägung, daß es dringend nothwendig sei, diesen verderblichen, die Grundpfeiler aller gesetzlichen Ordnung untergrabenden Bestrebungen durch Zusammenwirken aller Bundesregierungen sofort Einhalt zu thun, und unbeschadet weiterer, vom Bunde oder von den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umständen zu ergreifender Maßregeln — sich zu nachstehenden Bestimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutsche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfasser, Verleger Drucker und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung „Das junge Deutschland“ oder „Die junge Literatur“ bekannten literarischen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigesetze ihres Landes, so wie die gegen den Mißbrauch der Presse bestehenden Vorschriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieser Schriften, sei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken, oder auf sonstige Weise, mit allen ihnen gesetzlich zu

und Aufschlüsse. Ich denke, auch Sie lassen sich nicht so leicht einschüchtern. Die ganze Verfolgung des „Jungen Deutschlands“ nehme ich nicht so wichtig. Sie werden sehen: viel Geschrei und wenig Wolle. Sollte ich wirklich auf eine Proskriptionsliste gestellt sein, so glaube ich, dass man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu lösen. Es ist nur auf Demüthigungen abgesehen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geschrieben sind, darf Preußen nicht wagen, zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül. Ich lasse mich nicht verblüffen und bin der Meinung: je keckere Stirne

---

Gebote stehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinsichtlich des Verlags und Vertriebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener literarischen Erzeugnisse auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen.“

man bietet, je leichter lassen sich die Leute behandeln. Angst ist bei Gefahren das Gefährlichste. Im Bewusstsein, seit vier Jahren Nichts gegen die Regierungen geschrieben zu haben, mich, wie es notorisch ist, von dem Jakobinismus geschieden zu haben, kurz bei gutem loyalen und royalen Gewissen, wie ich bin, werde ich nicht so feige sein, die jungen Leute, die politisch unschuldig sind, zu desavouieren, und ich habe im Gegentheil gleich eine Erklärung nach der „Allgemeinen Zeitung“ geschickt (die vielleicht schon gedruckt ist), worin ich erkläre, dass ich gar keinen Anstand genommen hätte, an der „Deutschen Revue“ mitzuarbeiten *). — Spaßhaft genug ist es, dass ohne die letzten Vorfälle ich mir nie in den Sinn kommen lassen, an irgend einer solchen Zeitschrift zu arbeiten; auch habe ich bis auf diese Stunde weder an Gutzow noch an Wienbarg irgend eine Silbe auf ihre Zuschrift geantwortet. (Ich habe wichtigere Dinge im Kopfe.) Wo ist jetzt Wienbarg? Geben Sie mir seine Adresse.

---

*) Der Abdruck jener Erklärung Heine's ward beanstandet. Einer redaktionellen Andeutung zufolge (Außerordentliche Beilage zu Nr. 25 der „Allgemeinen Zeitung“, vom 25. Januar 1836), sprach sich Heine darin für jenes projektirte literarische Unternehmen aus, das „von der Tugend denunciert, von der Polizei unterdrückt worden“ sei.

Sollte die preußische Regierung sich wirklich zu jenem proskribierenden Wahnsinn verleiten lassen, so glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre Dekrete eludieren zu können; ich glaube ausgezeichnet genug zu schreiben, dass ich nöthigenfalls meinen Namen vom Titelblatte fortlassen dürfte. Auf jeden Fall aber werde ich in meinem nächsten Buche gar Nichts geben, was politisch oder religiös missfällig sein könnte, und ich richte es danach ein, dass ein Censor auch kein einziges Wort daran streichen kann. Dieses giebt mir nun freilich neue Arbeit, und einen großen Theil fertigen Manuskriptes muss ich zur Seite legen. Da ich, wie Sie wissen, hier nur wenige Blätter zu Gesicht bekomme, so bitte ich Sie, mich über Alles, was dort in Beziehung auf mich gedruckt wird, au courant zu halten.

Und nun leben Sie wohl, und lasst uns in schwierigen Zeiten eben so viel Gelassenheit zeigen, wie bei unseren Gegnern stürmische Wuth zum Vorschein kömmt. — Ich befinde mich gesünder und heiterer als jemals, und genieße mit vollsaugender Seele alle Süßigkeiten dieser Lustsaison. Dank den ewigen Göttern!

Ihr Freund

H. Heine.

111. An die hohe Bundesversammlung.

Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beschluss, den Sie in Ihrer 31sten Sitzung von 1835 gefasst haben. Ich gestehe Ihnen, meine Herren*), zu dieser Betrübnis gesellt sich auch die höchste Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurtheilt, ohne dass Sie mich weder mündlich noch schriftlich vernommen, ohne dass Jemand mit meiner Vertheidigung beauftragt worden, ohne dass irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römische Reich, an dessen Stelle der deutsche Bund getreten ist; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens, durfte, versehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erscheinen, und sich frei und öffentlich gegen alle Anklagen vertheidigen. Fern ist von mir die Anmaßung, mich mit dem hochtheuren Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiösen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft sich gern auf das Beispiel des Meisters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit

*) „Messeigneurs“ in der von Heine veranstalteten französischen Übersetzung, welche im Journal des Débats vom 30. Januar 1836 erschien.

bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Person zu vertheidigen, so bewilligen Sie mir wenigstens freies Wort in der deutschen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich schreibe, verhängt haben. Diese Worte sind keine Protestation, sondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen Etwas verwahre, so ist es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillschweigen für ein Eingeständnis strafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften ansehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt ist, hoffe ich bündigst zu erweisen, dass meine Schriften nicht aus irreligiöser und unmoralischer Laune, sondern aus einer wahrhaft religiösen und moralischen Synthese hervorgegangen sind, einer Synthese, welcher nicht bloß eine neue literarische Schule, benamset das junge Deutschland, sondern unsere gefeiertsten Schriftsteller, sowohl Dichter als Philosophen, seit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entscheidung über meine Bitte ausfalle, so sein Sie doch überzeugt, dass ich immer den Gesetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, dass ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen;

ich ehre in Ihnen die höchsten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die persönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweise, ohne Besorgnis vor Missdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Versicherung meiner tiefsten Ehrfurcht darzubringen.

Paris, Cité Bergère Nr. 3, den 28. Januar 1836.

Heinrich Heine,
beider Rechte Doktor.

---

112. An Julius Campe.

Paris, den 4. Februar 1836.

Liebster Campe!

Ihren letzten Brief, worin Sie mir die Bundestagsbravaden mittheilten, habe ich richtig erhalten und bin sehr froh, dass Sie Dergleichen mit unverblüffter Stirn entgegen genommen. Das Ganze dünkt mir ein Schreckschuss zu sein. Auf jeden Fall aber habe ich es für nöthig gehalten, die alten Perücken ein bisschen zu streicheln und mein kindlich syruplich submisser Brief wird wohl eine gute Wirkung hervorgebracht haben. Der Bun-

destag wird gerührt sein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird ihm meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um so wohler thun. „Messeigneurs!“ „Vos Seigneuries!“ Das ist ihm noch nicht geboten worden! „Seht“, wird er sagen, „da ist einmal ein Mensch, welcher menschlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und diesen edlen Menschen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoralisch erklärt!“ — Und sechsunddreißig Taschentücher werden von bundestäglichen Thränen benetzt werden.

Preußen scheint ebenfalls zur Besinnung zu kommen, und der Repräsentant der Intelligenz sieht wohl schon ein, wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs lächerlichste blamiert. Aber auch hier soll mildest nachgewirkt werden, und ich hoffe zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einsicht von Berlin zu erlangen.

Es bleibt nun übrig, ein Buch herauszugeben, welches höchst interessant und liebenswürdig sei, ohne weder die Politik noch die Religion zu berühren. Dieses Buch ist im Manuskript bereit, wenigstens bis auf eine kleine Abschreiberei, und ich hatte die Absicht, dasselbe unter dem Titel: „Salon, dritter Theil“ herauszugeben, um die vorher-

gehenden Bände etwas zu poussieren. Werden Sie dieses Buch jetzt drucken können, mit meinem Namen drucken können? Sind Sie der Meinung, dass der harmlose Inhalt das Buch schützt vor der Ausführung des bundestäglichen Interdikts und der preußischen Polizeiordonanz? Oder wagen Sie es nicht, meinen Namen auf das Titelblatt zu setzen? Wollen Sie das Buch kurzweg „Salon, dritter Band“ nennen?

Ich glaube, es wäre sogar sehr klug, für folgende Publikationen, dem Publiko zu zeigen, dass die Drohnisse nicht in Anwendung kommen, und dann kann man später auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornamen drucken. Thut man es jetzt nicht, so ist es später vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen, hat auch sein Missliches, ist eine demüthigende Koncession; für diesen Fall müsste ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derselbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter missverstehen. Hierüber erwarte ich umgehend Antwort. Ich glaube, Julius Campe giebt der Welt das Schauspiel, ein Buch mit meinem Namen herauszugeben, als ob gar Nichts passiert sei. Aufschieben die Herausgabe, ist auch nicht räthlich; ich glaube, das Publikum erwartet eben jetzt ein Buch von mir und freut sich, wenn

wir uns nicht banghosig ducken. — Ich bin mit meinem Buche zufrieden, obgleich durch das Ausmerzen des Politischen und Religiösen Viel verloren ging.

Ihr Freund

H. Heine.

---

113. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1836.

Eine Sündfluth von Beschäftigungen, liebster Campe, verhindert mich, Ihren Brief vom 14. Februar umständlich zu beantworten. Daher für heute das Nöthigste.

Ich habe Ihnen ein Packet geschickt, dessen Inhalt Sie jetzt gewiss schon gelesen haben. Es ist das Manuskript des Buchs, welches jetzt erscheinen soll. Ich will, Ihrem Verlangen gemäß, diesem Buche einen besondern Titel geben. Wie gefällt Ihnen der Titel: „Das stille Buch?“ Gefällt Ihnen dieser Titel nicht, so können Sie das Buch „Märchen“ titulieren. Es besteht aus drei Partien:

1) Elementargeister, welches eine freie Bearbeitung eines Stückes meiner „Allemagne“; alles

Politische und Antireligiöse ist ausgemerzt, und das Ganze nimmt stoffartiges Interesse in Anspruch.

2) Erste Nacht der „Florentinischen Nächte", worin Sie sehen, dass ich die drei Thürme *) nicht vergesse.

3) Zweite florentinische Nacht.

Das Buch muss so reichlich als möglich gedruckt werden, damit es über 20 Bogen giebt; glauben Sie nicht, dass das Manuskript über 20 Bogen giebt, so sagen Sie mir dieses umgehend, und ich füge noch Etwas hinzu zu einer Vorrede, welche ich Ihnen gleich überschicke, sobald ich Ihre Antwort habe.

Die Hauptsache aber ist, dass dieses Buch gar keiner Censur, und am allerwenigsten einer preußischen Censur, unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußischen Censur unterwerfen, um ein Buch erscheinen lassen zu dürfen; Dieses ist indirekter Verkauf, diese filzige Regierung will mich für mein eignes wohlerworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier ist ein Ehrenpunkt. Können Sie also das Buch nicht ohne Censur drucken, so möge es ungedruckt bleiben; sind Sie aber überzeugt, dass es keiner igno-

*) Wappen der Stadt Hamburg.

beln Censur bedarf, und wollen Sie es ohne Vergleichen drucken, so schicken Sie es gleich in die Presse. Es kann alsdann in 5 bis 6 Wochen erscheinen.

Leider muss ich jetzt meine wichtigsten Arbeiten im Pulte liegen lassen, und hätte doch das Geld nöthig. Ist Das nicht Opfer genug? Sie sehen, mein Servilismus ist nicht bedenklicher Art.

Ihr Freund

H. Heine.

---

114. An Julius Campe.

Paris, den 14. März 1836.

Liebster Campe!

Ich gebe Ihnen durch diese Zeilen Avis über eine Summe, welche ich heute auf Sie entnommen habe. Indem ich mich auf meinen letzten Brief beziehe, worin ich Ihnen bestimmt angezeigt, dass ich lieber gar Nichts drucken lasse, ehe ich die Niederträchtigkeit begehe, mich der preußischen Censur zu unterwerfen; indem ich mich hierauf beziehe, bitte ich Sie, meine heutige Tratte nicht zu acceptieren im Fall Sie das überschickte Manuskript

meines neuen Buches nur unter preußischer Censur drucken können. Die Preußen haben hierher an die „Revue des deux mondes“ geschrieben, dass sie dieselbe verbieten werden in Deutschland, wenn ich Aufsätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geschrieben; noch in kleinlich anderer Weise kontre-agieren sie mich in meiner literarischen Thätigkeit; sie haben die Absicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen. — Letzteres wird ihnen nicht gelingen.

Ich wiederhole also meine Bitte, die heutige Tratte nicht zu acceptieren, im Fall Sie mein Buch unter der erwähnten Bedingung nicht drucken können; ich würde sonst in Vorschuss bei Ihnen sein, welches meine kritische Lage in diesem Augenblick nicht erlaubt.

Jetzt können Sie mir auch die Bücher mit dem Dampfschiffe schicken; fügen Sie auch hinzu die zwei Salonbände, indem ich die darin enthaltenen Gedichte zur Bereitung der neuen Auflage des „Buches der Lieder“ bedarf; diese neue Auflage, sowie auch die dritte Auflage der „Reisebilder“, werde ich aber unterlassen, im Fall eine preußische Censur sich darein mischen möchte. Ich vertrete in diesem Augenblick den letzten Fetzen deutscher Geistesfreiheit.

Lesen Sie im „Quarterly Review“ die Kritik meiner „De l'Allemagne“; dass die Verfolgung gegen mich gleichzeitig koncertiert ist, wird Ihnen einleuchten.

Ich bin zu sehr beschäftigt, sonst würde ich Ihnen über Ihren letzten Brief Vieles antworten. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

115. An Julius Campe.

Paris, den 22. März 1836.

Lieber Campe!

Ihr Brief vom 15. März, den ich diese Nacht zu Hause vorfand, hat mich in eine Bestürzung versetzt, die mir noch den Kopf betäubt. Eine Sache steht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutsche Presse an Preußen verrathen, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringsten Makel meinem schönen, reinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preußischen Censur unterwerfen! Und

Sie, der mich im vorletzten Briefe der allzu demüthigen Nachgiebigkeit bezichtigte, Sie konnten mir solche Schmach zumuthen? Der Kontrast jenes Briefes mit dem letzten ist unbegreiflich! Ich habe gethan, was ein Mann thun durfte, wenn er ein reines Gewissen hat; mehr darf ich nicht thun. Ich will eben mein Gewissen rein behalten.

Mein Packet enthielt keinen Brief; da die fahrende Post viel schneller ging, als ich erwartete, erhielten Sie meinen Brief, der gleichzeitig, wenigstens nach Lesung des Manuskripts, eintreffen sollte, etwas später. In diesem Brief, so wie auch in dem Avisbrief, den ich Ihnen diese Tage schrieb, haben Sie meinen festesten Willen in Betreff der preußischen Censur bereits erfahren. Ich hoffe, daß Sie demgemäß bereits dringendst Anstalten getroffen, mein Manuskript wieder zurück zu erhalten. Ist Dieses noch nicht geschehen, so thun Sie es gleich. Das Manuskript ist so unschuldiger Natur, daß man es Ihnen keine Minute vorenthalten wird, und ich bitte Sie, es mir umgehend mit der fahrenden Post wieder nach Paris zurück zu schicken.

Ich hatte Ihnen angeboten, das Buch unter einem neu angenommenen Namen zu drucken. Dieses war eine Idee, die ich aus dem Briefe eines Buchhändlers schöpfte, der sich anbot, unter sol-

chem neuen, aber in 24 Stunden zur Berühmtheit kommenden Namen eine Reihe Schriften von mir zu verlegen, zu jedem Honorar, das ich verlangen würde! Auf Nichts, wahrhaftig, ging ich jemals ein, verließ mich immer auf Sie, und Sie sakrificieren mich!

Ich will gar Nichts thun. Das Buch soll, wenn Sie es nicht drucken, gar nicht gedruckt werden, und, so sauer es mir wird, ich entbehre dadurch in diesem Augenblick das Honorar, welches ich schon in meinem Budget aufgeführt.

Ekelhaft häsliches, preußisches Jahr!

Im Übrigen beziehe ich mich auf meinen letzten Brief, worin ich Ihnen auch ausdrücklich sagte, dass Sie meine Tratte nicht acceptieren sollten, im Fall Sie nur unter preußischer Censur mein Buch drucken könnten. Ich Ärmster dachte schon, Sie mit einer neuen Tratte zu erfreuen, denn ich bin in einer Geldnoth, von welcher Sie keinen Begriff haben. Aber in keinem Falle will ich jetzt bei Ihnen in Avance sein, da ich nicht weiß, wie weit die Reaktion der Furcht in Ihrem Gemüthe raset.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir gleich Antwort. Wissen Sie ein andres Mittel, als preußische Censur, für das Erscheinen des Buches, so

melden Sie es mir gleich; denn das Buch muss bald erscheinen oder gar nicht. — Und gar eine Vorrede, wie könnte ich diese unter preußischer Censur schreiben? Schon der Name „Vorrede“ brächte die Leutchen in Harnisch.

Ich bin krank vor Gram. Ich sehe ein, dass auch die Partei der Gemäßigten eine geschlagene ist. Ich werde jetzt . . . ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererst rette ich meine Ehre. Ich verstehe hierin keinen Spaß, Campe, und ich hoffe, ich erlange bald mein Manuskript. Früher kann ich nicht schlafen.

Ihr Freund

H. Heine.

116. An Heinrich Laube.

Paris, den 31. März 1836.

Liebster Laube!

Glauben Sie nur bei Leibe nicht, dass ich wenig an Sie denke; nur das Schreiben wird mir saurer, als Sie sich vorstellen. Heute habe ich an Varnhagen zu schreiben, und will diese Zeilen

für Sie mitschicken. Grüße, aus tiefster Seele hervorblühende Grüße, darunter auch einige für Ihre Frau!

Wie beneide ich Ihre Einsamkeit, ich, der ich verdammt bin, in dem wildesten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir selber kommen kann, und betäubt bin von den schreienden Tagesnöthen, und müde bin wie ein gehetzter Stier, ich will nicht sagen wie ein Hund. — Wie sehne ich mich nach einer ruhigen deutschen Festung, wo eine Schildwache vor meiner Thür stünde und Niemanden hereinließe, weder meine Geliebte noch die übrigen Qualen — mit Leidenschaft lechze ich nach Stille!

Durch Herrn Savoye (welchen ich nicht liebe) habe ich ihren letzten Brief erhalten. Was Sie mir darin von Ihrer Literaturgeschichte sagen (wovon ich bereits seit Jahr und Tag höre), freut mich. Freilich, wir müssen uns wehren, und auch ich werde bald wieder einen kritischen Tanz anstimmen. Indessen, ich hege nicht die geringste Furcht vor den Zusammenrottungen unserer Gegner; Diese werden, Einer nach dem Andern, zu Grunde gehn. Sehen Sie doch, wie ruiniert ist Menzel, Tieck und Konsorten! Wir leben. Traurig sind die Spaltungen unter den Bundesgenossen.

Ich habe Mundt und Gutzkow sehr gern, aber in ungetrübter Verbindung könnte ich mit ihnen nicht leben wie mit Ihnen, dem Einzigen, womit ich ganz und gar sympathisiere und mit welchem ich mich in der wohlthuendsten Harmonie befinde. Nun zerren sie sich unter sich, Gutzkow und Mundt. Ersterer ist ein mauvais coucheur, obgleich der Begabtere.

Werden Sie mit dem Druck Ihrer Literaturgeschichte nicht eher beginnen, als bis das ganze Werk fertig?

Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Schicken Sie mir (im Falle Sie bald das Werk vollendet zu haben gedenken) eine Abschrift Ihrer Literaturgeschichte hierher nach Paris, eine leserliche, wo möglich mit lateinischen Lettern geschriebene Abschrift, die ich hier unter meinen Augen übersetzen lasse — so dass das Werk zu gleicher Zeit in Deutschland und in Frankreich herauskommen kann. Wie gefällt Ihnen diese Idee? Das Buch erhält dadurch gleich eine europäische Wichtigkeit und erreicht schneller seinen Zweck. Ich will schon dafür sorgen, dass es meisterhaft übersetzt wird (die meisten hiesigen Translatoren sind Stümper) und die französische Ausgabe in den hiesigen Journalen die nöthigen Trompetenartikel

bekömmt. — Leben Sie wohl und heiter. — Ich bin sehr verstimmt. — meine Adresse ist Rue Cadet No. 18.

Ihr Freund

H. Heine.

117. An August Lewald.

Coudry, près Le Plessi, chemin de Fontainebleau,
den 3. Mai 1836.

Seit gestern Mittag bin ich auf dem Lande und genieße den holdseligen Monat Mai . . . es fiel nämlich diesen Morgen ein sanfter Schnee und die Finger zittern mir vor Kälte. Meine Mathilde sitzt neben mir vor einem großen Kamin und arbeitet an meinen neuen Hemden; das Feuer übereilt sich nicht im Brennen, ist durchaus nicht leidenschaftlich gestimmt und verkündet seine Gegenwart nur durch einen gelinden Rauch. — Ich habe die letzte Zeit in Paris sehr angenehm verlebt, und Mathilde erheitert mir das Leben durch beständige Unbeständigkeit der Laune; nur höchst selten noch denke ich daran, mich selbst zu vergiften oder zu asphyxieren; wir werden uns wahr-

scheinlich auf eine andere Art ums Leben bringen, etwa durch eine Lektüre, bei der man vor Langeweile stirbt.

Herr R. hatte ihr so viel Rühmliches über meine Schriften gesagt, dass sie keine Ruhe hatte, bis ich zu Renduel *) ging und die französische Ausgabe der „Reisebilder“ für sie holte. Aber kaum hatte sie eine Seite drin gelesen, als sie blass wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle drin gestoßen, und, eifersüchtig wie sie ist, will sie auch nicht einmal, dass ich vor ihrer Regierung einer Andern gehuldigt haben sollte; ja, ich musste ihr versprechen, dass ich hinfüro auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle.

Für Ihre Bemühungen, meine reellsten Interessen betreffend, sage ich Ihnen meinen tiefinnigsten Dank. Meine Finanzen sind durch die miserabeln Zeitereignisse in hinlänglich trüben Zustand gerathen, als dass ich nicht jede Förderung von dieser Seite mit Dank anerkennen würde.

---

*) Name des ersten Verlegers der französischen Ausgabe der „Reisebilder“.

(In diesem Augenblick kommt eine alte Bauersfrau, die mich rasieren will. Ich zittre vor ihrem Messer. — Ich bitte, Freund, beten Sie für mich!)

Rasiert bin ich, aber wie! und unter welchen Qualen! Was muss nicht ein Dichter ausstehen in dieser rauhen Welt! Zumal wenn er sich nicht selbst rasieren kann! Aber ich will's jetzt endlich lernen! Auch stinken meine Stiefel ganz entsetzlich — man hat sie diesen Morgen, statt mit Wichse, nur mit Thran beschmiert. Welch ein ländliches Vergnügen! Welch ein Kontrast mit Paris, wo ich noch vorgestern Abend das Meisterwerk von Giacomo zum zehnten Male anhörte. Levasseur schreit noch wie ein Waldesel. Welch ein Meisterstück! Es wird mir schwer, es hinlänglich loben zu können. Welch ein Meisterstück! —

Ich lege Ihnen dringend ans Herz, das besprochene große Verlagsunternehmen zu betreiben. Meine Verhältnisse zu den deutschen Regierungen werden sich wohl aufklären, und sie werden doch am Ende einsehen, dass sie mir ein positives Unrecht thun, dass sie mir ohne Urtheil und Untersuchung mein armes Eigenthum antasten, dass sie direkte Ursache sind, wenn gewisse Leute die größten Beraubungen an mir ausüben.

Ich habe ein großes Memoire ins Feuer geworfen und statt dessen einen Aufsatz zu meinen Gunsten geschrieben, den hoffentlich die „Allgemeine Zeitung" drucken wird*). Meine Würde und Ehre habe ich freilich darin sicher stellen müssen. Ich bin ganz von allem deutschen Verkehr abgeschnitten; steht

*) Über diesen Aufsatz, der niemals gedruckt worden und jetzt wahrscheinlich verloren gegangen ist, findet sich in der außerordentlichen Beilage Nr. 211 u. 212 zu Nr. 129 der „Allgemeinen Zeitung", vom 8. Mai 1836, folgende redaktionelle Bemerkung: „Herr H. Heine hat aus Paris unterm 26. April an die „Allgemeine Zeitung" eine Erklärung gesandt, worin er zuerst anführt, daß von dem Inhaber der Firma Hoffmann und Campe in Hamburg ein Manuskript von ihm (Heine) ohne sein Vorwissen nach Berlin zur Censur geschickt worden sei. Sobald er (vor etwa sechs Wochen) davon Kunde empfangen, habe er seinem Verleger die bestimmteste Ordre ertheilt, sein Manuskript wieder von Berlin zurückzufordern, und es ganz ungedruckt zu lassen, wenn es nicht anders als mit preußischem Imprimatur gedruckt werden könne. Diesem Begehr habe auch der Verleger auf der Stelle entsprochen. Indem er (Heine) nun wünsche, daß sein Benehmen bei diesem Vorfalle keineswegs als politische Widersetzlichkeit, oder gar als kindischer Eigenwille, am allerwenigsten als Animosität gegen preußische Behörden gedeutet werde, wolle er die Gründe, die ihn bestimmten, unumwunden erörtern, die Aufnahme dieser Erörterung aber, welche auf die Beschlußnahmen des Bundestages und der preußischen Regierung

— doch hierüber schreibe ich Ihnen von Paris aus, jedenfalls von Boulogne aus, wohin ich mich auch dieses Jahr wohl begeben werde. Ich bin so ermüdet vom vielen Arbeiten, dass ich mehr als jemals nach dem Meere hinschmachte. Heute eile ich, auf Sie zu trassieren, damit mich die Rimesse noch in Paris antrifft.

Wenn Sie mir die zwei Bücher von Gutzkow, worin er gegen Menzel geschrieben, schicken wollen, würden Sie mich sehr verbinden. Adressieren Sie sie an Hermann Heine bei frères Albrecht & Co. in Havre. Dieser Vetter wird sie an mich befördern, wo ich auch sei. Ich habe große Reiseplane, hab' zu lange in Paris gehockt, muss noch Viel sehen. Bin sehr müde und dürre geworden durch vieles Arbeiten, muss mich durch neue Reisen auffrischen.

Ad vocem Gedichte — im nächsten Briefe, in diesen Tagen, von Paris aus. Über die Weise der Herausgabe muss ich ausführlich sein, wozu mir heute die Laune fehlt. Ich bin mit mir selber noch nicht einig, ob ich die Gedichte nicht in zwei Bänden erscheinen lasse. Doch hierüber in einigen Tagen. — Entschuldigen Sie mich bei Dr. Schiff, dass ich ihm nicht geschrieben. Der Tod Carrel's macht die Antwort überflüssig. Ich stand mit

Letzterem in keiner Verbindung. Er war mir sogar feind wegen meiner monarchistischen Grundsätze; alle Republikaner grollen mir in dieser Beziehung — und, spaßhaft genug! meine gnädigen allerhöchst beschränkten deutschen Königlein verfolgen mich wegen gefährlicher Principien. Übrigens, ich muss es Ihnen sagen, denn es wurde mir von hoch herab angedeutet, ist die Firma Hoffmann und Campe an der Strenge Schuld, die man gegen mich ausübt. Es wird nöthig sein, dass Sie mir nächstens eine fingierte oder kaschierende Verlagsfirma für meine Büchertitel geben (aber bei Leibe nicht Brunet *) . . . doch, ich kann heute nicht Viel schreiben — leben Sie wohl, herzlich wohl, und sein Sie meiner loyalsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

*) Unter dieser fingirten Firma waren mehrere Bände von L. Börne's „Briefen aus Paris" erschienen.

119. An Julius Campe.

Amiens, den 1. September 1836.

Liebster Campe!

Ich bin ein gehetzter Hund in diesem Augenblick, die unvorhergesehen peinlichsten Ereignisse stürmen auf mich ein, und alle meine literarischen Interessen müssen darunter leiden. Diese Nacht bin ich hier in Amiens angekommen und reise noch heute nach Paris, von wo ich Ihnen gleich schreibe. Vorige Woche war ich dorten, aber hatte zu gar nichts Anderem Zeit, als mit meinem Bankier abzurechnen, um meine Reisekasse zu ordnen, und da ich Nichts schuldig bleiben wollte, habe ich noch eine kleine Summe auf Sie trassiert. Sie sehen, ich vergesse Sie nicht, und Sie wissen: wenn ich Geld trassiere, ist das Druckenlassen sicher. Auch die zwei ersten Bogen des dritten Salontheils habe ich erhalten. Ich bin mit der Füllung des Buches in den allerschrecklichsten Nöthen, nicht als ob's mir an Manuskript fehle, vielmehr häuft sich Dessen bei mir bis zur erfreulichsten Wohlhabenheit — aber die Angst vor Censur — auch das Unschuldigste ist jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichsten Schriftsteller. Dreimal habe ich die

Vorrede zu dem „Salon“ bis zur Mitte geschrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir schreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird. Ich denke auf ein außerordentliches Mittel, das Publikum hierüber in Verständnis zu setzen ... Ich bin eben im Alter, wo die Schreibefinger noch rührig sind. Ich habe aus der Schriftstellerei nie ein Handwerk gemacht, gebe deßhalb selten, aber Gutes, und ich glaube hiernach beurtheilt werden zu müssen. — Diese Tage erhalten Sie Manuskript, etwa 2 bis 3 Bogen; ich glaube nämlich nicht, daſs Dessen mehr nöthig sei zum dritten Salontheil. — Leben Sie wohl und bleiben Sie heiter geneigt

Ihrem Freunde

H. Heine.

---

120. An Julius Campe.

Marseille, den 7. Oktober 1836.

Liebster Campe!

Sie dürfen dem Äskulap einen Hahn opfern! Ich stand schon vor den Pforten des Todtenreichs, aber die ewigen Götter ließen, aus besonderer

Gnade mich noch auf einige Zeit am Leben. Als ich Ihnen von Amiens aus schrieb, fühlt' ich schon in mir den Keim der Krankheit, die mich bei meiner Rückkehr nach Paris gleich ergriff; es war eine fürchterliche Gelbsucht, mit Cholera oder sonstig fabelhaft scheußlicher Krankheit accompagniert. Acht Tage lang nicht gegessen, noch geschlafen, sondern nur Erbrechung und Krämpfe. Man hat mich nun hierher nach Marseille geschickt, und vorgestern bin ich hier angelangt, ziemlich wohl, aber die Nerven sehr irritirt; mit Mühe halte ich die Feder. Schwerlich werde ich länger als einige Tage hier bleiben, das Geräusch der schachernden Seestadt wirkt peinigend auf meinen Körper; Marseille ist Hamburg, ins Französische übersetzt, und ich kann Letzteres jetzt auch in der besten Übersetzung nicht vertragen.

Tief betrübt es mich, daß das neue Unglück, das mich jetzt betroffen, für den dritten Salontheil eine neue Verzögerung, die unerwartetste, zur Folge hat. Ich wollte Ihnen von Paris aus Manuskript schicken, und war jedenfalls sicher, daß für den Fall, daß ich kein geeignetes altes Manuskript besäße, ich doch immer im Stande sei, in wenigen Tagen einige neue Bogen zu schreiben. In der That, bei der wüthenden Censur, die mir auch den

harmlosesten Gedanken streicht, kann ich nur reine Phantasiearbeiten drucken lassen, und leider habe ich Nichts der Art fertig. Aber die nächsten sonnigen Tage, sobald mir nur einige Strahlen Gesundheit wieder ins Gemüth fallen, schreibe ich die paar Druckbogen, die zur Ergänzung des Buches erforderlich, und ich bitte Sie, bis dahin sich zu gedulden. — Ich bin wahrlich unschuldig an solcher Verzögerung, schweres unerwartetes Leid betraf mich, und Wenig fehlte, so hatte meine ganze Schriftstellerei ein frühzeitiges Ende. Entschuldigen Sie mich, dass ich zuerst an mein Leben und erst hiernach an den „Salon" dachte. In acht Tagen schreibe ich Ihnen. — Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

121. An Julius Campe.

Ich schreibe Ihnen, liebster Campe, die Zeilen in Aix, ehemalige Hauptstadt der Provinz, wo ich mich auf der Rückreise nach Paris befinde; es ist mir nicht möglich, meinem Plane gemäß hier

zu überwintern, die Ärzte sind hier sehr schlecht, und mein Arzt in Paris ist der einzige, zu welchem ich Vertrauen hatte. Ich werde einen traurigen Winter verbringen, da ich dieses Jahr keine Seebäder nehmen konnte; ich hatte nämlich in Marseille noch etwas Gelbsucht, und erst dieser Tage befinde ich mich davon befreit. Hierbei schicke ich Ihnen den Schluss des Buches, welcher ohne Unterbrechung, nur getrennt durch einige Sternchen, sich den „Elementargeistern“ anschließt. Das Buch wird dick genug werden, da ich eine Vorrede, die einige Bogen stark, jetzt hinzuschreiben will; Sie sollen sie so bald als möglich erhalten und sie für die Interessen des Buches sehr angemessen finden. Sie sehen, selbst auf einer Reise, wo meine Gesundheit der nächste Zweck ist, vergesse ich nicht, meinen Verpflichtungen nachzukommen. Sein Sie ruhig, Sie sollen die Vorrede recht bald haben. — Unfern von meinem Fenster steht die Statue des Königs René, welcher nie einen Groschen Geld hatte und immer in Geldnoth war, wie ich. Leben Sie wohl, in acht Tagen schreibe ich Ihnen mehr, wenn ich Ihnen die Vorrede schicke. In 14 Tagen, höchstens drei Wochen, bin ich in Paris, verwünschend diese fruchtlose Reise. Schon der Gedanke, dass ich dieses Jahr keine Seebäder nehmen konnte,

macht mich elend. — Das große Gedicht am Schluss des Buches*) ist, wie Sie wohl ahnen, ganz von mir.

Ihr Freund

H. Heine.

Aix, den 5. November 1836.

---

122. An August Lewald.

Aix, den 5. November 1836.

— Sie erhalten diesen Brief aus Aix, welches die ehemalige Residenz der Grafen von Provence und wegen allerlei historischer Geschichten, die dort passiert sind, sehr merkwürdig ist. Seit acht Tagen bin ich hier, nachdem ich auf einer Reise nach Italien im Hafen von Marseille Schiffbruch gelitten. Vor drei Wochen wollte ich nach der spanischen Küste, und das Schiff bekam einen Leck. Es ist in den Sternen geschrieben, dass ich diesen Winter in Paris zubringen soll; welches mir sehr verdrießlich, da ich einige Zeit an der Gelbsucht litt und meine Gesundheit ein milderes Klima rathsam macht.

---

*) Das Tannhäuserlied Bd. VII, S. 243, ff.

Auch auf der Seine war ich unlängst in Gefahr, zu ersaufen; das Dampfschiff schlug nämlich nach einer Seite, die Damen auf dem Verdecke schrien wie wahnsinnig, ich beruhigte sie aber, indem ich rief: „Ne craignez rien, Mesdames, nous sommes tous sous la protection de la loi! — Aber wie dürfte ich ersaufen, ehe ich Antwort vom Bundestag habe auf meine Bittschrift?*) Schon die bloße Höflichkeit verlangt jetzt, daß ich am Leben bleibe.

Liebster Freund, ich war sehr krank, ganz gegen meine Gewohnheit gar nicht imaginär krank, sondern reell. Deßhalb konnte ich mein Ihnen gegebenes Versprechen nicht erfüllen. Kommen Sie in der Karnevalzeit nach Paris, und ich werde Ihnen alles mündlich erklären. In 14 Tagen bis drei Wochen bin ich wieder dort. Ich sehe und höre nichts von Deutschland, und man könnte mich dort todt schlagen und ich erführe es nicht. — Seit drei Monaten habe ich kein Wort Deutsch gesprochen.

*) Abgedruckt unter Nr. 111 des vorliegenden Bandes.

123. An Moses Moser.

Avignon, den 8. November 1836.

Wird dich der Brief, den du heute von mir empfängst, erfreuen, obgleich die Veranlassung Nichts weniger als erfreulich? Wirst du verstehen, daß dieser Brief der höchste Beweis ist, den ich dir von der Zuversicht meiner Freundschaft geben konnte? Wirst du ihn sogar als ein Zeugnis von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub' es, und deßhalb schreib' ich dir, zwar betrübten Gemüthes, aber ohne Widerstreben, ja sogar mit der wehmüthigen Freude, daß ich doch endlich wieder einmal dazu komme, dir wirklich einen Brief zu schreiben, und heute meine hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht freilich habe ich oft genug an dich, und als ich unlängst in Paris todkrank darniederlag und in schlafloser Fiebernacht alle meine Freunde musterte, denen ich wohl die Exekution eines letzten Willens mit Sicherheit anvertrauen dürfte: da fand ich, daß ich deren keine zwei auf dieser Erde besitze, und nur auf dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und deßhalb wende ich mich auch heute an dich, und

der Freund, dem ich Jahre lang nicht geschrieben habe, erhält heute einen Brief von mir, worin ich Geld von ihm verlange. Ich befinde mich nämlich durch ein höchst tragisches Ereignis, in einer Geldnoth, von welcher du keinen Begriff hast, während ich entfernt von den wenigen Ressourcen bin, welche mir, nach den schändlichen Beraubungen, welche Privatpersonen und Regierungen an mir verübt, noch übrig geblieben sind. Ich liebe dich zu sehr, als dass ich dich durch eine Schilderung Dessen, was mir jetzt begegnet, betrüben möchte; auch darf ich es nicht für den Fall, dass du nicht im Stande wärest, mein Ansuchen zu erfüllen, und du alsdann einen verdoppelten Kummer empfinden würdest. Du kannst mir durch ein Darlehen von 400 Thalern in diesem Augenblick, in der schmerzlichsten Passionszeit meines Lebens, einen wichtigen Dienst leisten. Das ist Alles, was ich dir heute sagen will. Kannst du diese Summe missen, so schick sie mir in einer Anweisung auf Paris und adressiere den Brief: Henri Heine, Cité Bergère Nr. 4. à Paris; es wird mir alsdann nachgeschickt. Was jedoch meine Solvabilität betrifft, so muss ich dir zu gleicher Zeit sagen: meine Geschäfte stehen in diesem Augenblick so schlecht, dass nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen

würde. Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängst aufs bitterste überworfen; ich konnte seine Schnödigkeit nicht länger ertragen. Meine französischen Freunde haben mich durch ihren liebenswürdigen Leichtsinn in großen Geldschaden gebracht. Andere haben mich exploitiert. In Deutschland darf ich Nichts drucken lassen, als zahme Gedichte und unschuldige Märchen, und doch habe ich ganz andere Dinge im Pulte liegen; daß man ohne Anklage und Urtheil, so zu sagen, meine Feder konfisciert hat, ist eine Verletzung der unbestreitbarsten Eigenthumsrechte, des literarischen Eigenthums, eine plumpe Beraubung. Aber es ist diesen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren.

Ich weiß nicht, theurer Moser, ob ich dir noch so Viel werth bin wie ehemals; ich weiß nur daß ich seitdem von meinem inneren Werthe Nichts verloren habe. Wäre dieses der Fall, so befände ich mich heute nicht in schmerzlicher Geldnoth, wenigstens würde ich zu ganz andern Leuten, als zu dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir sagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterschrieben ist, darfst du Glauben schenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von

Christen und Juden; Letztere sind gegen mich erbost, daſs ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Nassau oder sonstigen Krähwinkelstaaten. O der Kurzsichtigkeit! Nur vor den Thoren Rom's kann man Karthago vertheidigen. Hast auch du mich miſsverstanden?

Ich schreibe dir diese Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Residenz der Päpste und der Muse Petrarca's; ich liebe Diesen eben so wenig wie Jene; ich hasse die christliche Lüge in der Poesie eben so sehr wie im Leben.

Leb wohl und hilf

deinem Freunde

H. Heine.

---

124. An August Lewald.

Lyon, den 21. November 1836.

Ich bin sehnlichst begierig nach Nachrichten aus der Heimat. Ich bitte, schreiben Sie mir bald, um so mehr, da ich nicht weiß, wie lange ich in Paris bleibe. Freilich, ich fürchte, daſs ich bis zum Frühjahr dort bleiben muſs, da Mathilde allzusehr

jammert, und ich aus Schwäche mich gern beschwatzen lasse. Aber immer liegt mir Spanien im Sinne, und es zieht mich unwiderstehlich nach Madrid. Ich will mal den Don Quixote in der Mancha lesen; auch hoffe ich, mich im Assonanzenbau dort sehr zu vervollkommnen.

Wenn Sie den Baron Cotta sehen, so empfehlen Sie mich ihm aufs freundlichste; ich habe das höchste Zutrauen zu ihm, und ich betrachte es als ein großes Glück für uns Alle, dass er seinen Vater auf so würdige Weise fortsetzt. Uebrigens gedenke ich, ihm von Paris aus, im Falle ich mich entschließe, dort zu bleiben, gleich zu schreiben. Es ist nicht meine Schuld, sondern eine Folge von kummervollen politischen und häuslichen Ereignissen, was mich in der letzten Zeit verhinderte, Dies zu thun.

---

125. An August Lewald.

Paris, den 13. December 1836.

Mathilde lässt schönstens grüßen. Sie war bei ihrer Mutter, wo sie während meiner Abwesenheit ihren Wittwensitz hielt; ich habe vernom-

men, wie man sie in Deutschland verleumdet hat; die Art und Weise dieser Verleumdung macht dem deutschen Volke große Ehre. Ich habe nie an meinem Vaterlande gezweifelt; wir sind ein großes Volk, wir bespritzen nicht unsere Feinde mit ätzenden Epigrammen, sondern wir begießen sie mit deutschestem Unflath.

---

126. An Julius Campe.

Paris, den 20. December 1836.

Wenn ich, liebster Campe, Ihre Geduld dieses Jahr auf große Proben' setze, so ist es wahrlich nicht meine Schuld. Erst in acht Tagen werden Sie die große, das Buch füllende Vorrede erhalten. Ich bin krank von Lyon angekommen, die verdrießlichsten Geldgeschäfte haben gleich alle meine Gedanken in Anspruch genommen, und dann ist es jetzt für mich eine Höllenqual, in der Situation zu schreiben, worin Sie mich versetzt haben. Ich sage: Sie; denn während, nach Versicherungen, die von allen Seiten mir zukommen, die Irritation der Regierungen sich gelegt und in Deutschland wieder starke Sachen gedruckt werden, haben

Sie es nöthig gefunden, selbst das Zahmste, was ich schreibe, der Censur zu übergeben . . . Mein Gott! ich weiß nicht, warum Sie eben mich zum Sündenbock erkoren und zur Versöhnung der deutschen Staatsgötter mich abschlachten lassen. Von allen Seiten, ja von den höchsten Männern, gelangt zu mir die Versicherung, dass ich für die Sünden der Campe'schen Buchhandlung mehr als für die eignen leiden musste — und in der That, ich schaudre jedesmal, wenn ich denke, welche Menschen Sie mir seitdem als Verlagskollegen zugesellt! Ich nenne Ihnen Keinen, weil ich nicht will, dass dergleichen Lumpengesindel auch nur ahne, dass ich davon Notiz nehme. Als man mir Ihren jüngsten Autor nannte, verhüllte ich mein Gesicht.

Sie kennen, liebster Campe, die bittere Stimmung nicht, worin mich die Nothwendigkeit versetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu censieren; zu schreiben, während das Censurschwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — Das ist, um wahnsinnig zu werden! Ich erwarte mit Ungeduld den Aushängebogen von dem Manuskript, das ich Ihnen von Aix aus schickte. — Ich kann oft in der Nacht nicht schlafen, wenn ich denke, wie in der „Romantischen Schule“ und im zweiten Salontheil meine Gedanken gemordet

die bei mir, wenn ich daran denke, eine Bitterkeit hervorrufen. Das Eine ist der gerechte Vorwurf, dass Sie, während Sie die kühnsten Dinge drucken ließen, ja während Sie in diesem Augenblicke noch den 15ten Theil des Herrn Börne verlegen (wir wissen Alles), dennoch meine Werke aufs grausamste der fremdhändigen Verstümmlung preisgegeben . . . Aus Verzweiflung musste ich mich entschließen, Dinge zu schreiben, die ich ohnedies viele Jahre lang im Pulte ruhen lassen muss, so dass ich, bei den gequältesten Geldnöthen, die Früchte meines Fleißes nicht ernten kann. Man giebt bei allen Missgeschicken lieber den Anderen, als sich selber, die Schuld, und so, wenn meine Geldnoth am quälendsten wird, pflege ich Julius Campe sehr stark anzuklagen. Ich bin in diesem Augenblick, durch eine Reihe von unbegreiflichsten Ereignissen, in eine Schuldenlast von 20,000 Franks gerathen, und, so wahr mir Gott helfe! ich werde sie in sehr kurzer Frist tilgen. Wäre, statt Julius Campe, ein Cotta mein Buchhändler, so wüsste ich Dieses durch meine Feder in Kurzem zu bewerkstelligen. Aber Sie, Campe, haben durch Ihre Knickereien mich mehr vom Schreiben abgehalten, als angeregt, und glaubten Wunder was erreicht zu haben, wenn Sie mich dahin brachten, mit Honoraren vorlieb zu

nehmen, wie sie jetzt Denjenigen kaum geboten werden, die in mir ihren Meister sehen und nicht den zehnten Theil meiner Popularität genießen. Das ist der zweite Punkt, und bei den edleren Schmerzen, die mich heute bekümmern, habe ich es harmloser, als zu andern Zeiten, aussprechen können.

Anbei erhalten Sie die Vorrede zum dritten Theil des Salon *). Wenn Sie dieselbe aufmerksam gelesen haben, begreifen Sie, welche Mühe es mir kostete, so delikate Gegenstände in einer Form zu schreiben, die alles Mißwollen der Regierungen entwaffnet. Ich habe Alles gesagt, und doch ohne im mindesten zu verletzen, ja die Autoritäten werden dadurch zu meinen Gunsten bestimmt. Die wichtigsten Männer in Preußen interessieren sich in diesem Augenblick für meine Rückkehr ins Vaterland, woran ich freilich nicht denke, welche Verwendung aber jedenfalls mich vor literarischer Scherei künftig schützt. In Östreich ist mir der Fürst Metternich geneigt und mißbilligt die Unbill, die mir widerfahren. Ohne daß ich servil werde, gewinne ich das Zutrauen der Staatsmänner, die wohl einsehen, daß mein Revolutionsgeist sich nicht an die Thätigkeit der rohen Menge wendet, son-

*) Über den Denuncianten. Bd. XIV, S. 49 ff.

heute nicht, denn hier habe ich noch ausführlicher zu sprechen. Ich habe ein besonderes Projekt, welches Ihnen wahrscheinlich zusagt. Wenigstens will ich für dieses wichtigste meiner Bücher etwas Wichtiges thun.

Leben Sie wohl und schreiben Sie mir umgehend Antwort. Sind Sie vielleicht bei Kassa, so warten Sie nicht, bis ich auf Sie trassiere, sondern schicken mir mal Geld aus freier Faust; denn in diesem Augenblick bin ich von Morgen bis Abend in beständiger Geldsorge, und nur des Nachts, im Traume denke ich an andre Kümmernisse. Schon daran, daß ich Sie bitte, mir Geld zu schicken, sehen Sie, wie sehr sie sich in ihrem letzten Briefe geirrt haben, und wie wenig ich wünsche, unsere Verhältnisse aufgelöst zu sehen. — Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich gewogen. Ich bitte den lieben Gott inständigst, Ihnen langes Leben, Gesundheit, Generosität und Reichthum zu schenken, auch bitte ich ihn, Ihren Muth zu renovieren, nicht den persönlichen, woran ich nie zu zweifeln hatte, sondern den buchhändlerischen. Welch ein kühner Jüngling waren Sie einst, Sie sahen mit unerschrockenem Blick in die schwarzen Höhlen, wo die Preßbengel in fürchterlicher Bewegung . . . Ich lasse Sie jetzt abmalen mit einer Schlaf-

mütze von Korrekturbogen, worauf jedes kühne Wort mit Röthel ausgestrichen!

Ihr Freund

H. Heine.

Cité Bergère Nr. 3.

---

128. An August Lewald.

Paris, den 25. Januar 1837.

Wenn man den Leuten gar zu Viel zu schreiben hat, unterlässt man das Schreiben ganz und gar, doch die Nothwendigkeit drückt mir heute die Feder in die Hand. — — Ihrem Stile muß ich die höchsten Lobsprüche zollen. Ich bin kompetent in Beurtheilung des Stils. Nur, bei Leibe, vernachlässigen Sie sich nicht und studieren Sie immer fort die Sprachwendungen und Wortbildungen von Lessing, Luther, Goethe, Varnhagen und H. Heine; Gott erhalte diesen letzten Klassiker! —

Durch Herrn * * werden Sie den schönen Teppich erhalten haben, den Mathilde für Sie gestickt hat. Durch diese mühsame und langwierige Arbeit hat sie mir bewiesen, dass sie während mei-

ner Abwesenheit sehr fleißig und also auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdessen gewiss eben so wenig gefehlt, wie der seligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugnis ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, dass diese Madame Ulysses des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des Tags gesponnen? Dieses hat sie dem Alten weißgemacht, als Dieser sich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intrigen gesponnen. — Sie glauben kaum, mit welchem liebevollen Fleiße meine Mathilde an dem Teppich arbeitete, als sie wusste, daß ich Ihnen denselben zum Geschenke bestimmte. — Wir leben Beide sehr glücklich, d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelstunde Ruhe . . . ich war immer der Meinung, daß man in der Liebe besitzen müsste, und habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie; aber das Platonische hat auch sein Gutes, es verhindert Einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig.

Auch für die freundschaftliche Theilnahme, womit Sie sich für meine pekuniären Interessen be-

mühen, meinen Dank. Das Projekt, durch die Ausgabe meiner Gesammtwerke mir in dieser betrübsamen Zeit eine bedeutende Summe zu gewinnen, ist gewiss wichtig genug, und ich will es jetzt auch durchaus exekutieren; früher war ich des Geldes nicht so bedürftig und zögerte, jetzt aber bedarf ich aufs dringendste einer erklecklichen Summe, wenn ich nicht einen Plan aufgeben soll, wovon ich Ihnen mündlich sprechen werde, und der es wohl verdient, dass ich einige tausend Gulden in die Schanze schlage. Vor etwa zwei Monaten schrieb mir die **sche Buchhandlung in dieser Beziehung, aber ich antwortete ihr nicht, da ich der Meinung war, dass es die alte Buchhandlung dieses Namens sei. Nun kommt Herr **, bringt mir einen persönlichen Empfehlungsbrief von Ihnen, und erklärt mir, wie eine ganz neue Buchhandlung unter jener Firma stecke. Ihr zweiter Brief kam etwas spät.

Vorgestern, lieber Freund, erhielt ich nun einen Brief von der **schen Buchhandlung, worin sie mich drängt, ihr über den Verlag meiner sämmtlichen Werke meine bestimmtesten Bedingungen zu melden, und auch verspricht, wenn dieselben nicht exorbitant seien und von ihr angenommen würden, mir einen großen Theil des Honorars gleich voraus auszuzahlen.

Und nun, Freund, leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald Antwort. Können Sie mir in Betreff der Gesammtausgabe bestimmte Offerten mittheilen, so wär' mir Das sehr lieb; denn, wie gesagt, ich habe große kostspielige Reiseprojekte und brauche viel Geld. Mit den deutschen Regierungen gestaltet sich mein Verhältniß täglich versöhnender, nnd sogar in Preußen haben die höchstgestelltesten Staatsmänner, ja die einflußreichsten, sich zu meinen Gunsten ausgesprochen. In Östreich ist der Fürst Metternich mir ungemein hold, wie ich höre, und verwendet sich für mich. Ohne daß ich nöthig habe, auch nur ein Wort gegen meine Üeberzeugung zu sprechen, kommen die Leute von ihrem Mißwollen zurück. Freilich, sie wissen, wie schlecht ich stehe mit den Jakobinern und wie mein Streben kein politisch revolutionäres ist, sondern mehr ein philosophisches, wo nicht die Form der Gesellschaft, sondern ihre Tendenz beleuchtet wird. Sagen Sie mir, was es literarisch Neues giebt; ich höre Nichts — und wenn ich die Augen aufmache, so sehe ich nur Franzosen, und wenn ich sie schließe, sehe ich wieder gar Nichts.

———

129. An August Lewald.

Paris, den 1. Februar 1837.

— Über den Verlag meiner sämmtlichen Werke habe ich noch nichts Bestimmtes verhandelt, und in dieser Beziehung erwarte ich noch immer Nachricht. Ich wiederhole, daß mein Reiseplan mich nöthigt, hierüber endlich, so bald als möglich, ins Reine zu kommen, nicht eigentlich sowohl weil ich des Geldes so sehr bedürfte, als vielmehr weil ich diesem Geschäfte eine gewisse Zeit weihen müßte und für eine gewisse Zeit auch meinen Aufenthalt in der Nähe des Druckorts nehmen wollte, und doch von sehr wichtigen Verhältnissen für den nächsten Sommer sehr ferne und lange in sehr weiter Ferne festgehalten werde. Bei der Kenntnis meines antidemagogischen Wesens, werden Sie wissen, daß meine Mißverständnisse mit den Regierungen, wo nicht in kurzer Frist, doch immer sehr bald ausgeglichen werden, und der Verleger daher in dieser Hinsicht Nichts riskiert.

Hier hat die ganze Welt die Grippe.

Ich habe unlängst in einem Journal eine Äußerung wieder gefunden, die mir mal im Gespräch mit Herrn * * entfallen ist. Hat Dieser

Etwas über mich geschrieben, und was? — Ueberhaupt, was giebt es Neues, was mich interessieren könnte?

130. An August Lewald.

Paris, den 11. Februar 1837.

— Wenn Sie die Grippe nicht haben, so rathe ich Ihnen, den Göttern dafür aufs schönste zu danken. Ich fühle mich endlich ebenfalls erreicht von dieser charakterlosen Justemilieu-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben scheint, wodurch man weder leben noch sterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poesie. In dieser widerwärtigen Periode musste mir der Antheil, den Sie an meinen wichtigsten Interessen nehmen, doppelt erfreulich sein! Ich schreibe vorerst nach Hamburg an meinen Freund Campe einen zartgefühlten Brief, worin ich ihm den Stand der Dinge aufs zarteste beizubringen suche, damit er mir nicht ganz abhold wird, welches mir in diesem Augenblick nicht sehr genehm wäre — — — Sie kennen den Mann und verstehen mich. Verpflichtungen habe ich keine gegen ihn, vielleicht schulde ich ihm nur einige

hundert Franks, was ich aus der Abrechnung ersehen werde. Es ist freilich für mich vom größten Werthe das Geschäft so bald als möglich abzuschließen, damit ich meine großen Reiseprojekte desto schneller ausführen kann; aber die angedeuteten Rücksichten gebieten mir dennoch, mich nicht zu übereilen. Das Gebot von ** ist verdammt niedrig; die Bedenklichkeit in Hinsicht Preußens macht mir jedoch die wenigste Sorge, und so denke ich, ich werde wohl mit ihm durch gegenseitige Koncessionen fertig werden können. Doch hierüber künftig. Nur so Viel: sein grader, ehrlicher, bestimmter Brief hat mir sehr wohl gefallen, und ich glaube, mit ihm das Geschäft recht bald und zu beiderseitiger Freude abzuschließen. Ich lasse ihn bitten, unterdessen gar nicht davon zu sprechen, damit manche Milde, die in Allem, was ich jetzt schreibe, bemerklich sein wird, nicht mißdeutet werden mag.

---

131. An Hoas.

(Geschäftsführer der Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart.)

Paris, den 24. Februar 1837.

Werthester Herr Hoas!

Ich hoffe, dass diese Zeilen Sie ganz hergestellt finden, und ich bedaure sehr, dass Sie mir in Ihrem letzten Briefe nicht gesagt haben, wie die Reise in Ihrem bedenklichen Zustande auf Sie gewirkt hat. Was mich betrifft, so leide ich seit vier Wochen an der Grippe, und ich fürchte, die beikommende Arbeit, die Vorrede zum „Don Quixote," hat der Influenz dieser Krankheit nicht entgehen können. Sie hätten dieselbe aber bereits längst in Händen, wenn mir Ihr Brief nicht durch Portier- oder Briefträger-Dummheit so spät zukam, und dann musste ich den Anfang wieder ganz umarbeiten, als ich Ihren zweiten Brief erhielt, worin Sie mir melden, dass der Übersetzer auch Viardot's Bericht über das Leben des Cervantes mittheilt. Überhaupt aber war es mir störsam, dass ich nicht wusste, mit welchen Noten oder sonstigen Erklärungen der Übersetzer das Buch begleitet, und dass ich nur wenige von den Holzschnitten bis jetzt sehen konnte. Und doch war

Vieles hierüber zu sagen. Wenn Sie am Schlusse etwa Noten geben (geben Sie sie bei Leibe nicht unter dem Text), so möchte ich wohl noch einige Schlußworte, eine kleine Nachrede, zum „Don Quixote“ geben, und ich glaube, da Sie das Buch wahrscheinlich in Lieferungen publicieren, ist Dergleichen dieser Publikation förderlich. Es versteht sich, daß ich Nichts dafür verlange. Da ich für solches Nachwort Zeit genug habe, so kann ich ohne Mühe in einer kleinen Mußestunde etwas Besseres schreiben, als jetzt mit aller Anstrengung. Für diesen Fall dürften Sie ankündigen, daß ich das Buch mit Vorrede und Nachwort begleite.

Warum ich der Brodhag'schen Buchhandlung auf Ihren Brief, wo sie wiederholt meine Bedingungen für die Gesammtausgabe zu kennen wünscht, nicht antwortete, warum ich wahrscheinlich mit einer anderen Buchhandlung, die mir weit unter meiner Erwartung stehende Offerten macht, aber diese Offerten ganz bestimmt mir entgegenbringt, nächstens abschließe, wird Ihnen Herr Lewald erklären, und auch Sie werden es leicht begreifen, wenn Sie sich Dessen, was wir in dieser Beziehung hier in Paris gesprochen haben, erinnern. Befremdlich war es mir, daß in dem Brief der Brodhag'schen Buchhandlung mit keinem

Worte des „Don Quixote's“ Erwähnung geschah — und da ich nur von Ihnen darüber Bericht und Rimesse erhielt, so schicke ich Ihnen meine Arbeit, und nicht der Buchhandlung, deren Personal ich nicht kenne; und Sie, mein werthester Herr Hoas, bitte ich, mir den Rest des Honorars, 500 Franks, in einem Wechsel auf Paris recht bald zuzusenden. Ich sage: so bald als möglich, denn ich bin nicht stark bei Kasse. —

Da ich in Ihnen einen ungewöhnlichen Scharfblick für buchhändlerische Geschäfte entdeckt zu haben glaube, auch sonstig das größte Vertrauen in Sie setze, so wünschte ich, dass Sie meiner nicht vergessen, wenn sich die Gelegenheit bietet, in einer literarischen großen Unternehmung meine Thätigkeit und meinen Namen zu benutzen. Sie dürfen überzeugt sein, dass man mit mir leicht fertig wird. Vielleicht schreibe ich Ihnen nächstens über ein Unternehmen, wobei Ihre Einsicht mir vielleicht von großem Nutzen sein kann. Mit Ihnen möchte ich gern in Geschäftsverbindung bleiben. Die Brodhag'sche Buchhandlung ist für mich eine unbekannte Größe, und ich kann kein Geschäft machen, wenigstens keins, wo die höchsten Interessen auf dem Spiele stehen, ohne die Personen zu kennen. Jedenfalls bitte ich Sie aber, sobald Sie mir über die

definitive Gestaltung dieser Buchhandlung etwas Genaues sagen können oder dürfen, es gelegentlich nicht zu unterlassen; auf Diskretion dürfen Sie rechnen.

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir bald, schicken Sie mir bald Geld, und wenn der Druck des Buches beginnt, schicken Sie mir die ersten Aushängebogen. Auch sagen Sie mir genau, wie lang' der Druck dauert, damit ich mich darnach richte für den Fall, daß Ihnen mein Vorschlag einer Nachrede zusagt.

Ihr hochachtungsvoll ergebener

Heinrich Heine.

---

132. An August Lewald.

Paris, den 28. Februar 1837.

— Herr X. war hier, und war sechsmal vergebens in meinem Logis, konnte mich nicht sprechen, (weil ich gar keinen Deutschen annehme), schrieb mir endlich, daß er bald abreise und reiste ab, ohne daß ich ihn sah. Jetzt höre ich, daß er ein sehr ordentlicher Mensch sei, und vielleicht schreibe ich ihm diese Tage selber, daß ich bedaure, ihn nicht gesehen zu haben.

---

133. An Julius Campe.

Paris, den 1. März 1837.

Liebster Campe!

Ihre Briefe vom 20. und 21. Februar habe ich richtig erhalten, und ich eile, zunächst den letzteren zu beantworten. — Ich habe wohl Verdrießlichkeit, ja gar starkes Poltern von Ihnen erwartet, aber doch keine offenbare Ungerechtigkeit. Wie sehr ich mich eben jetzt freundschaftlich gegen Sie erwiesen, will ich Ihnen, obgleich ich heute den rasendsten Kopfschmerz habe, beweisen.

Auf die wiederholten Anträge der Brodhag'schen Buchhandlung antwortete ich nicht einmal. Erst als der Geschäftsführer derselben, Herr Hvas, hier war und ein kleines Geschäft mit mir machte, nämlich eine Vorrede zum „Don Quixote" für 1000 Franks von mir kaufte (welche ich ihm diese Tage zuschickte), ließ ich mich über den Antrag des Verlags einer Gesammtausgabe meiner Werke folgendermaßen gegen ihn vernehmen: ich habe nie mit Julius Campe über eine Gesammtausgabe meiner Werke kontrahiert, ich habe ihm immer nur einzelne Bücher in einzelnen Ausgaben verkauft, ich sei weder durch Kontrakte noch durch mündliche Ver-

sprechungen im mindesten gehalten, ihm den Verlag der Gesammtausgabe vorher anzubieten, ehe ich mit jedem Andern darüber abschlösse, ich habe sogar Ursache, mit ihm als Verleger wegen Censurgeschichten und Honorarknickereien unzufrieden zu sein; doch sei ich mit ihm persönlich zu sehr befreundet und es wäre mir zu sehr empfindlich, wenn er auch nur den geringsten Grund einer schlechten Behandlung gegen mich hegen könnte, und ehe ich das Gebot, das mir ein Anderer für die Gesammtausgabe machen würde, annehme, würde ich an Julius Campe dasselbe Geschäft zu denselben Bedingungen anbieten und ihm damit beweisen, dass ich gezwungen sei auch meine späteren Werke in einen anderen Verlag zu geben. Später werde ich Ihnen den Grund sagen, wesshalb ich Abneigung hegte, mit der Brodhag'schen Handlung mich für eine Gesammtausgabe einzulassen, selbst für den Fall, dass Sie nicht darauf eingingen; wahrlich nicht des Geldes wegen, denn es ist sehr wahrscheinlich, dass sie mir nicht sehr tief unter 20.000 Florins geboten hätten, die Hälfte bar, die andre Hälfte in jährlicher Rente (was mich freilich nicht sehr avanciert hätte). Dass ich, wenn die jetzigen Censurzustände nicht wären, auf mehr als 20.000 Florins rechnen konnte, ist mir nicht

mitgelebt, umfasse, sammt den markantesten Personen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutsche Zustände bis zur Juliusrevolution, die Resultate meines Aufenthaltes im Foyer der politischen und socialen Revolution, das Resultat meiner kostspieligsten und schmerzlichsten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet — und für dieses Buch würde ich ein ganz außerordentliches Honorar per Druckbogen und einen unbestimmten Lieferungstermin verlangen.

Sie sehen also, liebster Campe, daſs ich bei dieser Gelegenheit eher Lob, als Tadel, von Ihnen verdiente; daſs ich, um Ihre Freundschaft zu behalten, das größte Opfer brachte — Zeitverlust. Denn, Sie dürfen sich darauf verlassen, und Sie selber wissen es eben so gut, als ich, ich habe das unwiderlegbarste Recht zu jener Gesammtausgabe (wie der Fall oft genug vorgekommen und alle Buchhändler es den Schriftstellern immer eingeräumt), ich bin durch Nothwendigkeit gedrängt, mir Geld zu schaffen in kürzester Frist — und dennoch habe ich Ihnen erst geschrieben, verliere dadurch vier bis fünf Wochen, gewährte Ihnen Zahlungserleichterungen, wobei ich doch immer eine gute Summe Interessen einbüße — und Alles der bloßen Hoffnung wegen, daſs wir vielleicht bei ein-

ander bleiben können! — Daß Sie jetzt ein Auskunftsmittel gefunden haben, bei Gott! Das erfreut mich in tiefster Seele — und wie Sie bei näherem Ermessen meiner Handlungsweise eingestehen werden, daß ich offen und freundschaftlich gehandelt, so sollen Sie auch sehen, daß ich wirkliche Opfer bringe, um Sie zu kontentieren, um alle Mißmüthigkeiten und Mißverständnisse auszugleichen, und für die Folge alle möglichen Kontestationen fortzuräumen. Wenn es mir bei meinem Kopfschmerz möglich ist, so schicke ich Ihnen noch heute einen Kontrakt, worin ich Ihnen mehr zugestehe, als Sie wohl erwarten, und auf dessen Annahme ich rechne. Ich habe keine Zeit zu verlieren, und bin nächsten Monat, nämlich in vier Wochen, in großen Zahlungsnöthen.

Hätte ich an Scheible die Gesammtausgabe meiner sämmtlichen Werke auf zehn Jahr verkauft, so verkaufte ich sie ihm nur als Gesammtausgabe, nur als solche durfte er sie debitieren, gleichviel ob in einem Bande oder in Lieferungen von zwei Bogen, gleichviel auch in welchem Formate, aber immer nur als Gesammtausgabe, und hier behielt ich Ansprüche auf die Auflagen einzelner Schriften; Ihnen aber, liebster Campe, mache ich ein Zugeständnis, das Ihnen vielleicht eben so Viel werth

ist, wie die ganze Exploitation der Gesammtausgabe: ich gestatte Ihnen nämlich, neben der Gesammtausgabe während zehn Jahren von den einzelnen Schriften, die Sie von mir im Verlag haben, so viel' besondere und öftere Auflagen zu machen, als Sie nur immer wollen — Und, ehrlich gestanden, werden Sie durch diesen Vortheil nicht schon allein für die Summe gedeckt, die Sie mir jetzt auf einmal bewilligen, und die Sie mir doch mit der Zeit für nach einander folgende Auflagen gegeben hätten? Dieses Zugeständnis will ich im Kontrakte besonders hervorheben, und ich bitte, jetzt ehrlich zu gestehen, ob ich Sie nicht freundschaftlich behandle, und ob Sie nicht ein gutes Geschäft machen! Was ich thun kann, soll immer zu Ihrem Vortheile geschehen, und ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde aufs gewissenhafteste Ihr Interesse bei jeder Gelegenheit zu fördern suchen. Sie wissen, wie ich im Stande bin, wenn ich will, das Publikum zu bewegen, und ich irre mich nie in meinen Erwartungen. Ich habe Ihnen eben jetzt den Beweis gegeben, daß bei allen reizendsten Verlegeranträgen ich auf jeden Fall immer an Sie zunächst denke, und Ihnen immer billigere Bedingungen als Anderen gewähre. Sie wissen, ich halte meine Versprechungen in solcher Beziehung gewis-

senhaft. Hätte ich nicht heute rasenden Kopfschmerz, so würde ich Ihnen über das nächste Buch, das ich herausgebe, das Umständlichste mittheilen. Ich habe nämlich wirklich schon begonnen, mein Leben zu schreiben; nur der Zeitumstände wegen zögere ich gern mit dieser Publikation, ich wollte ihr auch den höchsten Glanz verleihen und lange daran schreiben; aber gern kontrahiere ich schon jetzt mit Ihnen über dieses Werk, wie ich es immer lange vorher mit meinen Büchern zu machen pflegte, und ich glaube: wenn es einst den Schluß der Gesammtausgabe bildet, ist der Werth derselben unberechenbar zu Ihrem Vortheile erhöht. Die Gesammtausgabe möchte ich mit einer schönen Vorrede eröffnen, und deßhalb möchte ich doch genau wissen, wann diese wohl gedruckt wird. Wir nennen das Werk „eine durchgesehene, verbesserte und vermehrte Gesammtausgabe." Ich möchte sie wirklich gern genau durchsehen, ein für allemal. Da ich nicht Viel in Zeitschriften geschrieben, was nicht schon in Büchern aufgenommen, da auch bei meiner Mutter alle meine Manuskripte verbrannt sind, die ich wohl als alten Hexel mitgeben könnte, so wird die Vermehrung nicht sehr groß sein; jedenfalls aber wird doch wohl ein Band herauskommen, wenn ich das einzeln in Blättern Zerstreute und

etwa einiges noch ganz Ungedrucktes zusammen stoppele. Für diesen Band, den Sie aber in keinem Falle besonders drucken dürfen, werde ich gar Nichts verlangen.

Mein Kopf thut mir zu weh, als dass ich Ihnen heute mehr schreiben könnte; die Hauptsache war mir, jeden Verdacht der Unredlichkeit und Zweideutigkeit in unserem Verkehr von mir abzuwenden. Morgen schicke ich an meine Mutter das Formular zum Kontrakte, und ich werde Alles drin vermeiden, was Ihnen undeutlich oder missfällig sein könnte, so dass Sie mir das Duplikat gleich mit Ihrer Unterschrift zuschicken können und ich keine Zeit verliere. — Sein Sie Dessen nur eingedenk, dass ich immer gern mehr leiste, als ich verspreche. Trauen Sie mir, wie Sie es bisher gethan haben, und sein Sie überzeugt: wo nicht meine materiellen Interessen es verbieten, werde ich auch in Geschäften meine Freundschaft für Sie nie verleugnen.

H. Heine.

134. An Julius Campe.

Paris den 17. März 1837.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 9ten habe ich durch Einschluss meiner Mutter richtig erhalten. Ich habe keinen Augenblick gezweifelt an der bonne foi, die sich darin aussprach, und betrachte unser Geschäft in diesem Augenblick bereits als abgeschlossen; ich weiß, was es heißt, wenn Julius Campe bis am Halse in der Krebssuppe sitzt, wenn er seine Makulatur-laterinen fegt, und die Frist von acht Tagen, die Sie noch verlangten, ward Ihnen gern gestattet. Das Verdrießliche dabei war mir nur, dass die Stuttgarter unterdessen sich einbilden, ich zöge sie an der Nase herum, um von andern Buchhändlern mehr Geld zu erlangen; (welches Letztere gewiss leicht wäre.) Ich freute mich schon darauf, jetzt nach Stuttgart schreiben zu können, dass Freund Campe, sobald ich ihm das Geschäft vorgeschlagen, mir gleich die ganze Summe in barem Gelde, nämlich Tratten zugesendet. Auf jeden Fall sage ich Das später, sobald ich Mitte nächster Woche, wie ich rechne, den unterschriebenen Kontrakt von Ihnen erhalten.

In großer Verlegenheit befinde ich mich noch wegen der Vorrede zum „Salon"; bis heute habe ich diese Druckbogen noch nicht erhalten, und ich bitte Sie inständigst, angstvoll dringend, nach der Druckerei zu schreiben, daß man sie mir schleunigst zuschickt, unter Kreuzkouvert. Da ich jetzt nicht nach Straßburg, und am wenigsten nach Stuttgart, auch nicht nach Baden-Baden reisen werde, sondern nach Boulogne sur mer, und zwar, sobald es mir möglich ist: so bitte ich Sie, die Vorrede, sobald sie erscheint, an den Dr. Menzel nach Stuttgart zu schicken und ihm zu bemerken, meine Adresse sei: Cité Bergère Nr. 3 in Paris. — Ich habe, wie Sie am besten wissen, lange gezögert, ehe ich diese Vorrede schrieb; es war aber meine Pflicht. — Ich bin neugierig, ob die Deutschen bei diesem Skandal wieder ungerecht gegen mich sein werden.

Tag und Nacht beschäftige ich mich mit meinem großen Buche, dem Romane meines Lebens, und jetzt erst fühle ich den ganzen Werth Dessen, was ich durch den Brand im Hause meiner Mutter an Papieren verloren habe. Ich hatte die Absicht, dieses Buch erst in späteren Zeiten herauszugeben, aber angeregt durch die Idee der Gesammtausgabe meiner Werke soll es das nächste sein, was das

Publikum von mir erhält; Nichts soll früher von mir herauskommen. Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe bereits gesagt, dass ich mich freue, ein solches Buch Ihnen anbieten zu können. Die Verstimmung, die ich vielleicht, durch Geldnoth, unverschuldete Geldnoth gedrängt, bei Ihnen erregt, als ich Ihnen zur ungelegenen Zeit den Verlag der Gesammtausgabe auflud, diese Verstimmung, wenn sie nicht etwa schon ganz verflogen ist, werde ich durch jenes Buch, welches alle früheren an Interesse überbietet, ganz in Vergessenheit bringen. Sie wissen, ich prahle nicht, und ich kann schon jetzt das Außerordentlichste prophezeien, da ich das Publikum kenne und genau weiß, über welche Personen, Zustände und Ereignisse es belehrt und unterhalten sein will. Ich habe Ihnen ebenfalls gesagt, dass Sie bereits jetzt mit mir über dieses Buch kontrahieren können, und ich nur in Betreff der Lieferungszeit und des Volumens nichts Genaues sagen kann; unter der Hand nämlich dehnt sich mir der Stoff, und was ich heute auf zwei Bände schätze, könnte späterhin über drei hinauslaufen. Sagen Sie mir als ehrlicher Mann: wie Viel können Sie mir per Druckbogen (nach dem „Reisebilder"-Format) geben, und wie viele Exemplare lassen Sie ab-

drucken? — und wenn Sie wohlerwägt haben, daß hier auf einen ganz anderen Absatz zu rechnen ist, als bei Stoffen, die ich bisher in meinen Büchern traktiert, und wenn Sie die Erhöhung meiner Renommée und mein Recht auf erhöhete Ansprüche wohlerwogen haben und mir Billiges vorschlagen, so dürfen Sie drauf rechnen, mit umgehender Post Ihre Anwartschaft auf dieses Buch kontraktlich unterzeichnet zu sehen. Sein Sie überzeugt, daß ich nur wünsche, Sie zu verpflichten und Ihnen den besten Beweis zu geben, wie großen Werth ich darauf lege, die alten freundschaftlichen Verhältnisse mit Ihnen aufs erfreulichste fortzusetzen. Wir sind Beide noch keine Greise und können noch viel für einander thun.

Ihr Freund

H. Heine.

---

135. An August Lewald.

Paris, den 10. April 1837.

Liebster Lewald!

In Beziehung auf meinen letzten Brief, sende ich Ihnen einige Zeilen für * *; ich glaube doch,

Das wird ihm Zutrauen einflößen, dass ich auf Rechnung dessen, was ich ihm in diesem Jahre liefere, schon jetzt Geld nehme. Vergessen Sie nicht, mir zu melden, ob er mir erlaubt und auch gern erlaubt, die erwähnte Summe auf sein Haus zu trassieren. Vergessen Sie Das nicht. — An den „Grabbe“ habe ich bereits Hand gelegt; aber ich will nicht weiter schreiben, ehe ich Duller's Biographie des Unglücklichen gelesen. — Von Berlin noch keine bestimmtere Nachricht; ich beziehe mich ganz auf mein letztes Schreiben. Das Projekt will ich wahrlich nicht so leicht aufgeben. — G.'s Skandalsucht ist sehr fatal. Nun gar liegt er dem aufreizenden Julius in Händen.

---

136. An Julius Campe.

Paris, den 13. April 1837.

Liebster Campe!

Ihr Brief vom 5ten April nebst dem in Duplo unterschriebenen Kontrakt habe ich richtig erhalten; das eine Exemplar dieses Kontraktes, welchem ich meine Unterschrift zufügte, erhalten

Sie anbei zurück, und ich bitte, mir von dem richtigen Empfange Anzeige zu machen. Wie sehr ich mich freue, diesen Gegenstand (unter so ungünstigen Umständen betrieben) endlich erledigt zu sehen; davon haben Sie keinen Begriff. Ton, Stil, Zerstreutheit, die Sie in meinen letzten Briefen bemerkt haben müssen, dürfte Ihnen schon von selbst bewiesen haben, wie peinlich es mir war, mit einem alten Freunde meine Interessen zu verhandeln, ohne auf die seinigen die Hauptrücksicht nehmen zu können. Dass aber dennoch die Ihrigen mir Viel gelten, dass ich sie nie außer Augen lasse, werde ich nun wohl bald Gelegenheit haben zu beweisen. Und nun eine Bitte noch: glauben Sie mir auf mein Wort, dass ich offen in der ganzen Sache gehandelt — es fehlt mir an Zeit, sonst würde ich auch Das heute Ihnen haarklein beweisen.

Ob ich den Prospektus zur Gesammtausgabe selbst schreibe, oder ihn von einer bedeutenden Feder schreiben lasse, Das weiß ich auch noch nicht. Dieser Tage (aber Das bleibt unter uns) schreibe ich an Varnhagen v. Ense, und erlauben es ihm seine preußischen Verhältnisse, einen solchen Prospektus für mich zu schreiben, so wäre Das in doppelter Rücksicht vortheilhaft. Ich denke,

mit Preußen, in so weit es meiner Ehre ziemt, befriedet zu werden. — Eine vorläufige Anzeige an das Publikum, wie Sie solche verlangen, werde ich dieser Tage anfertigen, und Ihnen zuschicken. — Ich beabsichtigte vor einiger Zeit, das „Buch der Lieder" mit einer von einem Freunde abgefassten biographischen Vorrede herauszugeben, Alles, was ich metrisch geschrieben habe, hinzuzufügen, und das Ganze „Gedichte" zu nennen. Aber die Herausgabe der Gesammtwerke verrückt ganz diesen Plan. Zunächst weil ich jetzt mein Leben selbst im Großen herausgebe und solches mein nächstes Buch sein wird. Dann auch wegen eines Grundes, der jetzt, Gottlob! nicht mehr stattfindet. Und endlich weil die Anordnung der Gesammtausgabe folgende ist:

Die zwei ersten Bände der Gesammtausgabe betitele ich „Gedichte," und der erste Band erhält den Untertitel: „Buch der Lieder." Er soll auch das ganze „Buch der Lieder" enthalten. Der zweite Band enthält einen Theil älterer Gedichte, die ich nicht ins „Buch der Lieder" aufgenommen, dann die beiden Tragödien „Ratcliff" und Almansor," so wie auch den „Neuen Frühling," die Gedichte, die im ersten Theile des „Salons" enthalten, und ähnliche, die zum Theil im „Morgenblatt" gedruckt,

zum Theil noch im Manuskript vorhanden sind u. s. w. Das gäbe nun zwei gleich große Bände, die Sie auch, wenn Sie später wollen, in einem Band herausgeben können, wenn die Gesammtausgabe schon erschienen ist und Dümmler nach Erscheinen derselben schon durch eine Artigkeit von meiner Seite, die ich nicht unterlassen werde, freundlich beschwichtigt sein wird. Jetzt scheint es mir unrathsam, dem „Buch der Lieder" einen neuen Titel zu geben und durch spätere Zumischung seinen einheitlichen Charakter, dem es vielleicht einen Theil des Succeſs verdankt, zu benehmen. Ich dächte daher, wir druckten das „Buch der Lieder" ganz wie es ist mit seinem alten Titel, um dem Bedürfnis des Augenblicks zu begegnen. Ich hätte da nur die Druckfehler zu verbessern, welche ich Ihnen überschicken werde. Auch scheue ich mich, das Geringste davon auszuscheiden. Die, welche meine übrigen zerstreuten Gedichte zu haben wünschen, finden ja bald bei Erscheinen der Gesammtausgabe Gelegenheit, diesen Wunsch zu befriedigen, nnd ich glaube, es wird Manchen zum Anschaffen dieser Gesammtausgabe verlocken. Ich hatte längst gefühlt, daſs es am schönsten und literärisch rathsamsten wäre, das „Buch der Lieder" immer unverändert aufzulegen, aber ein merkantilischer Grund, den ich jetzt uner-

örtert lassen kann, hätte mich schier verleitet, das Buch um ein Drittel des Inhalts aufs heterogenste zu vermehren. Jetzt habe ich auch die Hoffnung, daß Sie davon kleine Auflagen machen, und daß das Publikum auch in der Zahl der Auflagen die Popularität des Buches sehen wird. — Für Menzel ist es ein Vortheil, daß ich jetzt nicht nach Süddeutschland reise, und, wie ich höre, hat er schon Wind von dem Verderben, das ihm droht, und wirbt Bundesgenossen; man schreibt mir, aus dem Meßkatalog sei meine Antimenzeliade kund geworden (? ich begreife nicht.) Ich rechne jetzt um so peinlicher darauf, daß nur recht viel' Exemplare meiner *ganzen* Vorrede ins Publikum kommen. Werben Sie auch für mich einige Champions, nämlich literärsche. Denn *Tinte* fließt *auf jeden Fall* — Er selber freilich, hoffe ich, kommt auf die Mensur, und ich versichere Sie, ich schieße nicht in die blaue Luft.

Ihr Freund

H. *Heine*.

---

137. An Julius Campe.

Paris, den 3. Mai 1837.

Liebster Campe!

Von Tag zu Tag erwartete ich mit ängstlicher Spannung das Schlußresultat in Betreff der Menzeliade; ich warte deßhalb mit Schreiben, und so kommt's daß Sie die Korrekturen zum „Buch der Lieder“ nicht früher erhalten. Ich bitte, für diplomatisch genauen Abdruck zu sorgen; es ist mein Hauptbuch, und ich denke, daß Sie ihm jetzt die rechte Popularität durch vielerlei Ausgaben geben werden. Um Papier zu ersparen, habe ich die Dedikationen ausgelassen; in einem kleinen Vorwort, das Sie noch erhalten werden, werde ich dieser Dedikationen kursorisch erwähnen. Wünschen Sie, daß der „Neue Frühling“ dem „Buch der Lieder“ noch hinzugefügt werden soll, so sagen Sie es mir umgehend, und ich schicke Ihnen die Korrekturen desselben. — Aber Menzel, Menzel? Ich bin im Begriff, von Paris abzureisen, um die alte Bretagne zu besuchen, kann etwa nur noch acht Tage hier bleiben, und möchte doch vorher wissen, wie diese Sache steht. — Ihrem Wunsche, daß ich dem Publikum selbst eine Anzeige mache, woraus es glauben soll, daß eine Gesammtausgabe

meiner Werke nicht so bald erscheine, will ich gern entsprechen. Zu diesem Behufe habe ich einliegende Zeilen geschrieben, die, däucht mich, das Verdienst haben, Ihnen freie Hand zu lassen für den Fall, daſs Sie das Erscheinen der Gesammtausgabe vorrücken oder weit hinausrücken wollen, je nachdem es Ihren Bedürfnissen entspricht. Das Publikum glaubt bei dieser Anzeige, daſs die Herausgabe noch in weitem Felde steht, und die Buchhändler sehen, daſs der Termin der Herausgabe ganz von Ihnen abhängt. An Scheible, der mir dieser Tage einen dringenden Brief schrieb, um endlich von mir eine definitive Antwort zu haben, habe ich nicht ohne Befangenheit antworten können; indessen, meine herzliche Freimüthigkeit wird ihm und seinen Kommittenten gefallen haben. — Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon mal gesagt, daß ich diesen Winter eine Einleitung zum „Don Quixote" geschrieben für Herrn Hvas, den Faktor einer mir ganz unbekannten Societät; er gab mir dafür 1000 Franks und erhielt leider das Schlechteste, was ich je geschrieben habe. — Ich hatte die Grippe, als ich Dergleichen zur bestimmten Zeit auf Kommando und aus Geldnoth schrieb. — An Varnhagen werde ich, in Beziehung auf den besprochenen Prospektus dieser Tage schreiben; ich habe ihm eben auch zu

antworten auf einen dringenden Brief, worin er Rahel's Briefe von mir verlangt. Er weiß nicht, daß diese, vielleicht über fünfzig Stück, bei meiner Mutter verbrannt sind. Doch habe ich noch einige Briefe, die sie mir über den St. Simonismus hierherschrieb, und die das Bedeutendste sind, was je aus ihrer Feder geflossen. Ich denke für meine Lebensbeschreibung davon Gebrauch zu machen, wo ich überhaupt dieses merkwürdige Weib plastisch darstelle. — Hab' die letzten vierzehn Tage wenig arbeiten können — Weibergeschichten und Männergeschichten, nämlich Liebesklatschereien und Duelle. —

Morgen oder übermorgen schreibe ich Ihnen, wie ich es mit den Wechseln gemacht habe, da ich sie nicht nach Hamburg zum Accept schicken konnte, während Sie in Leipzig. Ich lasse noch einige Tage hingehen, ehe ich sie abgehen lasse; die Vorzeigung des Kontrakts war hinreichend, um mir in dieser Zwischenzeit Hilfe zu verschaffen und mich vor Bedrängnis zu decken. Welche Nöthen, welche Sorgen! Das Leben ist doch eine beständige Quälerei. — Ich schreibe heute nur, weil ich mit den Korrekturen des „Buchs der Lieder“ nicht länger zögern will. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

138. Literärische Anzeige.

(Beilage zum vorhergehenden Briefe.)

Auf Wunsch meines Freundes Julius Campe, Inhaber der Buchhandlung Hoffmann und Campe, bringe ich zur öffentlichen Kunde, dass eine verbesserte und vermehrte Gesammtausgabe meiner Werke, die im Verlag Desselben erscheint, nicht eher in Druck gegeben wird, als bis Verfasser und Verleger, ohne Missverständnissen ausgesetzt zu sein, auf das unparteiische Wohlwollen der resp. Censurbehörden Deutschlands rechnen dürfen.

Paris, den 1. Mai 1837.

Heinrich Heine.

---

139. An Julius Campe.

Paris, den 10. Mai 1837.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen in einer sehr trüben Stimmung. Verdriesslichkeiten ohne Ende verleiden mir in diesem Augenblick das schöne Paris dergestalt, dass ich froh bin, es dieser Tage verlassen zu können. Ich wäre im Grunde bereits schon abgereist,

wenn ich nicht stündlich das Resultat meiner Vorrede von Ihnen erwartete. Aber Sie schreiben mir bis heute darüber kein Sterbenswort, und Sie fühlen wohl, dass mein Missbehagen dadurch keineswegs vermindert wird. Bis künftigen Dienstag denke ich noch hier zu sein, und bis dahin hoffe ich Brief von Ihnen zu erhalten. Ich reise diesmal statt nach der Normandie, auf einige Zeit nach den Bretagne, und finde ich dort einen wohnlichen Ort am Meer, so bade ich dort und verweile bis zum Winter. Ich bedarf der Einsamkeit zu meinen Arbeiten; eine Menge verdrießlicher Aventüren haben mich hier in den letzten vier Wochen zu keiner vernünftigen Zeile gelangen lassen; und es drückt mich, mein Leben, nämlich das geschriebene, zu beendigen.

Mit meinem Oheim Salomon Heine stehe ich sehr schlecht, er hat mir vorig Jahr eine schreckliche Beleidigung zugefügt, wie man sie im reiferen Alter schwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit. Es ist schlimm genug, dass dieser Mann, der, wie ich höre, Institute stiftet, um heruntergekommene Schacherer wieder auf die Beine zu bringen, seinen Neffen mit Weib und Kind in den unverschuldetsten Nöthen lungern lässt. — Ich sage: Weib und Kind, aber unter dem ersteren Worte verstehe ich etwas

Edleres, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau.

Wahrscheinlich erhalten Sie erst vom Meerstrand Brief von mir. — Da ich, wie Sie wissen, ganz ohne literärische Nachrichten bin, so wird es mich sehr interessieren, wenn Sie mir recht Vieles schreiben. — Die Vorrede zum „Don Quixote," die ich diesen Winter für Herrn Hoas schrieb, der jetzt als „Verlag der Klassiker". sich ankündigt, muss längst erschienen sein. Ich that's des lieben Geldes wegen, und schon am schlechten Stil werden Sie es merken. — Ich tauge verdammt wenig zum Lohnschreiber. — Dem Gerücht, dass ich mich in Stuttgart niederlassen würde, bitte ich überall zu widersprechen; es liegt mir dran. Auch Cotta, wie ich aus einem eben erhaltenen Brief ersehe, scheint es zu glauben. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir viel, und behalten Sie mich lieb und werth. Ich bin Ihnen jetzt von ganzem Gemüthe zugethan.

Ihr Freund

H. Heine.

---

140. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1837.

Und noch immer, liebster Campe! noch keine Zeile über die Vorrede des „Salons“ — Ich vergehe vor Ungeduld! — Anbei erhalten Sie die Vorrede zum „Buch der Lieder“, und ich bitte Sie für getreuesten Abdruck zu sorgen. — Die Vorrede zur Gesammtausgabe schreibe ich in den nächsten Wochen am Meer, ich denke Ihnen damit eine Freude zu machen. — Ich komme dies Jahr gar nicht aus den Vorreden heraus!

Dieser Tage, ganz bestimmt, kratze ich ab von hier; möglich ist es jedoch, dass ich wieder nach Boulogne gehe; habe dort meine alte stille Arbeitsstube. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir nur recht bald.

Ihr Freund

H. Heine.

141: An August Lewald.

Granville, den 2. Junius 1837.

— Centnerschwer lag es mir auf dem Herzen, dass Sie mein langes Stillschweigen missdeuten könnten. Nein, es vergeht kein Tag, dass wir nicht Ihrer mit Liebe gedenken. Ich sage: wir. Sie haben mir in jüngster Zeit zu viel thätige Freundschaft gezeigt, als dass ich Ihrer vergessen könnte. Ich hätte Ihnen auch längst geschrieben, wenn ich nicht beabsichtigte, Ihnen zu sagen, wo uns Ihre Antwort treffen könnte; aber von Tag zu Tag schob ich die Reise auf, und erst heute kann ich Ihnen sagen, dass mich Ihre Briefe unter der Adresse: Mr. H. Heine, poste restante à Granville, Département de la Manche en France, richtig antreffen oder auffinden. Seit einigen Wochen habe ich Paris verlassen und durchschwärme die Bretagne, theils des Fischfangs wegen, theils auch um die Küsten kennen zu lernen, die für den Geschichtsforscher, besonders in Betreff des Vendéekrieges, interessant sind. — Ich studiere gern Geschichte an Ort und Stelle. — Mathilde hat es dies Jahr durchgesetzt, mit mir zu reisen, statt bei ihrer Mutter auf dem Dorfe die schöne Jahrzeit

zu genießen. Aber diese Begleitung hat so viel Beschwerliches wegen der Wildheit der theuren Person, wodurch ich mich beständig ängstige.

Ich schreibe in diesem Augenblick eine Reihe von Briefen, gerichtet an August Lewald, worin ich mit Humor von den letzten Gründen der Verschiedenheit des französischen und deutschen Theaters rede. —

Ich höre und sehe Nichts aus Deutschland. Lese, wie sich von selbst versteht, keine Blätter und erhalte keine literarischen Nachrichten. Ist mein dritter Salontheil mit der Vorrede heraus? Was sagt man zu letzterer? — Bitte, bitte, schreiben Sie mir bald und Viel! Sie verstehn mich!

---

142. An Julius Campe.

Paris, den 18. Julius 1837.

Liebster Campe!

Diesen Morgen bin ich wohl und heiter in Paris wieder angelangt, nachdem ich zwei Monate in der Bretagne zugebracht. Ich rechnete bestimmt darauf, hier Brief von Ihnen in Betreff meines

Buches vorzufinden, und kann Ihnen nicht sagen, wie sehr es mich afficiert, gar keine Nachricht darüber zu empfangen. Ihr letzter Brief ist mir vor etwa sechs Wochen auf der Höhe des Mont-Michel zugekommen und ich harrte mit Antwort bis zu meiner Rückkehr in Paris, die sich um einige Wochen verzögerte. Die Bretagne ist eins der merkwürdigsten Länder, und ich bereue nicht die Zeit, die ich zur Beobachtung der Natur, Menschen und Alterthümer dort angewendet. Leider habe ich in Granville und Saint-Malo dieses Jahr nicht baden können, wegen einer kleinen Unpäßlichkeit, und ich muß dies Jahr nochmals ans Meer reisen, um zu baden. An meinem Leben habe ich weiter geschrieben. Aus einem Brief, den ich eben vorfinde, sehe ich, daß Lewald für seine Theaterrevue einen Artikel von mir unter einem höchst drolligen Titel ankündigt; in der That habe ich für ihn kurz vor meiner Abreise eine große (über zwölf Druckbogen „Reisebilder“-Format) Arbeit geschrieben, die aber unter dem Titel „Die französische Bühne“ in der Lewald'schen Revue erscheinen soll und nur den kleinen Theil eines größeren Ganzen bildet. Über falsche Titel für Artikel ärgere ich mich eben so, wie über falsche Interpunktion.

Ach, liebster Campe, in Rennes habe ich den ersten Theil der „Reisebilder“ vorgenommen, um die dritte Auflage für Sie zu bereiten, und hierbei schicke ich Ihnen auch das darauf bezügliche Druckfehlerverzeichnis, woraus Sie ersehen, dass man mir seit meiner Abwesenheit in meinen Büchern die von den Originalen abweichendste Interpunktion druckt; ich habe nur das Wenigste redressieren können, aber ich bitte Sie sehr, sehen Sie darauf dass meine Interpunktion nicht willkürlich von der Druckerei geändert wird. Haben Sie zur dritten Auflage des ersten Reisebildertheils auch eine kleine Vorrede nöthig, so sagen Sie es mir. Heideloff hier hat zu den zwei Bändchen des vor fünf Jahren gedruckten „Zur deutschen Literatur“ ein neues Titelblatt mit der jetzigen Jahrzahl drucken und dem zusammengehefteten alten Buche vorkleben lassen; ich glaube nicht, dass Dergleichen erlaubt ist. — Vielleicht, wenn ich dieses Jahr nach Boulogne gehe, mache ich einen Abstecher nach London. — Ich habe drei Tage und zwei Nächte durchgereist, mein Kopf ist noch wie zerbröckelt; Sie werden's diesem Brief ansehen. Doch wollte ich Ihnen gleich bei meiner Ankunft schreiben und Ihnen das einliegende Druckfehlerverzeichnis schicken.

Und nun bitte ich um baldigste Auskunft über mein Buch.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mir freundschaftlich zugethan, wie ich es Ihnen bin, jetzt gewiss von ganzer Seele. Wir werden noch manche gemeinsame Freuden mit einander haben, und ich werde gewiss von jetzt an Alles thun, damit Sie mit mir zufrieden seien. — Ich kann vor Ermüdung heute nicht weiter schreiben.

Ihr Freund

H. Heine.

---

143. An Julius Campe.

Havre, den 5. September 1837.

Liebster Campe!

Ihr letzter Brief hat große Reisen gemacht, ehe er mich hier antraf; durch Zufall ward er nämlich nach Boulogne geschickt, und nachher nach Dieppe. Dieser Umstand und meine Verzögerung des Abreisens von hier, ist Schuld, dass ich Ihnen erst heute schreibe. Morgen früh reise ich nach Paris zurück, ganz bestimmt, und dort werde ich

Ihnen gleich sagen, welche französische Buchhändlerfirma Sie auf meine Bücher setzen können, um vor Nachdruck geschützt zu werden. Ich will mit Dubochet (welcher unter der Firma Dubochet & Co. mit Paulin associirt ist und die illustrierten französischen Prachtausgaben der französischen Klassiker herausgiebt) reden, und auf Diesen kann ich mich verlassen. — Sie irren, wenn Sie glauben, Heideloff habe die „Literatur“ nachgedruckt: er hat bloß zu den zwei Bändchen einen neuen Titel gedruckt, und den alten Exemplaren den neuen Titel vorgeklebt. —

Seit einigen Tagen leide ich schrecklich an den Augen, und das Schreiben geht mir peinlichst mühsam von Statten. Aber sobald ich in Paris retour bin, sollen Sie größeren Brief von mir erhalten. Ich hoffe noch immer, dass Menzel sich schlägt; man muss ihn auf alle mögliche Weise dazu reizen.

Von Süddeutschland schreibt man mir, dass der „Denunciant“ das größte Aufsehen erregt. — Ich habe seit drei Wochen fast gar Nichts geschrieben. — Börne findet nach seinem Tode große Anerkennung als Mensch. Deutschland verliert in ihm unstreitig seinen größten Patrioten; die Literatur verliert Wenig an ihm.

Leben Sie wohl, und schreiben Sie mir bald und Viel. Alles, was Sie wünschen, soll immer geschehen, und auf die Treue und Zuverlässigkeit meiner Freundschaft dürfen Sie rechnen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

144. An Julius Campe.

Paris, den 15. September 1837.

Liebster Campe!

Seit acht Tagen habe ich Havre verlassen, beängstigt durch ein Augenübel, das sich fast stündlich vergrößerte. Hier angekommen, konnte ich mit dem rechten Auge gar Nichts und mit dem linken nur Wenig sehen. Der beste hiesige Augenarzt, Sichel, hat mich aber so weit hergestellt, daß ich heute ausfahren und schreiben kann. Nur kann ich die Buchstaben noch nicht genau sehen. Bin auch schwach wie eine Fliege; habe täglich Blut gelassen und bis diesen Morgen Nichts gegessen. — Ich ging heute gleich zu Renduel, und er ist fester Meinung, wenn Sie seine Firma auf das Titel-

blatt meiner Bücher setzen, daß kein Nachdrucker hier es wagen wird, sie nachzudrucken, und daß er jedenfalls auf nachgedruckte Exemplare gleich Beschlag legen kann. Er wird Alles thun, was in solchem Falle energisch zu thun sein wird.

Sie können sich ganz auf Renduel verlassen. Sein Charakter, sowohl die Licht- als die Schattenseite desselben, hat mit dem Ihrigen große Ähnlichkeit, und ich nenne ihn mit Recht meinen französischen Campe. — Lassen Sie daher auf das Titelblatt des „Buchs der Lieder“ und der „Reisebilder,“ so wie überhaupt auf alle meine Bücher, unter Ihrer Firma drucken: „Paris, chez Eugène Renduel, rue Christine No. 3.“

Begreifen Sie meinen Schrecken, als ich mich erblinden fühlte? Mitten in meiner größten Arbeit!

Setzen Sie meinen Bruder von diesem Ereigniß und meiner Genesung in Kenntniß; ich würde sonst an ihn schreiben. Es diene ihm als Beispiel, wie in dieser Zeit alle Unglücke sich bei mir häufen.

Ihr getreuer Freund

H. Heine.

145. An August Lewald.

Paris, den 18. September 1837.

Liebster Lewald!

Im Moment meiner Abreise von Havre erhielt ich noch Ihren zweiten Brief, und ich danke Ihnen für Ihre freundschaftliche Theilnahme, die sich in jeder Zeile desselben ausspricht. Ich verließ Havre früher, als ich beabsichtigte, um so bald als möglich in Paris einen Augenarzt zu konsultieren. In Rouen konnte ich fast gar nichts mehr sehen, die Pupille des rechten Auges war fast so groß wie die ganze Iris, und ich fürchtete schon das Schlimmste. Aber durch eine achttägige Kur bin ich hier unter Behandlung des Dr. Sichel so weit wieder hergestellt, daß ich ganz klar sehe, nur noch an Augenschwäche leide, und wenig lesen und noch weniger schreiben kann. Welch ein schreckliches Unglück ist die Blindheit!

146. An Julius Campe.

Paris, den 20. September 1837.

Liebster Campe!

Eigentlich habe ich Ihnen heute Nichts zu schreiben, als dass es mit meinen Augen besser geht, und der Schrecken ob eintretender Blindheit allmählich in meinem Gemüthe erlischt. Meinen dritten Salontheil habe ich erst im Heideloff'schen Laden zu Gesicht bekommen; schicken Sie mir doch vier Exemplare. Apropos Heideloff; ich habe mich mit ihm verständigt, und die Angst ob des Nachdrucks, die Sie durch Ihre letzten Briefe in mir erregt, ist vorüber. Durch Zufall entdeckte ich nämlich, dass Heideloff unter fremdem Namen hier den Uhland nachdruckt, etwa zehn Aushängebogen habe ich selber schon in Händen gehabt, durch Indiskretion eines Korrektors, und ich fürchtete natürlicherweise später an die Reihe zu kommen. Freimüthig besprach ich mich nun über das nachdrückliche Thema mit Heideloff, und er gab mir die festeste Versicherung, dass ich von dieser Seite Nichts zu befürchten habe, dass wir Beide uns nur Nutzen und keinen Schaden thun werden; und in der That, durch meine hiesige Stellung und durch

noch andere Dinge, worüber ein andermal, kann ich Heideloffen hier sehr nützlich sein, und indem ich die hier auftauchenden deutschen Oppositions-Buchhandlungen nicht, wie diese es wünschen, durch mein Ansehen unterstütze und fördere, zeige ich mich Heideloffen sehr gefällig. So z. B. habe ich diese Tage den Antrag der hiesigen deutschen Lesegesellschaft, die nur einige Zeilen von mir wünschte zu einer Glanzannonce, bestimmt abgelehnt, ich mache dadurch mir sogar neue Feinde u. s. w.; kurz, ich werde Heideloff durch sein eignes Interesse genug binden, und Sie dürfen wegen Nachdrucksorgen sich beruhigen. Jedenfalls vertrete ich Ihre Interessen mit Leib und Leben. — Über Menzel habe ich keine Nachrichten; er ist dumm, jetzt zu schweigen; schweigt er noch drei Monat, so ist er auf immer verloren. — Vielleicht muss ich der nachgebliebenen Schwäche meiner Augen wegen noch mehre Wochen ohne Arbeiten zubringen. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir, was es Neues gibt.

Ihr Freund

H. Heine.

147. An Julius Campe.

Liebster Campe!

Ich bitte Sie, diesen Korrespondenzartikel aus Stuttgart so bald als möglich im Hamburger „Korrespondenten“ abdrucken zu lassen; Runkel*) muss es thun, sonst hole ihn der Teufel. Dieser Artikel, eben wegen seiner gemäßigten Abfassung, wird die beste Wirkung thun. Ich verlasse mich darauf, dass Sie so viel Kredit und Einfluss beim „Korrespondenten“ haben, ihn durchzubringen. Geht es nicht an, so lassen Sie ihn in einer andern Zeitung drucken, die ebenfalls viel verbreitet ist. Auf jeden Fall strenge Verschwiegenheit, dass ich diesen Artikel Ihnen mitgetheilt. — Mit meinen Augen geht es gut, sind fast ganz hergestellt.

Ihr Freund

H. Heine.

Paris, den 3. Oktober 1837.

---

*) Der mit Heine befreundete Redakteur des Blattes, welcher übrigens die in Rede stehende Korrespondenz nicht aufnahm. Ob dieselbe in einem andern Journal abgedruckt worden ist, war nicht zu ermitteln.

Stuttgart, den . . Oktober.

Wolfgang Menzel wird uns verlassen und begiebt sich nach Waldenburg in Schlesien, wo der Gemahl seiner Mutter, Herr Elsner, der in der „Allgemeinen Zeitung“ die geistreichen Berichte über Wollhandel und Viehzucht schreibt, als Ökonom lebt. Unsere Stadt verliert hierdurch einen geistreichen und rüstigen Mitbürger, welcher in die stillen und schläfrigen Kreise des hiesigen Pflanzenlebens manche wohlthätige Bewegung hineingebracht hat. Seit Dr. Strauß mit seiner unerbittlichen Kritik die Gelehrsamkeit Menzel's beleuchtet hat und auch die persönliche Ehre desselben in der Broschüre „Über den Denuncianten“ besprochen worden, ist hier wohl kein längeres Bleiben für ihn möglich, es sei denn, daſs er, Heine's Anerbieten benutzend, die schmählichste Anschuldigung durch die That widerlegt; Dieses begehren, mit positiven Erklärungen, die wenigen Freunde, die ihn noch nicht ganz aufgeben möchten. Vielleicht, wir hoffen es Alle, überwindet Herr Menzel endlich seinen natürlichen Widerwillen gegen das vorgeschlagene Rettungsmittel.

---

148. An August Lewald.

Paris, am Jahrestage der Schlacht bei Leipzig,
im Jahr der Gnade 1837.

Liebster Freund!

Aus Ihrem letzten Briefe ersah ich mit Kummer, daß Sie unpäßlich; ich hoffe, recht bald von Ihnen zu erfahren, daß Sie wieder ganz hergestellt. —

Schicken Sie mir doch auch, was über unseren armen D. geschrieben worden, über den honettesten Lügner und ehrlichsten Aufschneider, der je gelebt. Sein Tod hat mich sehr betrübt. — Diesen Morgen höre ich mit Erstaunen, daß der Herr Wihl einen Musenalmanach mit mir herausgebe; widersprechen Sie doch Dergleichen überall, aber so, daß jener Monsieur es nicht merkt, daß ich selbst diesen Widerspruch provociert; denn ich möchte mich nicht mit dergleichen jungen Leuten verfeinden; übrigens steht er mir sehr fern; nur besucht hat er mich einigemal. — Mathilde freute sich kindisch über die Nachricht, daß Sie im Januar hierherkämen. Ich freue mich, sobald ich Sie wirklich hier sehe. — Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich; diese Verbindung wird aber ein trübes

Ende nehmen; es ist deßhalb heilsam, Dergleichen vorherzuwissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden. —

---

149. An August Lewald.

Paris, den 4. December 1837.

Der nächste Zweck dieser Zeilen ist, Ihnen einliegenden Artikel zu schicken, welcher den 30. November in der Presse erschienen ist und vielleicht als das Beste betrachtet werden kann, was ein Franzose über ein deutsches Buch zu sagen im Stande war *); ich glaube aber, auch in Deutschland ist nie geistreicher über die „Reisebilder“ geschrieben worden. Einer der hiesigen Deutschen wollte den Artikel für ein deutsches Journal übersetzen, aber er versteht so Wenig vom französischen Esprit, daß er ihn nur verhunzen könnte; ich werde ihm das Exemplar des Artikels, das ich ihm versprochen, so lange vorenthalten, bis Sie Sorge getragen, daß er aufs beste ins Deutsche übersetzt

---

*) Der Aufsatz war eine Besprechung der Heine'schen „Reisebilder“ von Théophile Gautier.

und abgedruckt worden. — Für die Übersendung der Aushängebogen*) danke ich. Es sind gräßliche Druckfehler drin. Am Ende eines der ersten Briefe hat * * das Hundegebet gestrichen, und somit ist die feinste Witzintention verloren worden. Das Ganze schließt mit einem Sprachfehler, wie ihn nur ein kleiner Schuljunge macht, nämlich mit einem Dativ statt des Accusativs, wahrer Schnitzer eines Schuljungen — aber ist es nicht schön, daß ich mir in jeder Beziehung die Jugend bewahre? Ich bleibe jung, während die Anderen alt werden und wie Pedanten den richtigen Dativ setzen.

Auf dem hiesigen Theater gibt es nicht Vorzügliches, außer etwa „Rita l'Espagnole", welches unterhaltsam. — Den „Spinoza"**) habe erhalten, und danke recht herzlich für diese Zusendung. Der erste Band hat mir ungemein zugesagt, der zweite schon weniger. Der Verfasser hat viel Geist, viel Talent der Darstellung, nicht viel Poesie. — Schreiben Sie mir nur recht bald, und recht viel Neues. — Seit das deutsche Lesekabinett errichtet ist, erfahre ich doch schon mehr Heimisches, als

---

*) Der Briefe von A. Lewald über die französische Bühne. Bd. XI, S. 131 ff.

**) Roman von Berthold Auerbach.

ehmals. — Grüßen Sie mir gefälligst Frau **; Die würde sich wundern, wenn sie mich sähe, so fett bin ich geworden. — Wissen Sie mir kein literarisches Unternehmen, wodurch ich mit leichter Mühe einige Groschen gewänne; ich möchte gern das Fett meines Bauches anständig unterhalten.

---

150. An Julius Campe.

Paris, den 19. December 1837.

Liebster Campe!

Das neue Jahr ist vor der Thüre, und zum freudigen Empfang desselben bringe ich Ihnen heute meinen Glückwunsch. Möge der Himmel Sie erhalten, heiter und in vollem Wohlsein, Sie und Ihre Familie, wozu ich auch Ihre Verlagsautoren rechne. Das schlimmste Übel ist Krankheit; Das habe ich in den letzten Zeiten gemerkt, besonders bei Gelegenheit meiner Augen, die seit einigen Tagen sich wieder verdüstern. Ich folge ängstlich den Vorschriften des Arztes und lass' für das Übrige den Gott der deutschen Literatur sorgen. — Bis auf eine trübe Gemüthsverstimmung befinde ich

mich sonst gesund und rüstig; ich kämpfe tapfer den Kampf des Lebens, aber ohne Freude ... viel Unvorhergesehenes stürmt auf mich ein, und das unaufhörliche Ringen wird mir am Ende lästig, schauderhaft lästig.

Was Sie mir in Betreff Gutzkow's schreiben, freut mich. Der „Telegraph“ ist jedenfalls eine nützliche Acquisition für Sie; Sie haben jetzt Ihr Journal, und den besten Journalisten zur Redaktion. Gutzkow ist das größte Talent, das sich seit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, ist für die Gegenwart ganz wie geschaffen; Der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, sondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzleid verursachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daß sie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht so irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräsentanten des heiligen Geistes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir; — aber so muß er sein, sonst könnte er sein Tagewerk nicht vollenden.

Über Ihre goldene Federgeschichte*) habe ich sehr gelacht! Die lyrische Poesie hat ein Ende, und Sie, lieber Campe, werden Sie nicht wieder auf die Beine bringen —

Der Sangesvogel, der ist todt,
Du wirst ihn nicht erwecken!
Du kannst dir ruhig in den Steiß
Die goldne Feder stecken.

(Wegen Unwohlsein habe ich mehre Tage nicht schreiben können, und heute, den 23., will ich dem angefangenen Brief nur einige Zeilen anflicken —:)

So eben erhalte ich Brief von Havre, daß man ein Packet von Ihnen mir hieherschickt; es enthält wahrscheinlich meine Exemplare des „Buchs der Lieder“ und des „Salon“. Ad vocem „Buch der Lieder“: wenn ich gewusst hätte, daß Sie den

*) Es war im „Telegraphen“ eine goldne Feder als Preis für das beste lyrische Gedicht ausgesetzt worden. Der „Telegraph“ (Nr. 29) brachte später eine vom 8. Februar 1838 datierte, von Hoffmann & Campe und K. Gutzkow unterzeichnete Erklärung, worin Diese mittheilten, daß sie die erwähnte Preisausschreibung zurücknähmen und — um zu zeigen, daß kein Geldinteresse im Spiele sei — zwölf Dukaten an das Komité des in Braunschweig zu errichtenden Lessing-Denkmales senden würden.

Druck der Gesammtausgabe so lange aufschöben, so würde ich den „Neuen Frühling“ und dergleichen neuere Gedichte dem „Buch der Lieder“ einverleibt haben. Denn ich weiß, es ist eben jetzt ein Bedürfnis im Publikum, meine gesammelten Gedichte ohne die prosaischen Beigaben zu besitzen. Wollen Sie nun den Druck der Gesammtausgabe bald beginnen, so werde ich alle meine metrischen Arbeiten in die zwei ersten Bände geben; sind Sie aber noch nicht dazu geneigt, so mache ich Ihnen folgenden Vorschlag: Sie geben in einigen Monaten einen „Anhang zum Buch der Lieder“ ganz besonders heraus, und in diesem Buche gebe ich alle Gedichte, die nicht im „Buch der Lieder“ enthalten sind, und begleite dieselben mit einer Vorrede, so daſs das Ganze ein hübsches Bändchen bildet. Ich kann noch nicht sagen, wie stark die Vorrede, kann auch Nichts darüber versprechen; auch verlange ich nichts für diese Zugabe. Ich wünsche dadurch nur Ihre Interessen zu fördern.

Wollen Sie jedoch an den Druck der Gesammtausgabe gehen, so wäre mir Das freilich lieber, aus sehr vielen Gründen, z. B. zum Frommen meines Ruhmes. Auf Ihre Bemerkungen in Betreff der preußischen Verbote antworte ich keine Silbe; weiß ich doch zu gut: wenn es Ihnen in

Ihren Kram passte, so wäre dem Julius Campe das preußische Verbot keine Abhaltung zum Druck. — Von Berlin aus meldet man mir: dass man nur gegen Campe unwirsch sei, dagegen nur den geringsten Wink von mir erwarte, um mich zu überzeugen, wie gern man einlenke. Dass ich mit diesem Winke zögere, bis ich bestimmt weiß, wann Sie den Druck der Gesammtausgabe wirklich beginnen, werden Sie sehr politisch finden; je länger ich zögere, desto gesänftigter finde ich die aufgeregten Behörden, und desto weniger gerathe ich in Verdacht, meiner Privatvortheile wegen meinen Moderantismns kundzugeben. Die politische Aufregung hat sich so sehr, seit drei Jahren, bei mir gelegt, dass ich wahrhaftig jetzt keine Koncessionen zu machen brauche, und dass es nur gilt, mich vor dem Verdacht zu schützen, als wäre ich von außen bekehrt worden, als habe man mich durch Geld oder Schmeichelei gewonnen — Gott weiß, dass ich weder durch das Eine noch durch das Andere dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Gesinnung zu schreiben. Es ist nicht hinreichend, ehrlich zu sein, man muss sich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten.

Mit Heideloff stehe ich auf dem besten Fuße, und Sie haben von ihm Nichts zu befürchten.

Auch wünschte ich, daß Sie von Ihrer Seite sich ihm freundlich zeigten. Die Hauptsache ist ja, daß er Ihre Interessen nicht gefährdet. — Lasst uns über Das, was anderer Leute Interessen betrifft, ein Auge zudrücken. Verstehn Sie mich?

Die Aushängebogen von Lewald's „Revue" habe ich erhalten; in meiner Arbeit schändliche Druckfehler und verdrießliche Auslassungen. Vergessen Sie doch nicht, mir zu sagen: ob diese „Revue" schon ausgegeben ist?

Meine große Arbeit habe ich unterbrochen und bin an ein hübsches Zwischenbüchlein gegangen, das ich Ihnen Ende Februar fertig zu schicken denke — was es aber ist, sage ich nicht — oder ich sage es Ihnen erst Ende Januar. Schweigen ist ein großes Talent, und nächst dem Sprechen auch das nützlichste Talent. — Leben Sie wohl, theurer Campe, und bleiben Sie mit Freundschaft zugethan

Ihrem

Heinrich Heine.

Auersperg sehe ich hier oft; haben Sie ihm Etwas zu sagen?

151. An August Lewald.

Erster Januar 1838, um 8 Uhr.

Angeregt von einigen jungen Deutschen, beschäftige ich mich bereits seit zwei Monaten mit der Ausführung eines Almanach-Projekts, und es war zuerst die Rittner'sche Kunsthandlung, mit welcher ich es aufs brillanteste zu realisieren dachte, aber von Rittner musste ich abgehen, und vor vierzehn Tagen gewann ich einen viel großartigeren Unternehmer zu dem brillantesten Keepsake, den je die deutsche Welt gesehen und wozu mir bereits große Summen bewilligt sind. — Da der Keepsake nur belletristischen Inhalts und Geistes, glaube ich nicht, dass Preußen ihn verbieten wird, wenn ich mich als Herausgeber auf den Titel stelle. Schlimmsten Falles ist an diesem Verbote Nichts gelegen, da Preußen wenig theure Bücher kauft. — Östreich, mein theures Östreich aber desto mehr. Seit ich in England und Frankreich, Russland und Amerika zu so großer Popularität gelangt und in diesen Ländern so viel' deutsche Bücher Absatz finden, wird mir Preußen gleichgültiger — übrigens kostet es mir nur ein Wort, um die Sache zu ändern; theils Faulheit, theils der Grundsatz des

laisser venir, theils auch Angst, man könnte die harmloseste Handlung als Servilismus auslegen, ließ mich bis auf diesen Augenblick nicht dazu kommen, die Preußen auf immer zu beschwichtigen. — So Viel in der Eile; Ende dieser Woche mehr — denn ich bin in großen Bewegungen, muss alle Tage mehre Stunden reisen, um Mathilde zu besuchen — denn sie wurde jüngst so krank und dabei so eigensinnig gegen die ärztlichen Verordnungen, dass ich sie in ein maison de santé einsperren musste, welches an der Barrière St. Jacques gelegen ist. Was man aussteht! Ihre Grüße habe ich bestellt, und sie freut sich wie ein Kind, Sie bald in Paris zu sehen. Sie bekam eine inflammation des intestins, und hätte ich nicht energische Maßregeln genommen, sie wär' mir gestorben, und ich hätte wieder ein Buch Trauerlieder schreiben müssen. — Sonderbar, die glückliche Liebe schreibt gar keine Verse, kaum erlaubt sie Einem in Prosa zu schreiben. —

— Dass * * mir das Hundegebet gestrichen, entstellt sehr, ist sehr verdrießlich; der alte * * hätte es nicht gethan. Der hielt Viel auf mich, und ich werde ihn nie vergessen. Wir wollen sehen, wie der junge * * sich gegen mich stellt, ob er lau oder gar Partei nimmt. Ist in der Vierteljahrschrift ein in-

teressanter Artikel gegen mich, so bitte ich Sie sehr, schicken Sie mir dieselbe per Kreuzband. — Herr B. hat eine Schändlichkeit ohne Gleichen gegen mich ausgeübt — aber Geduld! ich werde auch schon diesen kleinen Kläffern, die sich den Schein geben, mich anzulecken, und mir doch in die Wade beißen, die gehörigen Fußtritte geben.

---

152. An August Lewald.

Paris, den 1. März 1838.

Welch ein Glück, einen Freund zu besitzen, dem wir unsre materiellsten Interessen offenbaren können, ohne zu befürchten, dass er das Geistige, das Ideale, das sich darunter verbirgt, verkennen möchte! Welche Bequemlichkeit zugleich, dass ich so Vieles gar nicht nöthig habe Ihnen zu sagen, dass wir nur Außendinge zu besprechen haben, im Wesentlichen aber uns schweigend verstehn! —

So werden Sie gewiss bei dem Gerüchte, dass ich hier eine „Pariser Zeitung" herausgebe, das Richtige gedacht haben, nämlich dass ich einestheils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, anderestheils, dass ich in diesem Kriege eine for-

midable Bastion aufzurichten denke, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann. Mit den Regierungen habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muss man küssen), und nicht mehr auf dem politischen, sondern auf dem literarischen Felde werde ich jetzt meinen Flamberg schwingen.

Wie es nun mit dieser zu errichtenden deutschen Pariser Zeitung eigentlich steht, will ich Ihnen aufrichtig berichten.

Schon seit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Missverständnisse mit den deutschen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußischen Regierung wollte ich nicht kommen, Das erlaubte mein Selbstgefühl um keinen Preis, und es musste die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde und ich sie mit Würde anreden dürfte. Die Stunde hat geschlagen.

Unter diesen Umständen habe ich vor etwa vierzehn Tagen einen der Höchstgestellten der preußischen Regierung freimüthig angegangen mit dem Gesuche: ob man einer deutschen Zeitung, die ich hier in Paris herauszugeben gedächte, den Eingang in die preußischen Staaten erlauben

würde? In etwa acht Tagen muss ich hierüber Antwort haben, die ich Ihnen mittheilen werde, und aus dem Tone, womit mir auf meine vorläufige Anfrage geantwortet wird, werde ich erkennen, was ich von dieser Seite zu erwarten habe. Ganze Unparteilichkeit habe ich versprochen — sind die Leute klug, so verstehen sie, dass ich nicht mehr versprechen durfte, aber mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigsten politischen Fragen brauche ich nur dem eignen Willen zu folgen, um den preußischen Interessen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortschreitet, in mir einen Alliierten finden und die Beförderung meines Journals als seinen Vortheil erkennen. Daher von dieser Seite die Verständigung eingeleitet und leicht gesichert.

Was den Werth der Zeitung betrifft, so darf ich mir schmeicheln, eine Kombination aufgefunden zu haben, wodurch sie alle bestehenden Blätter übertrifft und sich aufs großartigste geltend machen kann. Seit zehn Jahren studiere ich den Organismus der Presse in allen Ländern, und ich darf behaupten, Niemand ist ihren Geheimnissen tiefer auf die Spur gekommen, als ich. Ich kenne das Personal und die Ressourcen der Tagespresse so genau,

dass ich durch die Einrichtungen, die ich treffen kann, das Außerordentlichste zu leisten vermag. Sie haben keinen Begriff davon, was ich in dieser Beziehung gelernt habe! — Da Paris hauptsächlich durch sich selbst, aber auch durch seine Stellung zwischen London und Madrid, noch auf lange Zeit der Stapelplatz aller politischen Faits und Raisonnements sein wird, so ist eine deutsche Zeitung, die von hier direkt nach Deutschland kommt, für das dortige Publikum wichtiger, als die Blätter, deren Pariser Korrespondenzen dem Verdacht des Daheimfabricierten ausgesetzt sind und nicht selten von den schlechtgewähltesten Korrespondenten mitgetheilt werden. Wie kann man von Deutschland aus die Pariser Korrespondenten kontrolieren? Monate vergehen, ehe man dort bemerkt, dass der Korrespondent in Paris sich seine Korrespondenz von der hiesigen Polizei extra bezahlen lässt, sie sonstig zu Eigenzwecken exploitiert, oder auf Reisen gegangen und unterdessen die Korrespondenz von dem ersten, besten Lumpian besorgen lässt, oder gar verrückt geworden ist, wie der *** Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung.“ Statt dass diese bei ihrer Pariser Korrespondenz allen Zufällen der Privatlaune und des Privatinteresses unterworfen, gebe ich noch viel mehr Korrespondenzen täglich, die

sicher und sürveilliert sind — so z. B. dass jedes Blatt mit drei bis sechs wohlgewählten Korrespondenzen aus Paris anlangt.

Ich werde gründlich dafür sorgen, die französische Korrespondenz der „Allgemeinen Zeitung“ nicht bloß glänzend zu überflügeln, sondern in ihrer klatschthümlichen Nichtigkeit zu Schande zu machen.

Viel, sehr viel, ungeheuer viel rechne ich darauf, dass ich mich mit meinem Namen als Redakteur en chef der Pariser Zeitung nenne — Jeder versichert mir, dass der Name sich nicht bloß aufs brillanteste und von selbst annoncieren wird, sondern auch Zutrauen und Absatz verbürgt. Sie haben keinen Begriff davon, wie schon bei dem ersten Gerüchte, dass ich eine deutsche Zeitung herausgebe, mir hier die Landsmannschaft zujubelte, wie Jeder sich gern unter *meine* Fahne stellen will, und wie man *mich* als den legitimisten Träger eines solchen Unternehmens betrachtet.

Mehr aber noch, als auf den Talisman meines Namens, und jedenfalls mehr als auf die Ressourcen meines Talentes, rechne ich auf die Hilfsquellen, die mir die Annoncen und meine Kenntnis dieser geheimsten Partie des Journalismus bieten. Seit nämlich einer meiner besten Freunde ein Annoncenbureau gestiftet, und ich auch

mit anderen Franzosen, die das Annoncengeschäft treiben, viel zusammenlebe, kenne ich die Machinationen, wie man ein Journal benutzen kann, um durch Annoncen den größten, fast ganzen Theil der Kosten zu decken, und sogar bei einem ganz neu gestifteten Journal gleich Annoncen zu bekommen; mit einem Wort, ich bin in der Ligue der Annoncenkourtiers. — Gestern noch —

(eben unterbricht mich mein Barbier)

gestern Morgen noch, wollte Jemand den für Annoncen bestimmten Raum des Journals für jährlich 50.000 Franks pachten. Früher ward mir angeboten, gleich beim Erscheinen des Journals den Annoncenraum mit Annoncen zu füllen, wenn ich die Gebühr mit dem liefernden Annoncenkourtier (es war die Societät, wobei mein bester Freund Kompagnon) theilen wollte, so dass ich im ersten Jahr, wo neu entstehende Journale sehr Wenig an Annoncen gewinnen, doch immer die Hälfte für den ganz gefüllten Annoncenraum gewinnen könnte. Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen; diese Materie ist sehr verwickelt, und der deutsche Journalismus, der zwar die großen Gewinne der Annoncen bei alten Journalen gut kennt, ist dennoch ganz unwissend in den Raffinements, die im Annoncengeschäft seit einigen Jahren stattfinden. Hier werden Journale

gestiftet, wo die natürlichen Kosten den Preis weit übertreffen, ja wo bei jedem Exemplar, wenn der Absatz sich steigert, noch immer Schaden gemacht würde — wenn nicht eben auf den Annoncengewinn zu rechnen wäre. So z. B. „La Presse“ verdient jetzt schon jährlich 100.000 Franks an Annoncengebühr. —

Der einzige bedenkliche Punkt bei der Stiftung des neuen Journals ist der ungeheure Betrag der Stempelgebühr, das timbre, welcher den Preis der Zeitung so entsetzlich vertheuert, (nämlich um 18 Franks den Jahrgang eines Exemplars), dass mir das Herz in die Hosen fällt, dass ich zu meinem Gelingen das nöthige Selbstvertrauen verliere, dass ich ob der bloßen Möglichkeit des Scheiterns, wobei die Reinheit meines Namens exponiert steht, in tiefster Seele zittere. Ich soll nämlich mit meiner Ehre gutstehen für das Gelingen; nämlich wenn die mir anvertrauten Kapitalien zum Theile verloren gingen, wäre ich, wie schuldlos ich auch sei, in der öffentlichen Meinung kompromittiert — kurz, ich habe eine zaghafte Abneigung, fremdes Geld zu vertreten, wo ich nicht ganz positiv sicher bin — und diese Verlegenheit treibt mich, Ihnen heute zu schreiben.

Ich bin nämlich auf eine Kombination gerathen, wobei erstens der Preis der Zeitung nicht mehr so groß ist, und zweitens ich selber keiner Verantwortlichkeit unterworfen bin.

Nach meinen früheren Berechnungen würde ich eine hier gedruckte Pariser Zeitung (wegen Stempel und Postporto) nicht unter 50 Franks jährlich dem deutschen Publikum geben können. Dabei hätte ich nur ein Gehalt von 1000 Franks monatlich als Redakteur en chef, sonst aber würde mir als Verleger noch nicht viel Profit dabei herauskommen, nach Abzug aller Kosten, — nur die Insertionsgebühr, die Annoncen, würden rein gewonnen. Aber kann ein deutsches Publikum einen so hohen Preis zahlen? Kann man auf sehr großen Absatz rechnen bei so hohem Preise? Ich weiß nicht — ich weiß nicht! In dieser Ungewißheit projektiere ich Folgendes, um ganz sicher zu gehen:

Die „Pariser Zeitung“ wird in Paris geschrieben, in Paris redigiert, in Paris ist ihr Redaktionszimmer, und auf der deutschen Grenze ist eine Presse, wo sie gedruckt und von wo aus sie expediert wird. Die Exekution dieses Projektes ist keinen großen Schwierigkeiten, aber sehr vielen Details unterworfen; über diese späterhin, auch kann ich sie noch nicht genau besprechen, da ich den

Grenzort, wo die Zeitung gedruckt werden soll, noch nicht genau bestimmen kann. Doch, um Ihnen von der Exekution in Beziehung auf den Grenzort einen Begriff zu geben, setze ich den Fall, die Zeitung sollte in Kehl gedruckt werden. Da würden eben, wie überhaupt für jeden Fall, die redigierte ausländische Partie des Joúrnals, nämlich faits du jour, die Tageskorrespondenzen und Briefe aus England und dem Westen, um sechs Uhr Nachmittags von hier mit der Post abgehen (welche günstige Stunde!!) nach Straßburg, wo Jemand das Packet gleich von der Post abholt, und nach Kehl hinüber in die Druckerei trägt, wo sie in die schon zum Theil mit deutschen Nachrichten und sonstigen stehenden Füllartikeln begonnene Zeitung hineingedruckt werden, so daß diese, wenn die Post von Kehl abgeht (was erst spät, da sie in Straßburg gewiß eine geraume Zeit verweilt) gleich nach Deutschland weiter expediert werden kann. Auf diese Weise würde meine deutsche Zeitung den französischen (die in Paris so lange vor Abgang der Post gedruckt) immer den Vorsprung abgewinnen. Da doch die Post überall eine Weile stillhält, so läßt sich, wenn man in dieser Kombination noch einen täglichen Zwischenkourier bezahlen will, der von einem Ort zum anderen der Post den Vorsprung

abgewinne, sehr hinlängliche Zeit zum Druck der Zeitung gewinnen. In derselben Weise besorgt man die mit deutschen Nachrichten aufs frischeste versorgte Zeitung nach Paris, wo sie doch nicht wegen der hiesigen faits du jour, sondern wegen der hiesigen Korrespondenzartikel und deutschen Nachrichten ein Interesse findet. Da die Zeitung überhaupt mehr für deutschen Absatz berechnet ist, so ist die schnelle Beförderung der Pariser Korrespondenzen nach Deutschland die Hauptsache. Es wird noch immer lange andauern, ehe das ganze Publikum weiß, daß der Druckort die Grenze ist; der Redaktionsort wird für die Leute die Hauptsache sein, sie erhalten eine in Paris geschriebene Zeitung, und erfährt man auch, daß sie in Kehl gedruckt ist, so finden es doch die Klügeren im Publikum sehr begreiflich, daß Dergleichen geschieht, um die Nachrichten schneller zu befördern — es heißt dann, man schicke sie immer mit einem Kourier (Staffette) nach Kehl — was aber auch in außerordentlichen Fällen geschehen muß. Auch kann man vorschützen: man müsse die Zeitung auf deutscher Grenze drucken, damit ihrem Einlaß in deutschen Staaten keine Schwierigkeiten entgegengesetzt werden — und in der That, die Schwierigkeiten werden zum Theil dadurch gleich gehoben.

Wahrlich, bei der Exekution dieses Projekts steht Wenig zu riskieren und enorm Viel zu gewinnen. —

Zu schriftlichen Unterhandlungen ist keine Zeit, überhaupt dürfen keine langen Unterhandlungen stattfinden, da Leute hier ebenfalls mit dem Projekt einer deutschen Zeitung sich herumtragen, die, kämen sie mir zuvor, zwar keine Seide spinnen werden, aber das Projekt präjudicieren könnten. Es ist der miserable B***, der bei der französischen Polizei um Unterstützung für eine deutsche Zeitung herum intrigiert, als Redakteur en chef den unglücklichen P., der sich bei der untergegangenen „Monde" ausgezeichnet, mit sich herumschleppt, und außerdem einen berüchtigten Börsenspieler als Hauptaktionär in seine Interessen gezogen hat oder gezogen zu haben vorgiebt. —

Mathilde ist auf der Besserung. Gestern ist sie zuerst wieder ausgegangen, und ist mit mir nach der Opéra comique gegangen. — Nachdem sie in ihr maison de santé zurückgegangen, ging ich auf die Redoute — wo ich bis fünf Uhr mich müde, todtmüde lief — so daß ich heute vor Ermattung kaum schreiben kann. Überhaupt habe ich die ganze Woche dem Karneval gehuldigt. Das ist auch Schuld daran, daß ich den Artikel gegen mich von

Pf. noch nicht ganz gelesen habe. Was wollen Sie? ich habe erst den Anfang gelesen, und finde ihn gar nicht giftig, sondern nur schlecht geschrieben*).

---

153. An August Lewald.

Paris, den 6. März 1838.

In Beziehung auf meinen Brief vom vorigen Mittwoch habe ich Ihnen heute nachträglich zu melden: 1) daß mir von Berlin der erfreulichste Bescheid zugekommen, — 2) daß es gleichfalls keine Schwierigkeiten haben wird, meiner Zeitung den Eingang in die östreichischen Staaten zu sichern. — In überraschender Weise finde ich sogar von dieser Seite die größte Zuvorkommenheit. —

Schon in seiner ersten Gestalt, nämlich wenn die Zeitung hier in Paris gedruckt würde, böte das Projekt die glänzendsten Auspicien; nach neuen

---

*) Das erste Heft der „Deutschen Vierteljahrsschrift' (Stuttgart, Cotta 1838) enthielt einen gehässigen Aufsatz von Gustav Pfizer über „Heine's Schriften und Tendenz.'

Kombinationen habe ich ausgefunden, daſs in diesem Fall die Kosten geringer wären, als ich zuerst meinte.

---

154. An Julius Campe.

Paris, den 30. März 1838.

Liebster Campe!

Endlich, endlich ist dieser wüste, verschnupfte, vermaledeite, hundsföttische Winter überstanden. Ich habe während den drei letzten Monaten an einer Verstimmung und inneren Verödung gelitten, wie ich vorher nie gekannt. Dieses und ein Geschäft, welches meine äußere Thätigkeit mehr als rathsam in Anspruch nahm, war Schuld, daſs Sie erst heute Brief erhalten. Sie irren jedoch, wenn Sie glauben sollten, daſs ich unterdessen für Ihr Interesse nicht thätig gewesen sei; obgleich das erwähnte Geschäft für mich nicht in Ausführung kommt, so wird doch die Mühe, die ich mir dabei gab, für Sie die heilsamsten Früchte tragen. Dieses Geschäft war nichts Geringeres, als die Errichtung einer deutschen Zeitung hier in Paris, wobei mir

geistige und materielle Mittel zu Gebot standen, die Alles übertreffen, was man in dieser Art nur träumen kann — es galt nur, von den Preußen die bestimmte Zusicherung zu erlangen, daſs sie den Eingang der Zeitung in den preußischen Staaten gestatten — denn bei der enormen Summe Geldes, fremden Geldes, die ich aufs Spiel setzte, musste ich doch einige Garantie haben gegen willkürliche preußische Launen — und ich hatte wichtige Gründe, zu hoffen, daſs man mir jetzt Alles, was ich honetter und billiger Weise verlange, gestatten würde. — Aber zu meiner Verwunderung ist der alte Unmuth noch nicht ganz und gar erloschen gewesen, und meinen Ansprüchen wurde nicht so unbedingt gewillfahrtet, wie ich es hoffte. Man will mir noch keine bestimmte Erlaubnis geben, und mein Zeitungsplan wird wohl scheitern — doch Das gehört nicht hierher. Ihnen habe ich bloß zu sagen, daſs durch jene Unterhandlungen die Miſsverhältnisse mit Preußen, wo nicht ganz ausgeglichen sind, doch in so weit gelindert wurden, daſs sie allmählich ganz verschwinden. Es ist (aber im strengsten Vertrauen) ganz besonders der Minister Werther, welcher sich für mich interessiert und auch die Sympathie der übrigen für mich zu gewinnen sucht. Faktisch haben Sie jetzt wahrhaftig bei der Gesammtausgabe meiner

Werke von der preußischen Regierung Nichts zu fürchten, wenn sie auch den Buchstaben der alten Verbote nicht widerruft.

Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie den versprochenen „Nachtrag zum Buch der Lieder“ noch nicht in Händen haben. (Ist der Titel gut?) Dieser Nachtrag soll nämlich enthalten: 1) den „Neuen Frühling,“ — 2) die Gedichte des ersten Theils des „Salons,“ — 3) dreißig meiner besten neuen Gedichte, — 4) den Tannhäuser, — 5) den „Ratcliff,“ 6) eine sehr große Vorrede, worin ich wichtige Dinge zu sagen habe. No. 1 und 2 sind längst korrigiert, No. 3, die neuen Gedichte sind längst abgeschrieben — aber ich habe nicht den „Tannhäuser“ (worin ich Veränderungen zu machen habe), denn Sie haben mir zwei Dutzend Exemplare vom „Buch der Lieder“ und kein einziges Exemplar des „dritten Salontheils“ geschickt. (!!?!) Eben so wenig habe ich die „Tragödien,“ worin ich den „Ratcliff“ doch durchsehen muss. — Meine Mutter gab die „Tragödien“ einem Franzosen mit für mich, welcher sie, statt nach Paris, nach Bordeaux verschleppte. Ich bitte Sie daher, damit ich nicht länger Zeit verliere, schneiden Sie den „Ratcliff“ aus den „Tragödien“ und den „Tannhäuser“ aus dem „Salon“ und schicken Sie mir beide

Pièцen unter Kreuzkouvert. Ich schicke Ihnen dann umgehend das Ganze des Buches mit dem Dampfboot. Die Vorrede wird Ihnen zusagen.

Ich glaubte, Ihnen im nächsten Monat auch das Manuskript eines neuen Buches zu schicken — aber ach! der Mensch denkt und Gott lenkt — die verdammten Zeitungsverhandlungen sind Schuld, dass ich, kaum im Zuge, das Buch seitdem liegen ließ — was für mich sehr betrübsam, da das Honorar schon auf meinem Budget stand. Seien Sie aber ohne Sorge, die nächste Zeit wird genug von mir zu Tage bringen. — Ich gehe in vierzehn Tagen aufs Land, in die strengste Einsamkeit. —

Sie haben mir eine Vertretung meiner Schriften gegen Gustav Pfützer im „Telegraphen" sehr pompös angekündigt. Ich habe sie gelesen. Gott erhalte Sie bei guter Gesundheit! Gegen meine Feinde muss ich aber selbst Etwas thun.

Heute habe ich bei Ihnen eine Anfrage zu machen, und ich bitte Sie und ich nehme Ihnen drauf das Wort ab, dass Sie Niemanden von dieser Anfrage sprechen. Ich habe nämlich nicht übel Lust (theils um ein Organ für mich selber zu stiften, theils um eben so gut wie andere Leute den Sinn für periodische Publikationen zu meinem Vortheil zu exploitieren), eine Monatschrift herauszugeben,

betitelt: „Paris und London," oder: „London und Paris, eine deutsche Monatschrift, von Heinrich Heine." Jeden Monat müssten sechs bis acht Bogen erscheinen, bei Ihnen in Hamburg. Ich würde diese Zeitschrift für meine Rechnung herausgeben, und wünschte von Ihnen zu wissen, wie groß die Kosten sind und wie viel Kommission Sie mir berechnen möchten. Da mir heut nur drum zu thun ist, den Kostenüberschlag zu kennen, so sage ich Ihnen noch Nichts von Inhalt und Richtung. — Ich glaube, die zu jedem Hefte nöthigen Kupfer und Bilder von hier und London aus schicken zu können, doch möcht' ich auch wissen, ob kolorierte Lithographien, in Hamburg verfertigt, nicht theurer sind als an anderem Ort?

Und nun leben Sie wohl. Schicken Sie mir bald das Verlangte unter Kreuzkouvert, und seien Sie überzeugt, dass ich mit großer Liebe Ihre Interessen beherzige. Es wird mir immer mehr als leid sein, wenn Sie nicht mit mir zufrieden. — Aber Sie wissen ja aus der Geschichte der begabtesten Schriftsteller, dass wir nicht immer können, wie wir wollen.

Ihr Freund

H. Heine.

155. An August Lewald.

Paris, den 2. April 1838.

Ich war krank, doppelt krank, da Mathilde ebenfalls noch leidend sich in ihrer maison de santé befindet; dabei harrte ich von Tag zu Tag auf bestimmtere Antworten von Berlin; dann sollte Jemand schon vor zehn Tagen nach Berlin reisen, der meine Sache gewiss in Ordnung gebracht hätte, — und durch sonderbares Missgeschick noch nicht abreisen konnte; endlich ließ sich auf Ihr vorletztes Schreiben nichts Positives sagen — daher mein Stillschweigen bis heute, welches Sie bei Leibe keiner Indifferenz für meine Zeitungsprojekte zuschreiben, oder gar als eine Aufgabe derselben betrachten dürfen. — Ich halte meine Idee, wie ich sie Ihnen mitgetheilt, als die ingeniöseste Kombination fest — nämlich die Herausgabe einer deutschen Pariser Zeitung, deren Redaktion in Paris, und deren Druckort an der Grenze wäre, und die also weder Stempel noch erhöhtes Porto zu bezahlen hätte und doch das Ansehen einer Pariser Originalzeitung genösse und alle übrigen deutschen Zeitungen durch größere Hilfsmittel überflügeln könnte.

Daſs ich dieſer Zeitung meinen Namen als Herausgeber oder vielmehr Redakteur en chef zufüge, iſt nicht die Hauptidee, ſondern nur die Nebenidee, und auch für den Fall, daſs ich von den deutſchen Regierungen ob meines Namens chikaniert würde, weiß ich Mittel, dieſe Chikanen zu umgehen, ohne von den Vortheilen, die mir die Exploitation meines Namens bietet, das Mindeſte einzubüßen. —

Wegen des Herrn von B. ſeien Sie außer Sorge. Dieſer und der Lumpian *, welcher ſich wegen des Bankrottes der „Monde" noch nicht öffentlich ſehen laſſen darf, haben ſich aſſociiert, behaupten, ein gewiſſer Herr v. M. habe ihnen Geldunterſtützung zur Errichtung der Zeitung zugeſichert (woran kein wahres Wort iſt). Die preußiſche Regierung habe ihnen ein Privilegium für die Einführung in Preußen bewilligt (was ebenfalls eine plumpe Lüge) — und alles Dieſes, um ſchon auf Rechnung der künftigen Zeitung hie und da Geld zu borgen und ihr armſeliges Leben zu friſten. —

Sie kennen ja dieſen Menſchen; in Berlin weggejagt wegen ſchlechter Streiche, in Algier wurden ihm öffentlich die Epaulettes abgeriſſen; Dr. S. hier behauptet, er habe ihm eine Uhr geſtohlen; von der hieſigen Polizei hat er ſich als Agent provocateur bei den deutſchen Handwerkern ge-

brauchen lassen; kurz, der verworfenste und zugleich der gefährlichste Mensch — daher meine Behutsamkeit. — Dieser Tage schreibe ich Ihnen einen Zettel für C., es ist weitläuftig zu erzählen. Ist C. mir gewogen, wie sein guter Vater, so soll er sich meiner zu freuen haben. Will sehen. —

156. An Julius Campe.

Paris, den 16. Juni 1838.

Liebster Campe!

Dieses sind die ersten Zeilen, die ich seit vier Wochen geschrieben; mein Augenübel ist nämlich in verstärktem Grade zurückgekehrt, und mein Arzt verbot mir Lesen und Schreiben. Letzteres fällt mir noch jetzt sehr schwer, und ich kann Ihnen nur das Nothwendigste hinkritzeln:

Ich bin sehr verstimmt, daß Sie mir weder den Empfang der Gedichte noch den Empfang der Nachrede *) angezeigt und überhaupt auf meinen letzten Brief keine Zeile erwidert. Gestern höre ich,

*) Später unter dem Titel: „Der Schwabenspiegel“ gedruckt.

daſs im „Telegraphen“ eine Notiz ſteht, die mich eben ſo ſehr verdrieſst, wie befremdet. Wozu den Schwaben die Voranzeige der Prügel, ehe dieſelben in Druck erſcheinen? Dieſes kann mir in vielerlei Weiſe ſchaden. Was ſoll die thörichte Krakelei, ich wolle in meiner Sammlung die Gedichte nicht aufnehmen, welche ich in Lewald's Europa drucken laſſen? Schreiben Sie mir umgehend, was Dergleichen bedeuten ſoll, damit ich nicht zu Schritten gezwungen werde, die meiner Würde gemäß ſind; man könnte nämlich glauben, ich ſei abhängig von fremdem Rathſchluſs in der Sammlung meiner Gedichte.

Herr Wihl, welchem ich eine Empfehlung an Sie verſprochen, wird Ihnen bereits durch Herrn Gutzkow vorgeſtellt worden ſein, und Sie hegen jetzt gewiſs ſchon die geziemendſte Vorſtellung von ſeinen Verdienſten, worunter ſeine Begabung für Poeſie am rühmlichſten und bemerkenswertheſten hervorglänzt. Ich empfehle Ihnen dieſen jungen Poeten aufs angelegentlichſte, und es wird mich ſehr freuen, wenn Sie im Stande ſind, ihm Dienſte zu erweiſen. — Haben Sie doch die Güte, ihm zu ſagen, daſs mein Augenübel mich verhindert hat, die verſprochenen Briefe zu ſchreiben, und daſs ich ihm überhaupt, ſobald das Schreiben mir nicht mehr für die Augen gefährlich, ſchreiben werde.

Leben Sie wohl, theuerster Freund, und bleiben Sie liebreichst zugethan

Ihrem

H. Heine.

---

157. An Julius Campe.

Paris den 7. Juli 1838.

Liebster Campe!

Mein Augenübel erlaubt mir noch immer nicht, Viel zu schreiben, und Briefe liebe ich nicht zu diktieren. Überhaupt ist es eine schlimme Sache mit dem Diktieren; hab' bei meinen Arbeiten (einige Bogen über Shakspeare, die man mir abnöthigt) den Versuch gemacht, aber die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils gehn dabei verloren. Sonst befinde ich mich wohl. Über die Zögernisse bei dem Abdruck der neuen Gedichtesammlung bin ich sehr verdrießlich. Sind Sie überzeugt, daß der Mörike eher mein Bundesgenosse als Gegner ist, so können Sie immerhin anstatt seines Namens einige Sternchen (* * *) setzen, im Übrigen das über ihn Gesagte stehen lassend.

Wenn Gutzkow herkäme, so wäre mir Das eine der größten Lebensfreuden.

Dass Herr Wihl einen eignen Aufsatz, und zwar einen großen, über mich schreiben wollte, habe ich wahrlich nicht gewusst; ist ein ehrlicher guter Mensch, und ich verzeih' ihm im Voraus, dass er mich kompromittiert; Letzteres ist sicher, bei seinem Mangel an Menschenkenntnis und seinem Überfluss an Dichtereitelkeit. —

Ihr Freund

H. Heine.

---

158. An Julius Campe.

Paris, den 23. Juli 1838.

Liebster Campe!

Hätte Ihnen Viel zu schreiben, aber mein Augenleid erlaubt es mir nicht. Heute schreibe ich Ihnen nur flüchtig in Beziehung auf eine Angelegenheit, über welche der hiesige Buch- und Kunsthändler Delloye Ihnen schreiben wird. Letzterer ist einer der respektabelsten und honettesten Leute hier, vielleicht der einzige ganz ehrliche Buchhändler, den es zwischen Cadix und Harburg giebt;

(ich sage Harburg, denn weiter östlich liegt Hamburg und seine Bohnenstraße). Er ist Chef mehrer Associationsunternehmungen, und unter letztere gehört auch die Herausgabe der Kupferstiche der Shakspeare'schen Frauen, welche, bereits in England herausgekommen, auch hier am Ort in zwei Ausgaben erschienen, und die er auch in Deutschland herausgeben will. Um der deutschen Ausgabe einen besonderen Reiz zu geben, wollte er sie auch mit einigen Bogen Text von einem großen Autor begleiten. Ich fand mich dazu bereit, ihm zu diesem Zweck einige Bogen zu schreiben, aus wichtigen Gründen, wozu z. B. gehört, daß man sich im entgegengesetzten Falle an Ludwig Tieck gewandt hätte. Die Arbeit ist fertig, und da ich in einem Guß diktierte, liegt eine größere Menge Manuskript, als ich beabsichtigte, nämlich etwa sieben Druckbogen, bereit; (unter uns gesagt: kein Meisterstück, aber immer gut genug für den Zweck). Ich habe nun Herrn Delloye ersucht, sich mit Ihnen zu verständigen, daß auf dem Titelblatte des Werks Ihre Firma komme und Sie überhaupt den Debit in Deutschland übernehmen. Ich habe das Zutrauen zu Ihnen, daß Sie in diesem Fall den Absatz des Werks emsig betreiben werden, und dasselbe, obgleich es mehr eine Kupferstichsammlung als ein

Buch ist, mit Ihrer gewöhnlichen Thätigkeit verbreiten. Daß der Text ganz zahm geschrieben ist, damit von Censurbehörden kein Einspruch geschieht, versteht sich von selbst; außerdem stehe ich, Sie dürfen es glauben, mit den Preußen jetzt ganz vortrefflich, und kann drauf rechnen, daß mir von dieser Seite kein neuer Schabernack geschieht. — Ich grüße Sie liebreichst

Ihr heute ganz besonders leidender Freund

H. Heine.

Wenn im „Telegraphen" Etwas steht, was mich interessiren kann, so schicken Sie mir das Blatt unter Kreuzkouvert: Rue des Martyrs No. 23. — Bin nämlich ausgezogen.

---

159. An Julius Campe.

Granville, den 18. August 1838.

Liebster Campe!

So eben erhalte ich über Paris Ihren Brief nebst der Gutzkow'schen Einlage. Die Post geht ab in einer Stunde, und diese will ich dazu benutzen,

Ihnen und Herrn Delloye in Paris zu schreiben. Ihr Schweigen in Betreff des Letzteren setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Vor meiner Abreise (als ich ihm das ganze Manuskript zu seiner Verfügung zustellte) bemerkte Delloye, daſs er nicht mehr warten dürfe und den Debit des Buchs einem anderen Deutschen übergeben müsse — (wie ich sehe, hatte er in seinem Briefe an Sie von festen Exemplar-Übernahmen geredet, obgleich er doch nur auf In-Kommission-geben rechnete — aber so sind die Franzosen, sie kennen unsere deutschen Usanzen nicht.) Ich schreibe ihm sogleich, daſs er Ihnen melden müsse, wie es mit dem Debit der Shakspeare'schen Frauen gemeint sei, daſs er sie Ihnen nämlich in Kommission giebt, und ich hoffe, daſs mein Brief nicht zu spät kömmt. —

Gutzkow's Brief setzt mich in die außerordentlichste Verlegenheit *). Was soll ich thun! Morgen will ich ihm antworten. Die Gedichte darf ich jetzt nicht drucken, wenn ich nicht von vornherein mit Gutzkow in die peinlichsten Miſsverständnisse gerathen will. Soll ich Ihnen meinen ganzen

*) Gutzkow hatte in einem dringlichen Schreiben Heine den Rath ertheilt, einen großen Theil seiner „Neuen Gedichte", namentlich manche der in dem Cyklus „Verschiedene" enthaltenen Lieder, nicht wieder abdrucken zu lassen.

Gedanken vertrauen, aber Ihnen, so will ich mich so ehrlich und naiv als möglich aussprechen: An dem ganzen Buch liegt mir Nichts, es liegt mir Nichts dran, dass es erst später in der Gesammtausgabe gedruckt wird, und durch diesen Aufschub bringt eigentlich mein Herr Verleger Julius Campe ein Opfer — nicht ich. Nicht wahr, Das ist naiv? Aber in der That, liebster Campe, Das ist mein eigentlicher Verdruss. Wie machen wir's aber, dass Ihnen dieses Opfer einigermaßen vergütet wird? Ich dächte, Sie druckten die Nachrede als besondere Broschüre, und in meinem nächsten Briefe sage ich Ihnen, welche neue Einleitung dazu verfertigt werden muss. Wollen Sie die Nachrede zu gleicher Zeit, am Tage wo Sie dieselbe ausgeben, im „Telegraphen" abdrucken, so mögen Sie es immerhin thun, nur muss eine Note hinzugefügt werden: dass die Redaktion die Erlaubnis eines solchen Abdrucks vom Verleger erhalten habe.

Ich darf nämlich jetzt Nichts direkt in den „Telegraphen" geben. Der Aufsatz, der dort über mich abgedruckt *), soll entsetzlich kompromittierend für mich sein. Ich hatte Sie ersucht, denselben

*) „H. Heine in Paris. Von Ludwig Wihl." Abgedruckt in Nr. 117, 118, 119 und 122 des „Telegraphen für Deutschland," Juli 1838.

mir sous bande zu schicken, und meine Voraussicht, dass Wihl mich zum Piedestal seiner Großmannssucht machen würde, scheint sich zu bestätigen. Lewald schreibt mir: bei der Lektüre dieses Artikels habe sich ihm Alles im Leibe herumgedreht. Diese Tage schreibt mir ein Freund aus Paris: dass in jenem Artikel mit der ehrlichsten Schafsmiene die perfidesten Insinuationen über meine Geliebte und mein Ansehen in Paris verbreitet würden und Beurmann's Schnödigkeiten ihre Bestätigung erhielten; kurz, man ist außer sich vor Unwillen. Schicken Sie mir doch die Blätter sous bande so bald als möglich hierher: à Granville, Departement de la Manche. Wihl meint es gewiss gut, aber der Teufel plagt ihn mit der widerlichsten Wuth, seine Eitelkeit zu befriedigen — ich hab's ihm bereits gesagt, er ist aber unheilbar. — Das Ganze ist mir freilich gleichgültig, aber ich möchte durch avouiertes Mitarbeiten am „Telegraphen" in diesem Augenblick, die Wihl'schen Dummheiten nicht selbst accreditieren. Das fehlte noch!

Sie können dem Wihl Alles wiedersagen. Der Teufel soll ihn holen, wenn Das sich bestätigt, was man mir aus Paris meldet. Ich bitte, ihm nie Etwas zu sagen, was ich Literarisches vorhabe.

Ich habe ihm Dergleichen nie in Paris sagen dürfen, wenn ich nicht dem fatalsten Korrespondenzgeklatsche verfallen wollte. —

Was Sie mir über ein „Jahrbuch der Literatur" sagen, gefällt mir. Ich will gern dazu einen Beitrag geben, und vielleicht wählen ich dazu einen Stoff, der dem Buch gleich die außerordentlichste Vogue giebt. — Morgen schreib' ich an Gutzkow. Ich liebe ihn sehr, aber auch ihn soll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Respekt; denn er ist ein sehr vornehmer Sünder. Nergelt die ganze Welt und provociert überall Feindschaft, selbst da, wo mit ruhigem Abwarten und mit drei Gran Geduld die wichtigste Freundschaft und Bundesgenossenschaft zu erwarten stand. Morgen schreib' ich ihm; jedenfalls sollen Sie ihm schon heute in meinem Namen danken für das Interesse, das er mir widmet.

Und Sie, theurer Campe, leben Sie wohl und seien Sie meiner aufrichtigsten Freundschaft versichert.

H. Heine.

---

160. An Julius Campe.

Granville, den 10. September 1838.

Liebster Campe!

So eben vom Mont St. Michel (dem merkwürdigsten Platze der Bretagne) zurückkehrend, habe ich Ihren Brief vom 26. August vorgefunden; da ich morgen nach Paris reisen muss und Ihnen nur von dort ordentlich schreiben kann, beeile ich mich, Ihnen vorläufig das Nothwendigste zu antworten. Ich sehe, es hat mit dem Beitrag für das Jahrbuch Eile, und ein erst zu fabricierender Artikel käme zu spät; ich will Ihnen daher gern den „Schwabenspiegel," nämlich meine Nachrede, als Beitrag zum literarischen Jahrbuch überlassen; nur müssen Sie ihn nicht gleich in die Presse geben, da ich etwa ein bis zwei Bogen noch hinzuschreiben muss, welche ich Ihnen binnen zehn Tagen von Paris aus zuschicke. — Ich bin der Meinung, dass das Jahrbuch nicht einmal, sondern wenigstens zweimal jährlich erscheinen muss. — Wihl's Aufsatz hab' ich gelesen; käme er aus der Feder eines Feindes, so würde ich ihn ein Meisterstück nennen! — Gutzkow freundlichst zu grüßen; auch seinen Brief hab' ich vorgefunden. — Von

Paris aus mehr. (Meine Adresse ist Rue des Martyrs No. 23.) In großer Eile.

Ihr Freund

H. Heine.

---

161. An Julius Campe.

Paris, den 18. September 1838.

Liebster Campe!

Noch immer sehr zerschlagen von den Mühseligkeiten der Rückreise (die nicht zu den glücklichen gehörte), eile ich Ihnen zu schreiben. — Mein Buch: „Shakspeare's schöne Mädchen und Frauen; mit Erläuterungen von H. Heine“ wird wohl die ersten Tage der nächsten Woche fertig gedruckt sein, und Herr Delloye wartete bis zu meiner Rückkehr, um nach genauester Absprache mit mir Ihnen zu schreiben; Dieses wird er auch heute thun, und ich habe nur auf seinen Brief mich zu beziehen. — Es hat nämlich ein deutscher Händler sich anheischig gemacht, einige hundert Exemplare des Buchs gleich auf feste Rechnung zu nehmen, wenn man ihm den ganzen Debit übertrüge; und Delloye, welcher

mit dem deutschen Buchhandel bereits traurige Erfahrungen gemacht, nämlich schon einmal von einem Buche 500 Exemplare einem Deutschen in Kommission gegeben, wovon er nach Jahr und Tag 450 Exemplare zurück erhielt und das Geld für die abgesetzten fünfzig noch viel später, — Delloye, wie Sie leicht begreifen können, fürchtet sich, dass es ihm auch bei Ihnen so gehen könne. Ich habe ihm Das aber aus dem Sinn geredet und ihm versichert, dass bei Ihrer Loyalität und Thätigkeit ein mäßiger Absatz des Buches immer unzweifelhaft sei, und dass es für ihn gar nicht nöthig sei, die Abnahme von einigen hundert Exemplaren auf feste Rechnung sich zusichern zu lassen; ich bemerkte ihm ferner, dass ein deutscher Buchhändler, der ihm einige hundert Exemplare auf feste Rechnung abnehme, gar Nichts riskiere bei einem Buche, das über zehn große Oktavbogen Text von mir enthält, dass er sich von solchen Anerbietungen nicht verleiten lassen möge, eine mir misslìche Firma auf das Buch zu setzen, und dass gewiss, wenn ich Sie, den Julius Campe bestimmt angehe, auch von Ihnen ein solches Erbieten zu erwarten stehe. Er wird Ihnen also mit ganzem Vertrauen eine Anzahl Exemplare, die Sie verlangen werden, in Kommission geben und über die Versendungen

derselben Ihre Verfügung, nämlich wie und wohin und wie viel', erwarten. Ich habe ihm auch gesagt, es sei keine Zeit zu verlieren, da Weihnacht nahe und das Buch besonders zu Geschenken geeignet sei.

Ich habe im Anfang wahrhaftig dem Delloye keine Hoffnungen des großen Absatzes für das Buch zugesichert — ich übernahm es ungern und in kranker Periode und wollte auch nur Wenig dran schreiben — aber statt einiger Bogen schrieb ich zehn sehr große, über dreißig Zeilen lange Oktavbogen und finde, dass sie, ein anständiges Ganze bildend und aus einem schönen Guss bestehend, bei dem Publikum gewiss eine gute Aufnahme finden können. — Als mich daher Delloye gestern auf Gewissen fragte: wie großen Absatz ich bestimmt erwarte? glaubte ich berechtigt zu sein, ihm zu tausend Exemplaren Hoffnung zu machen. — Von Seiten der Regierungen habe ich nichts zu fürchten, Rochow hat sich gegen einen meiner Freunde geäußert, dass man mich bei dieser Publikation mit keinem Verbote inkommodieren werde, und im Buch ist überhaupt Nichts, was Missfallen erregen könnte. — Es hängt also von Ihnen ab, ob mein Freund Delloye bei diesem Unternehmen gut fährt — ich bin nur m o r a l i s c h dabei inter-

essiert — ich habe längst das Meinige gethan, das Manuskript abgeliefert, wofür mir Delloye 4000 Franks ausbezahlt hat. — Sie sollen mal sehen, wie prachtvoll das Buch gedruckt ist!

Nach Beachtung Dessen, was ich Ihnen eben gesagt, werden Sie also wissen, wie Sie mit Delloye dran sind und wie Sie ihm zu schreiben haben. Er ist ein höchst wackerer und ehrlicher Mann, und bei der Bedeutung seines französischen Verlags können Sie, wenn er einmal sieht, dass er seine Rechnung dabei findet, durch Kommissionsübernahme sehr bedeutende Geschäfte mit ihm machen.

Mit meinem Oheim bin ich längst wieder ausgesöhnt, und ich erwarte ihn hier dieser Tage mit großer Freude. — Für das „Jahrbuch“ ist, wie gesagt, die Nachrede bestimmt; aber ich muss durchaus, wo nicht eine sehr große (wozu vielleicht keine Zeit mehr), doch eine kleine Note hinzuschreiben. — Was das Buch selbst betrifft (den zweiten Band des Liederbuchs), so will es mich bedünken, dass, wenn ich etwa ein Dutzend Gedichte hinauswerfe und durch neue ersetzte, auch sonst noch was hinzudichte, das Buch dennoch nächstens gedruckt werden könne. Ich werde Dieses im Auge behalten. Fragen Sie mal Gutzkow, ob ich mehr als ein Dutzend sakrificieren müsse? Nicht den Wihl,

dem es beim besten Willen an Takt fehlt. Ich muss den guten Wihl (der wahrlich ein besseres Schicksal verdient) hier gegen die ganze Welt vertheidigen. Ich habe freilich über seinen Artikel am Ende mehr gelacht, als geseufzt; aber Andere sind darüber wüthend. Gestern sagte mir V., dass Jemand (der mich übrigens gar nicht kenne) dem Wihl die Ohren waschen wolle, und zwar im „Telegraphen". (?) Sein Freund, der Böhme (der an der „Breslauer Zeitung" schreibt, sagen Sie an Wihl, spricht mir von einem Artikel in der „Allgemeinen Zeitung", den Savoye geschrieben habe, und worin er ihn und sogar mich mit einem Desavouieren von Seiten Auersperg's bedrohe. Ja, die mildesten Menschen sind gegen diesen Artikel; ich lege zum Beweis ein Stück Brief hier bei, der eben von Granville, wo er mich nicht mehr traf, zurückreiste. Ich kann ohne Lachen an Wihl nicht denken. —

Wenn Sie nächstens von mir was geben, so lassen Sie es bei Leibe nicht in Darmstadt drucken; dort sitzen meine alten Burschenschaftsfeinde; ich erkläre mir daraus die Censurplackereien. Und nun leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir freundlichst Herrn Gutzkow.

Ihr Freund

H. Heine.

---

162. An Julius Campe.

Paris, den 30. September 1838.

Liebster Campe!

Anbei eine Vorbemerkung, welche vor meinem Artikel, mit kleineren Typen, gedruckt werden muss. Ich wollte etwas Großes noch hinzuschreiben, aber die Anwesenheit meiner Familie und die Hochzeitsgeschichte meines Vetters verwirren mir in diesem Augenblick so sehr den Kopf, dass ich mit dem besten Willen Nichts schreiben kann. — Ich bitte Sie, dem Drucker des Jahrbuchs aufs bestimmteste einzuschärfen, dass er nicht das Mindeste an meiner Interpunktion ändere. Es ist entsetzlich, wie gewissenlos dieselbe in Allem, was ich nicht selber korrigieren kann, in Allem, was Sie in meiner Abwesenheit von mir druckten, misshandelt worden. Und sie ist doch so wichtig. — Grüßen Sie mir Gutzkow. — Nächstens mehr.

Ihr Freund

H. Heine.

163. An Julius Campe.

Paris, den 19. December 1838.

Liebster Campe!

Wenn ich Ihnen erst heute schreibe, so liegt die Schuld an der Schwäche meiner Augen; ich muss fast immer diktieren, und diktierter Unwille sieht weit herber aus, als der eigenhändige. Aber heute muss ich Ihnen durchaus schreiben, denn so eben erhalte ich den „Schwabenspiegel“. Hier bin ich wieder verkauft und verrathen, oder wenigstens sind meine theuersten Interessen den kläglichsten Rücksichten, wo nicht gar dem leichtsinnigsten Privatwillen, aufgeopfert. Sie hatten schon genug an mir versündigt durch die ohne mein Wissen zugegebene Verstümmelung des zweiten Salontheils und der „Romantischen Schule“ — und jetzt schreibe ich das politisch und censurlich Harmloseste, eine Zurechtweisung der persönlichen Feinde, und selbst in dieser kleinen Arbeit sind die widerwärtigsten Verstümmelungen zugelassen, Verstümmelungen in den wichtigsten Übergängen und von einer fast tückischen Art, dass ich nicht einmal an Censurrohheit glauben kann. In einer solchen Schrift, wo ich mit ganzer Persönlichkeit gegen persönliche Unbill auftrete, musste Ihnen jeder

Buchstab heilig sein. — Bei Gott! Dergleichen habe ich zum letzten Male erduldet, ich werde schon meine Maßregeln nehmen, dass Dergleichen nicht mehr vorfällt, und für den gegenwärtigen Fall werde ich ebenfalls Mittel finden, die kleine Schrift, ganz wie ich sie geschrieben habe, dem Publikum mitzutheilen. Ich kann sie aus dem Kopf schon wieder ergänzen. Als ob es nicht genug war, dass durch Ihre Schuld der Druck dieser Schrift neun Monat lang verzögert und ich um meine köstliche Genugthuung, die eben für den Moment ihren Werth hatte, geprellt wurde? Die Imprimaturverweigerung in Gießen ist leicht zu begreifen. An jedem vernünftigen Druckort war Dergleichen unmöglich; jedenfalls hätten Sie in acht Tagen ein Resultat gewusst. Alle Gesandten betheuern mir hier, dass, wie für meine Person, so auch für meine Geisteskinder, die ich jetzt in die Welt schicken wolle, keine Böswilligkeit in der Heimat zu fürchten sei. — Als Sie an Delloye, trotz meiner vielen Bemühung, nicht einmal direkt schrieben, so dass Derselbe endlich genöthigt war, das Buch an Avenarius und Brockhaus in Kommission zu geben — da mussten diese Herren, um einen Verlagschein zu erwirken, die gedruckten Bogen in Leipzig zur Censur geben, — und nicht eine

Zeile, nicht ein Jota ward im Buche von der Censur gestrichen.

Und doch, verglichen mit dem „Schwabenspiegel“, war das Buch voll der schrecklichsten Stellen in Betreff der Politik und der Religion.

Ich schreibe Ihnen dieser Tage, ich bin in diesem Augenblick zu wüthend, zu tief indigniert. Ich war schon hinlänglich mit Degout regaliert durch ihren letzten Brief, wo Sie mich einer Complicität mit Bornstedt ziehen, in Betreff des unglückseligen Wihl's, Ihres Ritters der Wahrheit, dessen Eitelkeitslosigkeit Ihnen jetzt gewiß noch in höchster Glorie vorleuchtet. Und dabei machen Sie mich noch auf Beurmann'sche Schmähungen aufmerksam, die doch nur in Hamburg bestellt worden, um der verletzten Eitelkeit eines Wihl's ein Linderungspflaster aufzulegen. Da Beurmann eine ergebene Kreatur Gutzkow's ist, so begreife ich wahrlich nicht, wie dieser Letztere Dergleichen zugeben konnte. Genug, ein großer Degout erfasste mich über den Inhalt Ihres Briefes. — Und ich hätte es so nöthig, in vollem Einverständnis mit Ihnen zu leben, alle diese Kräkeleien verstimmen mich so schmerzlich, und es ist auch höchst traurig, dass ich nicht einmal auf meine Freunde mich verlassen kann!

H. Heine.

164. An Julius Campe.

Paris, den 23. Januar 1839.

Liebster Campe!

Auf Ihren Brief vom 10. Januar für heute nur wenige eilige Worte, und nur zunächst in Betreff des „Buchs der Lieder“.

Der neue Beweis, dass dieses Buch noch große Zukunft hat, bestimmt mich, in Ihrem Interesse, die zum Druck bereit liegende neue Gedichte-Sammlung unter dem Titel: „Buch der Lieder zweiter Band“ herauszugeben und die neue Auflage des alten eigentlichen „Buchs des Lieder“ mit der Überschrift: „Buch der Lieder, erster Band“ drucken zu lassen. Ich glaube, Das findet Ihren großen Beifall.

Leider Gottes sind in der zweiten Auflage sehr viele Druckfehler, so dass ich das alte „Buch der Lieder“ nochmals durchgehen muss und Ihnen erst in vierzehn Tagen einige Verbesserungen zuschicken kann, um die dritte Auflage in Druck zu geben. Auch einige Worte Vorrede, vielleicht in metrischer Form, will ich hinzugeben.

Das Manuskript des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder“, den „Nachtrag“, schicken Sie

mir jetzt umgehend per Postwagen. Damit das alte „Buch der Lieder“ durch diesen hinzugekommenen Band nicht kompromittiert wird, will ich hierin alle Gedichte auswerfen, die nur irgend Anstoß erregen möchten, wo alsdann doch gewiß nicht mehr als ein Druckbogen sakrificiert zu werden braucht; diese Lakune werde ich durch einen Druckbogen mit neuen vortrefflichen Gedichten zu füllen suchen (ich hab' sie bereits angefertigt). Wenn ich etwa die unglückliche Nachrede von diesem zweiten Band fortlasse, wird das Buch vielleicht etwas zu dünn, und in dieser Hinsicht möchte ich die Übersetzung der ersten Scene aus Byron's „Manfred“, die in meiner frühesten Gedichtesammlung enthalten ist, hinzufügen. Ich bitte Sie daher, mir diese Gedichtesammlung (die bei Maurer in Berlin erschienen) mitzuschicken.

Packen Sie doch einige Bücher hinzu, die mich interessieren könnten. Z. B. schicken Sie mir Schiff's „Gevatter Tod“, sowie auch Exemplare des dritten Salontheils, wovon ich kein einziges Exemplar erhalten.

Aus den censierten Bogen des „Schwabenspiegel's“ werden Sie ersehen haben, daß ich zu dem grenzenlosesten Ärger vollauf Ursache hatte. Dazu machte mir der Teufel weiß, die Verstümm-

lungen kämen von der Redaktion. Aber, um des lieben Himmels willen, wer giebt in einem Nest wie Grimma Etwas zur Censur! — Künftig mehr hierüber. — Sagen Sie dem Ritter der Wahrheit (wie Sie einst Herrn Wihl genannt haben; ich glaube, auch Sie rühmten an ihm seine Gleichgültigkeit gegen Privatruhm — jetzt singen Sie ja in einem ganz entgegengesetzten Ton), sagen Sie Herrn Wihl, dass Herr B.r den Wechsel von 200 Franks nicht bezahlt hat, protestieren ließ, sich endlich eklipsierte, und dass ich genöthigt war, dieses Geld aus meiner Tasche zu zahlen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

165. Erklärung.

„Der Schwabenspiegel," ein mit meinem Namen unterzeichneter und im „Jahrbuch der Literatur" von Hoffmann und Campe abgedruckter Aufsatz, ist, im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimliche Betriebsamkeit ihrer

Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, dass ich die Autorschaft desselben ablehnen muss.

Paris, den 21. Januar 1839.

Heinrich Heine.

---

166. An Gustav Kühne.

Paris, den 30. Januar 1839.

Ew. Wohlgeboren

bitte ich, die einliegenden Zeilen *) in der „Eleganten" abzudrucken. Sie werden mich dadurch aufs freundlichste verbinden.

Es mag Sie freilich befremden, wenn ich Ihnen gestehe, dass ich erst vor einigen Wochen Ihre Bekanntschaft machte, nämlich Ihre „Weibliche und männliche Charaktere" gelesen hab'; — aber es wird Sie keineswegs wundern, dass ich davon auf ungewöhnliche Weise angesprochen, erquickt und erbaut worden. Solche Bücher, obgleich selten,

*) Die unter Nr. 165 mitgetheilte Erklärung, welche in der „Zeitung für die elegante Welt" Nr. 28, vom 8. Februar 1839, abgedruckt ward.

geben mir eine Garantie für den fortschreitenden Geist der Humanität in Deutschland und die Talente seiner Träger. Nach der Lektüre Ihres Buches ergriff mich ein sonderbares Heimweh — Vielleicht aber irre ich mich und es giebt nur Wenige Ihres Gleichen in Deutschland. Empfangen Sie meine herzlichsten Grüße und die Versicherung meiner heiteren Hochachtung.

H. Heine.

Adresse: Rue des Martyrs 23.

---

167. An Julius Campe.

Paris, den 20. Februar 1839.

Liebster Campe!

Entweder noch heute oder in den nächsten Tagen schicke ich Ihnen die Vorrede zur dritten Auflage des Liederbuchs. Das Exemplar der durchkorrigierten zweiten Auflage, welches als Manuskript zum Abdruck dienen soll, habe ich vor etwa sieben Tagen nach Hamburg geschickt. Ach, liebster Campe, ich muss heute wieder das alte Lied singen: wie viel Kummer hatte ich, bei der neuen Durchsicht des „Buchs der Lieder“! Sie wissen,

wie viel ich auf meine Interpunktion halte, und sehen Sie mal: wie liederlich ist diese beim Druck berücksichtigt! Bei einem Buche, wie dieses, sollte dem Drucker jedes Komma heilig sein. Die Durchsicht hat mir acht bittere Tage gekostet, und ich hoffe, dass diesmal meine Mühe nicht vergebens war! Schreiben Sie nur gleich an den Drucker, dass man mit diplomatischer Treue meine Interpunktion wiedergebe. Überhaupt sorgen Sie für besseren Druck — Vergleichen Sie in dieser Beziehung mal die zweite Auflage des Liederbuchs mit der Ausstattung anderer Gedichtesammlungen, z. B. Freiligrath's — der bei Cotta erschienen!

Was soll ich aber sagen zu der widerwärtigen Entdeckung, die ich jetzt machte, dass die Censur sogar im „Buch der Lieder" einige Gedichte verstümmelt hat! Was können Sie da vorbringen? Habe ich ebenfalls hier den Censor in Furcht gejagt? Bin ich nicht von allen Dichtern Derjenige, in dessen Versen die wenigsten politischen Anklänge? Habe ich nicht streng Alles ausgeschieden, was dem „Buch der Lieder" nur die mindeste Parteifärbung geben konnte? Ich habe die verstümmelten Gedichte wieder aus der ersten Auflage hineingeklebt, und ich denke, es wird kein Jota daran verkürzt werden, wie ich überhaupt hoffe, dass ich jetzt

nicht mehr in solcher Weise sakrificiert werde — Nein, ich hoffe es nicht bloß, ich bin Dessen auch sicher — ich werde Ihnen keine Zeile mehr geben, wenn ich diese Sicherheit nicht empfange. Schon aus dem Grunde sollten Sie Alles dran setzen, mich unverstümmelt zu drucken, damit hier kein Nachdruck erscheint, der wenigstens den älteren Ausgaben getreu wäre — Sie haben keinen Begriff davon, wie Viel ich in dieser Beziehung gethan habe, um Ihre Interessen zu wahren, und ich werde auch immer Alles thun — aber thun Sie wenigstens das Ihrige, sorgen Sie für Censurbefreiung, drucken Sie treu und schön, geben Sie gute Ausstattung meinen Kindern —

Ich sterbe an dem Schnupfen, der mich seit vierzehn Tagen quält und in einer großen Arbeit aufhält. — Ich habe den „Schwabenspiegel“ nicht, wie man mir rieth, wiederabdrucken lassen, ich beschränkte mich darauf, die Verstümmlung dem Publikum anzuzeigen, werde das Opus aber späterhin in seiner wahren Gestalt geben. — Herr Wihl soll im „Korrespondenten“ den Schwaben auf meine Kosten den Fuchsschwanz gestrichen haben; der eitle Poet, Alles fähig aus Eitelkeit.

Ihr Freund

H. Heine.

---

168. Schriftstellernöthen *).

Offener Brief des Dr. Heine an Herrn Julius Campe, Inhaber der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung zu Hamburg.

Mein liebster Campe!

Wenn Sie oder Andere darauf gerechnet haben, daß mir der „Telegraph" des Herrn Gutzkow hier nicht zu Gesicht komme, irrten Sie sich. Dasselbe ist der Fall, wenn Sie sicher darauf bauten, daß ich auf die darin abgedruckte Erklärung in Betreff des „Schwabenspiegels" **), aus persönlichen Rück-

---

*) Die von [ ] umschlossenen Stellen dieses Aufsatzes sind aus dem (in Händen des Herrn Dr. G. Kühne befindlichen) Originalmanuskripte ergänzt worden.

**) Die von 15. Februar 1839 datierte Erklärung von Hoffmann und Campe war in Nr. 34 des „Telegraphen für Deutschland" abgedruckt und lautete, wie folgt: „In Bezug auf die von Heinrich Heine gegebene Erklärung, daß er den unserm „Jahrbuche der Literatur" einverleibten „Schwabenspiegel" mehrfacher Verstümmlungen wegen nicht mehr anerkenne, erwidern wir, daß dieselben lediglich nur der sächsischen Censur, der das „Jahrbuch" unterworfen war, zur Last fallen. Wir bemerken dies deßwegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter „der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten" zu verstehen haben."

sichten, Nichts erwiedern würde. Enthielte jene Erklärung nur eine rohe Beleidigung, so würde ich gewiss schweigen, alter Freundschaft willen, auch aus angeborener Milde, die aufbrausenden Misslaunen des Gemüthes gern entschuldigend, zumal in dieser schweren Zeit, wo so viel' Widerwärtigkeiten, wie auf den Schriftsteller, so auch auf den Buchhändler eindringen, und Einer dem Andern, wenigstens der Vernünftigere dem Leidenschaftlicheren, manche Unbill verzeihen sollte . . . Aber, liebster Freund, wenn ich auch, alle Empfindlichkeit besiegend, die rohe Beleidigung ruhig hinnähme, so ist doch Ihre Erklärung von der Art, dass sie allerlei bedenkliche Interpretationen zulässt, die das Ansehen meines Wortes und also auch jene heiligen Interessen, denen mein Wort gewidmet ist, gefährden können. Nur als Abwehr jener Interpretationen schreibe ich Ihnen diesen offenen Brief.

Ich machte in der „Zeitung für die elegante Welt" dem Publikum die Anzeige: das bei Ihnen erschienene „Jahrbuch der Literatur" enthalte einen Aufsatz von mir, betitelt „Schwabenspiegel," welcher im Interesse der darin besprochenen Personagen, durch die heimlichen Umtriebe ihrer Wahlverwandten, dergestalt verstümmelt worden, dass ich die Autorschaft desselben nicht mehr vertreten könne.

— Hierauf, liebster Campe, ließen Sie im „Telegraphen“ des Herrn Gutzkow die Erklärung drucken: jene Verstümmelungen fielen lediglich der [königlich sächsischen] Censur zur Last! und Sie setzten hinzu die Worte: „Wir bemerken Dieses deßwegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter der heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten zu verstehen haben.“

Zunächst also widersprechen Sie mir, und zwar ganz apodiktisch, von oben herab, ohne Angabe irgend eines Beweises, der etwa Ihre Aussage bestätige. Ich könnte nun Ihrem kargen Nein ein eben so kurzes Ja entgegensetzen, und es käme alsdann darauf an, wessen Wort in Deutschland den meisten Glauben fände. Aber, wie ich schon erwähnt habe, ich will zu der rohen Beleidigung kein Seitenstück liefern, ich will Sie nicht der Unwahrheit, sondern nur des Irrthums zeihen, und bei diesem betrübsamen Geschäfte stütze ich mich nicht auf meine individuelle Glaubwürdigkeit, sondern nur auf Thatsachen, die Sie selbst anerkannt, und auf die allerhöchste Autorität der Logik. Das Faktum der erwähnten Umtriebe steht daher nicht direkt in Frage; später, wenn die Einmischung mancher Personen weniger indiskret und meine Furcht vor einer gewissen rothen Kreide weniger

hemmend sein wird, werde ich auf jenes Faktum zurückkehren. Heute beschränke ich mich auf einige Erörterungen, wonach das Publikum selbst beurtheilen möge: ob Sie, theurer Freund, hinlänglich berechnet waren, meinen Worten in der erwähnten inofficiosen Weise zu widersprechen?

Ich gestehe Ihnen, ich wollte kaum meinen Augen trauen, als mir im „Telegraphen“ die besagte Erklärung zu Gesicht kam. Hätte ich nicht längst gewusst, unter welchen Einflüssen Sie stehen, wahrhaftig die größten Besorgnisse für die Gesundheit Ihres Hauptes wären in mir aufgestiegen. Armer Freund! als Sie jene Erklärung schrieben oder unterschrieben, litten Sie jedenfalls an einer entsetzlichen Untreue des Gedächtnisses, Sie hatten ganz vergessen, was in Ihren jüngsten Briefen steht, und am allerwenigsten erinnerten Sie sich dessen, was Sie mir zu anderen Zeiten schrieben, wo ich ebenfalls über Verstümmelung meiner Schriften Klage führte. In der That, es war Ihre Schuld, wenn solche Klagen sich mehrmals wiederholten, wenn ich, gekränkt von diesen Bitternissen, alle Lust und Freude an der leidigen Schriftstellerei einbüßte, wenn ich lieber mit verbissenen Lippen ganz schwieg, als dass ich mein gefälschtes Wort den schmählichsten Missverständnissen bloßstellte.

Das fing an mit den „Französischen Zuständen.“ Milde und billigdenkend, wie ich bin, verzieh ich Ihnen gern die ungeheuren Verwüstungen in der Vorrede; Sie gestanden mir, daſs Sie letztere, um groſsen Ungelegenheiten vorzubeugen, der Censur überliefert, obgleich das Buch über zwanzig Druckbogen enthielt . . . Sie waren damals eben in den heiligen Ehestand getreten, hatten jetzt Frau und Kind, und ich konnte Sie nicht geradezu verdammen. Ich berücksichtigte auch bei meiner nächsten Publikation diese veränderte Lage des vermählten Verlegers, und den ersten Theil des „Salons“ konnten Sie getrost ohne die Vorsichtsmaſsregeln der Censur in Druck geben. Sie hatten mich sicher gemacht, und vertrauungsvoll schickte ich Ihnen den zweiten Theil des „Salons“, der ebenfalls über zwanzig Bogen stark und keiner Censur unterworfen war; auch hatten Sie damals wieder so viel Keckes in die Welt hineingedruckt, z. B. Börne’s Briefe, daſs ich meinte, der Campe sei wieder der alte Campe . . . Aber ich verrechnete mich, eben weil Sie so viele ultraliberale Bücher und Büchlein verlegt hatten, glaubten Sie bedeutend einlenken zu müssen, und es war eben mein armer zweiter Band des „Salons“, den Sie sakrificierten, den Sie auf den Altar der Censur niederlegten,

als Sühnopfer für Ihre Pressünden. Das Buch wurde gehörig abgeschlachtet und dergestalt vermetzgert, dass seine ganze patriotische Bedeutung verloren ging, dass man eine gewisse theologische Polemik, die bittere Schale, für den eigentlichen Kern desselben halten konnte, dass dadurch zur Verkennung und zur Verleumdung meines Strebens vollauf Gelegenheit gegeben ward. In der Anzeige, die ich deßhalb publicierte*), mochte ich vielleicht zu weit gehen, indem ich das mir widerfahrene Missgeschick Ihnen allein zur Last legte; aber ganz konnte ich Sie niemals von aller Schuld freisprechen. Wir brouillierten uns damals, und versöhnten uns wieder, flickten das geborstene Zutrauen, und bald darauf sandte ich Ihnen „Die romantische Schule", die Sie ebenfalls druckten . . . nachdem Sie dieselbe aus plötzlicher Angst, Gott weiß an welchem Orte, wieder zur Censur geliefert und an Leib und Leben verstümmeln ließen! Diesmal brauchte ich mich etwas weniger zu ärgern, da unter dem Titel „Zur Geschichte der neuern schönen Literatur" in einer hier zu Paris erschienenen Ausgabe der unverstümmelte Text jenes Buches zum größten Theil

*) Siehe die Erklärung vom 19. März 1835, Nr. 101 des vorliegenden Bandes.

enthalten, und ich mich also vor boshaften Mißdeutungen einigermaßen geschützt glaubte. Auch war Ihre Furcht vor greller Verantwortlichkeit damals nicht ungegründet, eine gewisse Schwüle verkündigte das Gewitter, welches bald darauf, als Bundestagsbeschluß gegen das junge Deutschland, bei uns einschlug. Während es schon donnerte und gelinde blitzte, reichte ich Ihnen die versöhnliche Hand, zuckte die Achsel, unterwarf mich den regierenden Sternen, der fatalen Nothwendigkeit, und beschloß, hinfüro nur leichte Phantasiespiele drucken zu lassen, die, aller politischen Beziehungen bar, überall die Censur passieren würden . . .

Mit solcher Resignation schicke ich Ihnen den dritten Theil des „Salons", welcher eine harmlose Märchensammlung und eine literarisch wilde, doch politisch sehr zahme Vorrede enthielt; das Buch erlangte wirklich das volle Imprimatur, bis auf die Vorrede, womit sich sonderbare Dinge zutrugen. Diese war nämlich gegen den Stuttgarter Denuncianten gerichtet, und Derselbe, wie ich erst später erfuhr, genoß damals bei gewissen Behörden eines außerordentlichen Schutzes. [Freilich, der Angeber muß vom Staate geschützt werden, wenn er auch der erbärmlichste Schuft ist; sonst ist keine Polizei möglich.] Zum Unglück für meine arme Vorrede

ward dem erwähnten Denuncianten noch außerdem, durch die heimlichen Umtriebe seiner Wahlverwandten, überall Vorschub geleistet. Er stand nicht allein; sowie seine Denunciationen nicht bloß öffentlicher Art waren, so hatte er auch eine Menge im Dunkel einherschleichender Gehilfen. Ja, jene Denunciationen waren nicht bloß öffentlicher Art, bestanden nicht bloß in gedruckten Artikeln; vielleicht erinnern Sie sich, daß Sie sich damals erboten, mir einen eigenhändigen Brief zu verschaffen, den Herr Wolfgang Menzel kurz vor dem Erscheinen der Bundestagsbeschlüsse an Theodor Mundt geschrieben, und worin er blödsinnigerweise seine häscherlichen Schelmereien selber verrieth.

Aber Sie vergessen Alles, lieber Campe, Sie vergessen sogar, daß Sie selber, bei Gelegenheit der Vorrede zum dritten Theil des „Salon's“, gegen die geheimen Umtriebe der Menzel'schen Wahlverwandten mit aller Macht zu kämpfen hatten und Dergleichen nur durch Gegenlist vereiteln konnten. Namentlich beklagten Sie sich damals über einen gewissen Dr. A[drian], Censor in Gießen, wohin Sie das Buch zum Druck gegeben; auf ihn warfen Sie die Schuld, daß der Inhalt, der bis zum Erscheinen desselben ein Geheimnis bleiben sollte, schon gleich in Stuttgart bekannt wurde. In

Ihrem Briefe vom 21. Oktober 1836 schrieben Sie mir:

„Gesagt habe ich Ihnen, daſs A[drian] Ihr Censor in Gießen ist, [derselbe, der „Bilder aus England“ schrieb.] „Dieser gab in den „Phönix“ eine Notiz, daſs der Salon III mit hessischer Censur in Gießen gedruckt würde. Ich mittelte Das aus und habe durch den Redakteur Duller den Beweis in Händen, daſs er es mittheilte. Diese Notiz ging in andere Blätter über, und könnte so die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben. Die Absicht dieser Insinuation liegt nicht tief.“

In einem späteren Briefe klagten Sie, daſs man Sie mit dem Imprimatur Monate lang hinhalte, — (in der That, es verflossen über neun Monate, ehe das Buch erschien) — und Ihr Verdacht steigerte sich. Endlich, [nachdem man Sie lange an der Nase herumgeführt,] schrieben Sie mir Folgendes in Ihrem Briefe vom 5. April 1837:

„Denken Sie, A[drian] will das Imprimatur nicht für die Vorrede ertheilen. Der Drucker hat an das Ministerium requiriert. Die Minister haben gelacht, aber [so ein H . . . . . . tt, der „Skizzen aus England“ schreibt, ist auf seinem Posten allmächtig,] sein Recensent Menzel

gibt ihm mehr als Heine, er will also Pietät üben."

Diese Erinnerungen mögen Ihnen einen ungefähren Begriff davon geben, was ich unter dem Ausdruck „die geheimen Umtriebe der Wahlverwandten" eigentlich verstehe. Eine präcise Definition ist hier unmöglich. Das sind Dinge, die weit eher gerochen, als gesehen und betastet werden. Sie können mir eben so gut zumuthen, den Wind mit fester Hand zu erfassen oder die Dunkelheit zu beleuchten . . . Es kann mir da wohl begegnen, daſs, so wie ich mit der Laterne herankomme, die Schatten, die ich Jedem zeigen wollte, spurlos verschwunden sind.

Polemische Arbeiten, wobei das Interesse des Augenblicks in Anspruch genommen wird, verlieren durch Verzögerung des Drucks den besten Theil ihres Werthes; nichtsdestoweniger dankte ich Ihnen, daſs Sie unter dem Titel „Über den Denuncianten" die erwähnte Vorrede des dritten Salontheils als Broschüre unverstümmelt herausgaben. Ich schöpfte wieder neuen Glauben an Ihren Druckmuth, ich ward wieder sicher. Nicht wenig musste ich mich daher verwundern, als ich, bei Ihnen anfragend, wie es mit dem Druck des zweiten Bandes des „Buchs der Lieder" aussehe? die Antwort erhielt: Nicht so dumm,

diesmal sei das Manuskript nicht nach Gießen zur Censur geschickt worden, sondern nach Darmstadt, und von dort wäre noch keine Nachricht angelangt. Ich musste herzlich lachen, dass der heldenmüthige Verleger der Börne'schen Schriften jetzt sogar meine harmlosen Liebeslieder zur Censur giebt . . . Aber meine gute Laune schwand, als ich, der ich Nichts von Geographie verstehe, mich bei einem ehemaligen deutschen Lohnkutscher näher erkundigte und den Bescheid empfing: Darmstadt und Gießen, Das sei wie Speck und Schweinefleisch, da sei kein Unterschied, ein Thorzettel aus Darmstadt gelte auch in Gießen, und der Gießener Gassenvoigt sei ein leiblicher Vetter des Herrn Zollinspektors zu Darmstadt. Ich ward daher nicht sonderlich überrascht, als ich nach mehreren Monaten von Ihnen den Klagebrief erhielt: man habe wieder [Sie an der Nase herumgeführt und] das Imprimatur verweigert. Da ich zu diesem Buche eine Nachrede geschrieben, die, polemischen Inhalts, durch solche Druckverzögerung das Interesse der Aktualität schon ein Bißchen eingebüßt hatte, gab ich gern Ihrem Vorschlage Gehör, diese Nachrede in einem „Jahrbuch der Literatur," welches Sie im Oktober auszugeben versprachen, gleich abdrucken zu lassen. Leider besitze ich den hier erwähnten Brief nur

zum Theil, da ich mich bei Empfang desselben in der Bretagne befand und eine Stelle des Briefes, welche Herrn D. betraf, ausschnitt und Demselben nach Paris zuschickte; es befindet sich daher im Briefe eine Lücke, was mir sehr leid ist; denn ich möchte gern die Originalworte anführen, womit Sie mir den treuesten Abdruck meiner Nachrede versprachen und mir zugleich über Herrn Gutzkow ein sehr naives Geständnis machten. Der Brief ist vom 9. August 1838, und folgende Worte haben sich darin erhalten:

„Mit Gutzkow habe ich heute Abend ein „Unternehmen ausgeheckt, das für die Interessen „der Literatur von Wichtigkeit sein wird; näm„lich ein „Jahrbuch der Literatur," das im Ok„tober dieses Jahrs ausgegeben werden soll und „künftig alle Jahre folgen wird. Wir haben Jour„nale, Monats- und Quartalschriften genug — „Was diese sich erlauben, wissen die zur Fahne „Gehörenden zur Gnüge. Das Jahrbuch soll in „letzter Instanz entscheiden, die Akten mustern. „Ihre Nachrede würde hierin ganz am richtigen „Platze sich befinden. Gutzkow trug mir auf, Das „Ihnen zu sagen. Rosenkranz, Jung, König, Riedel, „Daumer, Schücking, Dingelstedt &c. geben Beiträge. „Die übersichtlichen Artikel von 1830 an giebt

„Gutzkow. Der sogenannten jungen Literatur wird „Nutzen daraus werden. Wienbarg wird was geben. „Ihren Aufsatz hätte Gutzkow dafür gar gern — „Oder wollen Sie einen andern geben? Falls Sie „den Nachtrag gedruckt wissen wollen . . .“

Bei diesen Worten beginnt die erwähnte Lücke. Ich erhielt zu gleicher Zeit einen Brief von Herrn Gutzkow, worin er sich mir freundlich und liebevoll nahte, was er wahrlich guten Fuges thun konnte, da ich schon frühzeitig in meinen Schriften seinen Genius mit gehöriger Würdigung begrüßt hatte und ich auch späterhin, in bedrängtester Zeit, als die Genossen ihn gleichsam im Wettlauf desavouierten, unumwunden meine Sympathie für ihn aussprach. Sie wissen, wie ich sein Vertrauen ehrte, und sehr gern überließ ich dem „Jahrbuch der Literatur“ die erwähnte Nachrede, für welche Herr Gutzkow mir den Titel „Schwabenspiegel“ vorschlug.

Sie können sich nun leicht eine Vorstellung davon machen, wie schmerzlich, widerwärtig schmerzlich mein Gemüth berührt wurde, als nach solchen Vorgängen Ende December das „Jahrbuch der Literatur“ mir zu Händen kam, und ich meine arme Nachrede, die jetzt einen pretensiösen Titel trug, so gründlich verstümmelt fand, [daß ich nicht nur

um meine Genugthuung an den darin besprochenen Personagen geprellt schien, sondern dass, durch Verfälschung der Beiwörter, Ausmerzung der Übergänge und sonstige Entstellung der Form, auch mein artistisches Ansehen bloßgestellt worden.] Das hat wahrlich kein Censor gethan, denn auch nicht eine Silbe war in dem Aufsatz, die nach Politik oder Staatsreligion roch, [und wenn ich ihn später in seiner ursprünglichen Gestalt abdrucke, wird Jedem einleuchten, dass die schäbigen Finger, die hier ihr dunkles Werk vollbracht, zugleich die Spur Ihrer Absichten zurückgelassen haben.] Sie sind unschuldig daran, liebster Campe, ich bin davon überzeugt; denn als ich Ihnen über diesen Frevel gleich schrieb, antworteten Sie mir mit Verwunderung, und aus Ihrem Briefe vom 25. Dezember 1838 will ich nur die Worte anführen:

— — „Mir schien es auch, dass Etwas fehlte; „ich verlangte daher das Manuskript zur Ver„gleichung, wie Sie aus dem Fragmente des Briefes „vom Faktor der Druckerei sehen. Zuvor schrieb „mir P. (der Schriftsteller und Buchdruckerei-Be„sitzer), Ihr Aufsatz allein fände Anstand beim „Censor. Ich hatte befohlen, und meine Briefe „an die Druckerei bezeugen es, wenn Sie sie

„sehen wollen, dass ich erklärte: wenn Etwas „gestrichen würde, worauf ich nicht gefasst „war, solle der Artikel wegbleiben."

Eingeständlich hatten Sie also bestimmten Befehl gegeben, im Fall die Censur an meinem Artikel streichen wolle, ihn lieber gar nicht zu drucken . . . Wie kommt es nun, daß der Artikel dennoch, trotz diesem Befehl, so entsetzlich zusammengestrichen und dennoch gedruckt wurde? Oder giebt es Befehle, die höher geachtet werden, als die Ihrigen, und denen Sie selbst nur blindlings gehorchen? Sie erregen jedenfalls die bedenklichsten Zweifel an Ihrer Selbstständigkeit, wenn Sie die Verstümmelung meines Artikels lediglich der [königlich sächsischen] Censur zur Last legen.

Nein, diesmal will ich mich nicht auf die Censur verweisen lassen, und am allerwenigsten auf die [königlich sächsische] Censur, die mir eben damals, als Ihr „Jahrbuch" erschien, einen glänzenden Beweis ihrer Milde und Liberalität gegeben hat; weil nämlich jedes Buch, das im Auslande gedruckt worden, in Deutschland die Censur passieren muss, ehe es in den deutschen Bundesstaaten verkauft werden darf, ließ ich „Shakspeare's Mädchen und Frauen" [in Leipzig] censieren, und siehe! in diesem Buche, [welches doch manche politisch und theolo-

gisch anzügliche Stelle enthielt,] hat die [königlich sächsische] Censur kein einziges Wort gestrichen! Warum soll nun [in Grimma] dieselbe Censurbehörde ein weit harmloseres Opus verstümmelt haben? Gewöhnlich kann man an kleineren Orten weit eher durch freundliche Vorstellungen der Censurstrenge Etwas abgewinnen, man giebt den unwichtigen Theil eines Buches preis, um das Bedeutendere zu retten, man vermittelt. . . Kurz, liebster Campe, Alles, was Sie mir erwiederten, sprach mehr gegen Sie, als für Sie; im Gegentheil, Sie selbst lieferten mir neue Gründe zum Argwohn; der angebliche Censurbogen, den Sie gleichzeitig einschickten, war Nichts weniger, als ein mit Imprimatur versehener Censurbogen; dabei suchten Sie mich auf allerlei fremde Fährten zu bringen, und z. B. in Ihrem Briefe vom 10. Januar schrieben Sie mir:

„— — Den Censurbogen vom „Schwaben-„spiegel“ habe ich Ihnen vor Acht Tagen gesandt, „und werden Sie daraus die Überzeugung gewon-„nen haben, in welchem schändlichen Verdacht Sie „Gutzkow und mich hielten! [Leider ist es sündlich, „wie der Censor gehandelt hat, und man sieht: daß „es reine Fraubasereien sind, die er in Schutz „nimmt, z. B. für Theodor Hell! Der Censor ist

„ein Dresdner. Früher war es Gehe, Der ist jetzt „in Paris — —"]

Nein, liebster Campe, [Theodor Hell ist unschuldig; auch stand in meinem Artikel kein einziges Wort, das nur im Mindesten Denselben verletzen konnte.] Auch Gutzkow, auf den, ich weiß nicht warum, Sie mich so gern anrennen lassen möchten, ist unschuldig. Er ist unschuldig wie Sie. Wenn ich vielleicht in meinem Brief an Sie etwas unwirsch von Gutzkow sprach, so geschah es zunächst, weil ich übel gelaunt war, und dann auch weil ich ihn auf keinen Fall von einer levissima culpa freisprechen konnte. Sie sagten mir nämlich in Ihrem Briefe, daſs der Censor in Gutzkow's Aufsatz gar Nichts gestrichen habe, und doch, in Vergleichung mit letzterem, welcher politisch-philosophisch so viele Zeitinteressen diskutierte, war mein Aufsatz nur ein armer harmloser Schwabenspiegel. Aber Herr Gutzkow, welcher dafür sorgte, daſs sein Aufsatz bei der Censur keinen Schaden litt, — warum übte er für meinen Aufsatz, den ich ihm gewissermaßen anvertraut hatte, nicht dieselbe Sorgfalt? Da Sie, liebster Campe, keine juristischen Bücher verlegen, so wollte ich Ihnen deutlich machen, was ich unter levissima culpa verstehe.

Wenn ich aber überhaupt gegen Herrn Gutzkow unmuthig war, so haben Sie selbst, lieber Campe, durch eine gewisse kindliche Redseligkeit am meisten dazu beitragen. Wer hat mich zuerst darauf aufmerksam gemacht, daß manche Schmähartikel, die ihr Material augenscheinlich aus Hamburg bezogen, ganz sicher aus der Feder jenes edlen B[eurmann] geflossen, der am Ende doch Nichts anders ist, als eine von den dienenden Seelen des Herrn Gutzkow? Warum in Ihrem Briefe vom 5. Februar 1839 stecken Sie mir, daß ein Herr Wihl keine Zeile schreibe, die nicht Gutzkow revidiert habe? Warum belasten Sie Letztern mit der Verantwortlichkeit für Alles, was Jener schreibt? Und wenn Jener, in einer Zeitschrift meinen „Schwabenspiegel“ besprechend, die Schwaben und sogar das Menzel'sche Heldenthum gegen mich in Schutz nimmt, muß ich alsdann nicht über Gutzkow mißlaunig werden, der seinem Bedienten vielmehr Ordre geben sollte, meinen Aufsatz unterthänigst zu respektieren, schon aus Gründen der Delikatesse? Und wer, liebster Campe, lieferte mir eine Charakteristik des besagten Herrn Wihl, dem Sie, wie aus Ihrem Brief vom 21. Junius 1838 hervorgeht, das Manuskript des „Schwabenspiegels“ ohne mein Vorwissen anvertraut und wochenlang in

Händen ließen? Wer schrieb mir in dem schon erwähnten Brief vom 25. December 1838 die folgenden Worte:

„Wihl ist eine Klatsche. Vor vierzehn Tagen „habe ich ihn gehörig in der Kur gehabt, weil der „Mensch, der mit dem ganzen schreibenden Unrath „hier frère et compagnie ist, sich erdreistete, mich „in eine Klatscherei zu bringen, wo ich eine Figur „spielen sollte, die sich am Gängelbande Gutzkow's und Wihl's leiten ließe! — Es war ein „dicker Knäul — — — — Nach dieser Sage aber, „daß ich vom „Telegraphen" abhängig; — daß „ich thun müsse, was Gutzkow wolle" — sprach „ich mich gegen Gutzkow so ungefähr aus: daß ich „vor vier Monaten ihn bei Gelegenheit seiner Klatscherei bei Wienbarg gebeten, den Wihl als Handlanger (seiner Arbeiten) zu gebrauchen, aber nicht „in unsere Verhältnisse, Vorhaben und Dergleichen „blicken zu lassen; er könne das Maul nicht halten „und würde uns kompromittieren, und Plane, die „mühevoll entworfen worden, dadurch zu Schanden „machen. Gutzkow habe — — — — — — — — „Wihl ist der klebrigste und eitelste Mensch, „den ich kenne. Wie oft habe ich ihn auf solcher „Fährte ertappt und ausgelacht! Alle unsere erbärmlichen Winkelblätter lobhudeln ihn auf eine

„ungeheure Weise. Er ist Dichter! — steht durch
„Gutzkow mit allen Reputationen in Verkehr, die
„unsere Mauer betreten. — Gleichwohl verkehrt
„er in der Unterwelt; der Redakteur des Neuig-
„keitsträgers und aufwärts bis zum Runkel *), sind
„seine Gönner und — loben ihn. Dabei ist er
„ohne Menschen- und Weltkunde, [sündigt aus
„Dummheit wie aus bösem Willen] — — —"

Ich habe diese Stelle aus Ihrem Briefe in der besondern Absicht citiert, um Sie fühlen zu lassen, wie wenig Sie für die literarische Zuverlässigkeit einer Person stehen können, die das Manuskript meines Aufsatzes wochenlang in Händen hatte . . .

Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel" verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reisebilder" verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft,

*) Redakteur des „Hamburger unparteiischen Korrespondenten."

die ich nicht persönlich kenne, und die gewiss, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte“ zu erschnappen!

Wüssten Sie, lieber Campe, wie freundlich mir in diesem Augenblick die Sonne aufs Papier scheint, wie heiter mein Gemüth, wie schön der Namenstag, der heute gefeiert werden soll, ach! Sie würden mich bedauern, dass ich die holden Morgenstunden mit obigen Erläuterungen vertrödeln musste! Und doch waren sie nöthig, da ich Ihnen kein verletzend kurzes Dementi geben wollte. Und schweigen konnte ich auf keinen Fall, worüber Sie sich vielleicht wundern, da ich doch auf die schnödesten Beschuldigungen in öffentlichen Blättern, auf dicke Broschüren voll bösen Leumunds, ja auf ganze Mistkarren voll Verleumdung, mit keiner Silbe geantwortet habe. Aber mit einem Verleger ist es eine besondere Sache. Man traut sehr wenig den Behauptungen von Leuten, die dem Schriftsteller ferne stehen, denen seine Thüre verschlossen ist, und die nur durch die Ritzen gucken; der Verleger hingegen wird gleichsam als unser intimer Hausfreund betrachtet, man denkt, er kenne ganz genau unsere Wirthschaft, er habe überall hinter die Gardine geschaut, und man leiht seinen Aus-

sagen ein willigeres Gehör. Ich musste daher, um Ihre Erklärung zu entkräften, weitläufig auseinandersetzen: wie wenig Sie berechtigt waren, wo von Verstümmelung meiner Schriften die Rede ist, mit Keckheit gegen mich aufzutreten; wie wenig Sie mit Bestimmtheit meinen Behauptungen widersprechen konnten; wie unsicher der Boden, auf dem Ihre Gründe umherschwanken; und wie endlich Ihre Glaubwürdigkeit da aufhört, wo der fremde Einfluss anfängt. Wäre es mir bloß darum zu thun gewesen, den letzteren zu konstatieren und zu beweisen, dass Ihre Erklärung nur ein Produkt der Unfreiheit sei, wahrlich, zu solcher Beweisführung brauchte ich keines anderen Aktenstücks, als eben jener Erklärung selbst. Denn ich frage Sie: was ist der Zweck dieser Erklärung? Hegten Sie etwa die Besorgnis, dass man die Verstümmelung meines Aufsatzes Ihnen zuschreiben könnte? In diesem Falle war die erste Hälfte der Erklärung hinreichend, und es bedurfte nicht des Zusatzes: „Wir bemerken Dieses deßwegen, um den Gegnern Heinrich Heine's deutlich zu machen, was sie unter der „„heimlichen Betriebsamkeit ihrer Wahlverwandten““ zu verstehen haben.“ Oder, lieber Campe, sind Sie von meinen Gegnern so hart bedrängt worden, dass Sie ihnen durch jenen Zusatz eine

persönliche Genugthuung geben mussten? Das ist auch nicht der Fall, denn Sie sind ja der große Schütz; auch hätten Sie zu viel Muth, um sich eine Erklärung abdrohen zu lassen; und am allerwenigsten würden Sie sich vor Maikäfern fürchten und vor Wolfgang Menzel, dem Achilles! Oder schrieben Sie jene Erklärung aus geheimem Hass gegen mich, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden? Nein, wir sind die besten Freunde, und es wäre schändlich von mir, wenn ich Ihnen die Tücke zutraute, im Mantel der Freundschaft einen meuchlenden Dolch zu verbergen! Oder erzielten Sie durch jene Erklärung irgend einen irdischen Vortheil, und, vielleicht mit blutendem Herzen, opferten Sie den Freund einem höheren, nämlich einem merkantilischen Interesse? Nein, Das kann es auch nicht sein; aus jener Erklärung dürfte Ihnen vielmehr ein pekuniärer Schaden erblühen . . . Mein Grundsatz: „Je mehr wir den Menschen kosten, desto mehr lieben sie uns!“ könnte mich nämlich auf den Gedanken führen, Ihre Freundschaftgefühle indirekt zu steigern, und für meine nächsten Werke das doppelte Honorar zu fordern.

Wenn also weder Delikatesse, noch Furcht, noch Hass, noch Vortheil bei Ihrer Erklärung im Spiele sein konnte, so wird jene Erklärung nur

erklärlich durch die geheimen Umtriebe jener schwäbischen Wahlverwandten, denen Sie, liebster Campe, unbewusst als Werkzeug dienen, und eben die Worte, womit Sie mir widersprachen, enthalten eine Bestätigung meiner Angaben.

Paris, den 3. April 1839.

Heinrich Heine.

---

169. An Julius Campe.

Paris, den 12. April 1839.

Liebster Campe!

Nächste Veranlassung des heutigen Briefes ist der „Nachtrag des Buchs der Lieder,“ den ich aus Grimma zurückerhalten, und zwar in einem so wüsten Zustand, dass mir noch eine heillos verdriessliche Arbeit bevorsteht. Ich muss das Ganze wieder aufs Neue ordnen, einige Gedichte fehlen ganz, Das ist fatal.

Welche fatale Beschäftigung Sie mir aufgesackt, werden Sie aus der „Eleganten Welt“ ersehen. Ich hoffe, Sie bedanken sich für die Mäßigung, die ich dabei an den Tag gelegt, und die Sie wahrhaftig nicht verdienten, Sie, der mir ein

öffentliches Dementi gegeben — Liebster Campe, jetzt unter vier Augen sag' ich es Ihnen, nicht aus Gutmüthigkeit habe ich Ihnen so milde geantwortet auf Ihre schauderhafte Anzeige — (Antworten musste ich jedenfalls, sonst glaubte das Publikum, Sie hätten mich so sehr in Händen, dass ich mir Alles von Ihnen gefallen lassen müsse) — Nein, wenn ich Ihnen nicht derber antwortete, so geschah es lediglich aus dem Grunde, weil ich, der Vernünftige, wohl einsah, dass ein öffentlich derbes Wort es Ihnen unmöglich machte, künftig was von mir zu verlegen, und eine Verbindung, die so lange gedauert und woran ich mich mit Freud' und Leid gewöhnt, ein trübes Ende nehmen musste. Dazu kommt, dass ich genau einsehe, wie und durch wen Sie zu jenem an mir verübten Frevel angestachelt worden — Möge der liebe Gott es Gutzkow verzeihen, dass er wenigstens ein Bisschen dazu beigetragen, mir Kummer zu machen, Er, der vielmehr verpflichtet gewesen wäre, Sie davon abzuhalten, jene Erklärung im „Telegraphen“ zu drucken. — Der letzte Grund, der letzte Wahnsinngrund jener Erklärung ist aber nirgends anders zu suchen, als in der giftmischerischen Dummheit jenes kläglichen Wihl's, der, wo seine Poeteneitelkeit verletzt ist oder Befriedigung erzielt, zu den

schändlichsten Handlungen fähig ist. Ich bitte, Campe, folgen Sie mir, zeigen Sie ihm jetzt ein für alle Mal die Thüre, ehe er Sie, wenn es in seinen dummen Kram passt, mit Personen verfeindet, die minder großmüthig als ich sind. Sie werden auch jetzt einsehen, dass dieser Ritter der Wahrheit, dem ich nicht das mindeste Mandat gegeben, einen Aufsatz über mich zu schreiben, mich nur zum Piedestal seiner Eitelkeit benutzen wollte. — In ängstlichster Vorsorge gab ich ihm auch keine Zeile nach Hamburg, und doch präsentierte er sich bei Ihnen als ein Intimus von mir, sogar bei meiner Mutter, wo er durch Entstellung und klatschsüchtige Verleumdung meiner häuslichen Verhältnisse viel Böses stiftete — Und nun gar sein Artikel, wo er mein armes Weib mit Therese Levasseur vergleicht (Die hätte der Redakteur doch kennen müssen) — dann die unbegreiflichen Angaben über das Elend, worin ich lebe — Das war vielleicht gutmüthige Eselei; doch, wäre er weniger dumm gewesen, hätte er wohl gemerkt, dass ich von solchem Elend nur dann Gebrauch machte, wenn ich Etwas haben wollte (z. B. von Ihnen), oder nicht gern Etwas geben wollte (z. B. an Herrn Wihl, der mir dennoch bare 200 Franks kostet — und mir vielleicht noch mehr gekostet hätte, wenn mich mein großes

Elend nicht davor schützte). Er konnte immerhin sagen, dass ich mit meinem Oheim schlecht stand, denn ich machte kein Geheimnis daraus; aber es war mir verdrießlich, dass er, wahrscheinlich ebenfalls aus Unverstand, meinem Oheim jenes Elend zur Last legte, denn Dieser hat mir damals immer eben so viel Geld gegeben, wie jetzt, wo wir ganz gut stehen — nur die Weise ist verschieden. Stand nun da, wie ein Lügner; zum Glück hat Keiner meiner Familie davon Notiz genommen. — Mich, der ich drei Jahre lang kein deutsches Blatt las, schilderte der Kerl wie einen klatschblättersüchtigen Wihl — das Niederträchtigste an jenem Aufsatz darf ich gar nicht eingestehen —

Diese nachträgliche Expektoration war nöthig; ich wollte früherhin nicht unnöthig reizen, jetzt will ich Nichts mehr zurückhalten, von nun an lass' ich auch nicht mehr das Gringste, was mir missfällt, hingehen. Ich kann vor Degout gar nicht mehr schreiben.

Nur wie ich es hinfüro gehalten haben will, melde ich Ihnen in der Kürze: Künftig geben Sie kein Manuskript von mir aus Händen, geben's an Niemanden, wer es auch sei. Künftig, wenn Sie nicht die Censur umgehen können, geben Sie meine Manuskripte nur da zur Censur, wo ich deren Libera-

Wihl soll er kuschen heißen, auch mir nicht den Beurmann aufhetzen. Hab' Viel zu thun und meine Zeit ist kostbar.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

---

170. Erklärung.*)

Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Missbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt"

*) Ludwig Wihl hatte an die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" nachstehende Erklärung eingesandt, welche — gemeinsam mit obiger von H. Heine verfassten Parodie — in Nr. 102 jenes Journals, vom 28. Mai 1839, abgedruckt ward. Der Redakteur begleitete den Abdruck dieser Erklärungen mit den Worten: „Wir glauben, es nicht auf unser Gewissen nehmen zu dürfen, diese Erklärung länger dem Publikum vorzuenthalten, wie wir denn auch die andere, uns ebenfalls eingesandte wörtlich wiederzugeben uns auferlegt fühlen. Es ist einmal eine Zeit der Erklärungen, und keinem lebenden Wesen sollte das Recht entzogen werden, sich zu erklären." Die von [ ] umschlossenen Stellen sind aus dem (in Händen des Herrn G. Kühne befindlichen) Originalmanuskripte Heine's ergänzt. — Der Wihl'sche Artikel lautete:

erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren

---

„Erklärung.

„Es ist mir leid, durch Hrn. Heine in Paris, der sich einen unerhörten Mißbrauch mit ihm anvertrauten Briefgeheimnissen in den neuesten Nummern der „Zeitung für die elegante Welt" erlaubt hat, zu folgender Erklärung aufgefordert zu werden. Hr. Heine (dessen seit einigen Jahren verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat), erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie Dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasedow" immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen", den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen, entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für mein Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Andere, die Hr. Heine in seinen Schriften beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Herr Heine ficht gegen mich mit fremder Klinge, oder vielmehr mit den heimlichen Dolchstichen, die mir ein Buchhändler in seiner Privatkorrespondenz beibringt. Dieser Mann spielt in der Dreistigkeit, die sich Herr Heine gegen ihn herauszunehmen

verbleichter Ruhm von jeher weniger in dichterischer Größe und Charakterfestigkeit, als in einer ihm ganz eigenthümlichen Keckheit Nahrung gefunden hat) erweist mir — ich möchte fast sagen — die Ehre, mich, Ludwig Wihl und Karl Gutzkow auf die gehässigste Weise anzutasten. Wie Dieser den Neid des Hrn. Heine auf seine seit dem Erscheinen des „Blasedow“ immer fester im Herzen der Nation wurzelnde Stellung, den Neid auf das frische, lebenskräftige Gedeihen des „Telegraphen,“ den Neid auf dichterische Entwickelungen, die der Protektion des Hrn. Heine in Paris nicht bedürfen,

---

gestattet, eine so bemitleidenswerthe, tief herabgewürdigte Rolle, daß ich dem Schattenriß, den er in seiner Privatkorrespondenz von mir entworfen hat, Nichts als das Bild gegenüberzuhalten brauche, welches in den Herzen Derer, die mich wahrhaft erkannt haben, und mit deren — Geldbeutel ich nicht in Verbindung stehe, leben wird. Liebte ich, wie der Buchhändler sagt, die Zuträgereien, so würde es mir ein Leichtes sein, Hrn. Heine Gleiches mit Gleichem zu vergelten . . . Doch ich will mich nicht, so wie Hr. Heine, durch unerlaubte Mittheilung von Privatansichten entwürdigen und strafe nur Denjenigen Lügen, der mich zu einem Handlanger der Censur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen.

Ludwig Wihl.“

entlarvt hat, zeigen die neuesten Nummern jener trefflichen Zeitschrift. Ich für meinen Theil würde jene Befleckung meiner Ehre, wie die gefeierten Namen Platen, Tieck, Schlegel, Schelling, Hegel und Ludwig Wihl, die Hr. Heine beschmutzte, mit derselben ruhigen Verachtung über mich ergehen lassen, könnte ich mich vor der Welt auch nur im entferntesten ähnlicher Thaten, wie Jene, rühmen. Ja, nicht einmal einem Ludwig Wihl darf ich mich gleichstellen; denn ich bin nur ein Hund im wirklichen Sinne des Worts, ich bin nämlich der geschmähte Nachfolger jenes Sarras, jenes ehrlichen, treuen, tugendhaften Pudels, der [freilich Herrn Heine's Immoralität verabscheute, aber] keineswegs Gelegenheit gab, ihm des hämischen Anbellens zu beschuldigen. Hr. Heine entblödete sich, in seinem offenen Briefe an meinen Herren Julius Campe folgende Schandworte auszusprechen: „Wer aber hat meinen „Schwabenspiegel" verstümmelt im Interesse der Schwaben, oder, um mich genauer auszudrücken, im Interesse einiger Redakteure Cotta'scher Zeitschriften? Wäre Sarras, Ihr zottiger Jagdgenosse, noch am Leben, auf ihn würde mein Verdacht fallen, denn er fuhr mir oft nach den Beinen, wenn ich in Ihren Laden kam, und bellte immer verdrießlich, wenn man ein Exemplar der „Reise-

bilder" verlangte. Aber Sarras, wie Sie mir längst anzeigten, ist krepiert, und Sie haben sich seitdem ganz andere Hunde angeschafft, die ich nicht persönlich kenne, und die gewiss, was sie bei Ihnen erschnüffelt, schnurstracks den Schwaben apportierten, um dafür ein Brosämchen des Lobes im „Morgenblatte" zu erschnappen!" — — Tief verachte ich einen Menschen, der selbst die Ruhe der Todten nicht schont, der mit frecher Hand die Gräber der Verstorbenen aufwühlt, der sich durch unerlaubte Mittheilung von Privatansichten entwürdigt — und obgleich ich nur ein Hund bin, ein ganz gemeiner Hund, so wage ich es dennoch, Denjenigen Lügen zu strafen, der mich zu einem Handlanger der Censur macht, der mich für fähig hält, aus Vorliebe für die bei mir allerdings unendlich höher, als Hr. Heine, stehenden schwäbischen Dichter in seinem Manuskripte auch nur eine Zeile zu entstellen. — Ich bitte Sie, diese Erklärung schleunigst abzudrucken, denn wenn Campe von der Leipziger Messe zurückkehrt, muss ich kuschen. [Fußtritte krieg' ich auf jeden Fall.]

Hektor,

Jagdhund bei Hoffmann und Campe in Hamburg.

171. An Heinrich Laube.

Granville (Departement de la Manche),
den 24. Juni 1839.

Liebster Laube!

Ihre Frau Gemahlin bitte ich zu grüßen. — Ich hoffe, dass Sie Beide jetzt anfangen, sich in dem wüsten Paris etwas behaglich zu fühlen. Was mich betrifft so befinde ich mich wie ein Fisch im Wasser; das Wort in seinem wahren Sinn, denn ich bade schon, und wenn ich nicht eben im Meere schwimme, so flaniere ich doch am Ufer, betrachte die Wolken, behorche das Wellengeräusch — und schematisiere.

Ich hoffe, dass Sie Ihre Gutzkowiade bereits abgeschickt; was die meinige betrifft, so muss ich sie noch erst abschreiben, ein langweiliges und ödes Geschäft, und auch schmerzlich wegen des Zustandes meiner Augen, die seit acht Tagen wieder sehr leiden. Aber:

„Der ist besorgt und aufgehoben —
Der Herr wird seine Diener loben!“ *)

---

*) Der hier erwähnte Aufsatz Heine's wider Gutzkow ist unseres Wissens nicht veröffentlicht worden.

Meine Gatt- und Göttin befindet sich ganz wohl und hat mich beauftragt, wenn ich schriebe, den Monsieur Laube et sa dame freundlich zu grüßen. — Sie ist in diesem Augenblick in die Messe gegangen . . . sehr geputzt!

Da, wie Sie wohl denken können, keine deutschen Blätter hierher gelangen und mir übrigens aus Deutschland über die Gutzkow'schen Händel Nichts geschrieben wird, so müssen Sie mich gleich davon in Kenntnis setzen, im Falle etwas darauf Bezügliches in deutschen Zeitungen gesagt oder geäußert wird. Lesen Sie keine, so sagen Sie es Herrn Weill, der sie liest, und geben ihm meine Adresse, um mir mitzutheilen, was er aus Deutschland erfährt. Vielleicht schreib' ich ihm dieser Tage.

Mein Bankier hat noch kein neues Manuskript aus Deutschland erhalten. Ich hoffe, die Übersetzung wird rasch gefördert. — Vergessen Sie auch nicht meinen Auftrag in Betreff des Konversationslexikons. Fürchte aber, die Fürsorge kommt zu spät.

Ich lebe hier sehr angenehm und glücklich und hoffe auch, dass dieser Aufenthalt manche literarische Ausbeute liefert. — Lassen Sie mich recht bald Nachricht von Ihnen hören.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

Besuchen Sie doch recht bald den Redakteur der Revue des deux mondes und geben ihm einliegende Zeilen.

---

172. An Gustav Kühne.

Flüchtigen, aber herzlichen Gruß, mein liebster Kollege, indem ich Ihnen diese paar Gedichte schicke*), die zu einer Sammlung gehören, die ich vielleicht nicht so bald herausgebe — obgleich meine Note von baldigem Erscheinen spricht. Befindet sich im fünften Gedichte irgend Etwas, woran Sie Anstoſs nehmen, so daſs Sie das Gedicht nicht drucken können, dann lassen Sie vor der Hand die ganze Sendung ungedruckt; denn sie wäre ohne das letzte Gedicht gar zu arm. Ich habe überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poesie — nämlich zur versificierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unsere ganze Zeit, ist den Versen nicht mehr günstig und verlangt Prosa. — Ihre Prosa, liebster Kühne, beiläufig gesagt, gefällt mir überaus gut, Sie schreiben einen Stil, der ganz original, was nicht bei

---

*) Abgedruckt in Nr. 215 der „Zeitung für die elegante Welt", vom 2. November 1839.

allen unseren Freunden der Fall ist. Es liegt ein sanfter Schmelz drin, und die Gedanken schauen manchmal wie verschämt aus einer silberfarbigen Gaze.

Ihr treu ergebener

H. Heine.

Paris, den 11. Oktober 1839.

---

173. An August Lewald.

Paris, den 16. November 1839.

Ihren lieben Brief vom 9. Oktober hat mir vor vierzehn Tagen unser liebenswürdiger Freund B. überbracht, und ich darf Ihnen versichern, dass jede Zeile, die ich von Ihnen erhalte, meinem Gemüthe wohl thut. Wenn ich Ihnen bisher nicht regelmäßig antwortete, so ist der Grund ganz einfach: ich bin eitel genug, zu glauben, dass wir uns auch ohne Korrespondenz verstehen. Ich brauche Ihnen nicht erst lang auseinander zu setzen, was mir gefällt oder missfällt, was ich billige oder missbillige. — Ich habe nie gezweifelt an Ihrer Freundschaft — Aber, ehrlich gestanden, ich musste in der letzten Zeit manchmal die Achsel zucken über die Schwäche,

womit Sie, aus sogenannten Rücksichten der Position, mit Menschen sich alliierten, die an jedem freundschaftlichen Verhältnisse wie Ratten nagen, und es vergiften '— Menschen, die mir von jeher nur wegen meiner Freundschaft zu Ihnen einen geheimen Hass nachtrugen. — — Und Sie, ein Menschenkenner, Sie konnten sich verbinden mit einem * *, dem gelben Neidwurm, der Ihnen von vornherein gram, wegen der paar silbernen Löffel, die man Ihnen nachsagt? — — Campe druckt jetzt die vierte Auflage der „Reisebilder", die er, wie wir wissen, zu so vielen Tausenden aufgelegt. — Und vom „Buch der Lieder", worin dieselben Gedichte, die in den „Reisebildern", geht die dritte Auflage rasend ab. —

Ich erwähne Das, um Ihnen in die geheimsten Karten schauen zu lassen. — Daraus werden Sie ersehen, wesshalb ich mit Seelenruhe, ja mit geheimer Schadenfreude, bei allen Angriffen meiner Feinde schweigen konnte. — Mögen sie sich immerhin einbilden, i ch fürchte sie — ein Centner Arsenik fürchtet ein Loth Grünspan!

Genug davon. Heute wollte ich Ihnen bloß sagen, dass ich mich auf Ihre Hieherkunft freue. Ach! lassen Sie dies Projekt nicht zu Wasser werden. —

Wenn Sie hieherkommen, sollen Sie auch eine Zeichnung meiner Visage bekommen, früher nicht. Wenn Sie bald hieherkommen, finden Sie auch noch Laube, der ein wackerer Mensch, und zuverlässiger, als die Verbündeten, die Sie sich jetzt aufgesackt. Leben Sie wohl. Mathilde, der tolle Engel, grüßt Sie herzlich. —

---

174. An Heinrich Laube *).

Wollen Sie und Madame Laube heute Abend mit mir und meiner Frau ins Theatre français gehen? Ich habe eben eine Loge erhalten und rechne, dass Sie mit uns gehn. Lassen Sie mich Antwort wissen. Wir würden alsdann zusammen essen und gleich ins Theater gehn. Wollen Sie uns abholen, oder sollen wir zu Ihnen steigen?

Ihr

H. Heine.

---

*) Ohne Datum, aber, wie aus dem nachfolgenden Briefe hervorgeht, aus Paris vom December 1839.

175. An Heinrich Laube *).

Eben, lieber Laube, erhalte ich Ihr Billett. Ich kann um die angezeigte Stunde nicht zu Ihnen kommen und sehe Sie also erst morgen; sein Sie, wo möglich, zwischen 1 und 2 Uhr morgen zu Hause. — Mit Tessier, dem Buchhändler, habe gesprochen, bin aber zu keinem Resultate gelangt; in diesem harten geldbedrängten Decembermonat ist mit Pariser Buchhändlern Nichts anzufangen. War auch bei Delloye, konnte ihn aber nicht sprechen; die Kerls haben jetzt zu Viel um die Ohren. Morgen gehe ich zu Buloz (Revue des deux mondes), der mir in Betreff Ihres Buches beispringen soll.

Ein schlimmer Monat, wo auch ich bis über den Kopf in lauter Tröblergeschäften mich herumtummeln muss, und gar nicht zum Schreiben, zum Beendigen meines Buches gelangen kann. — Auf Tessier muss wohl verzichtet werden, und desshalb sollen Sie den Hallberger festhalten. Grüßen Sie Madame Laube! Wie schade, dass mein Billett Sie

---

*) Ohne Datum, aber dem Inhalte nach aus Paris vom December 1839.

Sonntag (um 4 Uhr) nicht mehr antraf! Wir saßen allein in der größten und schönsten ersten Rangloge des Theatre français.

Ihr Freund

H. Heine.

Mittwoch.

176. An Heinrich Laube *).

Liebster Laube!

Wollen Sie Punkt ein Uhr bei mir sein, oder soll ich Sie um ein Uhr in Ihrer Behausung treffen, um allerlei Rücksprache zu nehmen?

Sie sind nämlich für diesen Abend bei Custine zur Soirée eingeladen, und ich möchte, ehe wir hingehen, auch mit Ihnen zu Hugo fahren. —

Ihr

H. Heine.

Montag.

*) Ohne Datum. Aus Paris, vom December 1839.

177. An Heinrich Laube*).

Liebster Laube!

Mein Übel fängt an, sehr peinlich zu werden; in einigen Augenblicken wird man mir eine Unzahl Blutegel ansetzen, die mich verhindern, heute und vielleicht auch morgen Sie zu sehen. Montag blieb ich den ganzen Tag zu Hause, und gestern ging ich nur aus, um meinen Arzt zu sehen. — Welch ein Missgeschick, dass Ihr Aufenthalt hier präcise in eine Zeit fällt, wo wir Beide krank sind. — —

Ich hoffe, Sie werden früher hergestellt sein, als ich, der ich wohl vier Wochen zu leiden habe.

Ihr Freund

H. Heine.

Mittwoch früh.

Madame Laube lasse ich mich freundlichst empfehlen.

---

*) Ohne Datum. Aus Paris vom December 1839.

Die Spannung und die Neugier, womit mein „Börne“ bereits erwartet wird, ängstigte mich ein wenig, um so mehr, da lange kein Buch von mir erschienen. Ich habe mich daher entschlossen, ein ganz besonderes Opfer zu bringen, und aus den Tagebüchern, welche ein integrierender Theil meiner „Memoiren,“ detachierte ich eine schöne Partie, welche die Enthusiasmusperiode von 1830 schildert und in meinen „Börne,“ zwischen dem ersten und zweiten Buche, vortrefflich eingeschaltet werden konnte; was dem Ganzen, wie Sie sehen werden, ein gesteigertes Interesse verleiht. Jetzt bin ich ganz ruhig, und ich glaube, mein „Börne“ wird als das beste Werk, das ich geschrieben, anerkannt werden. Das Werk wird daher jetzt aus fünf Büchern, statt aus vieren, bestehen, es wird jetzt um 1/4 dicker, da das hinzugefügte Buch weit über fünf Druckbogen beträgt. Eine lange Citation soll daher ausfallen und die prägnanteste und überraschendste Wirkung hervorgebracht werden. — Ist nun diese Zugabe nicht ein großes Opfer, und zeigt sich hierin ein Honorargeiz? Sie sehen, ich thue Alles für das Werk, und ich sakrificiere ihm nicht bloß den Honorarbetrag von fünf bis sechs Druckbogen, sondern auch die weit unberechenbarern Interessen eines meiner kostbarsten Manuskripte.

— Sie wissen sehr gut, welch ein unendlicher Vortheil es für Sie ist, wenn von einem Buche noch keine Zeile vorher gedruckt worden. Dieses ist mit dem „Börne" der Fall, und Sie haben noch immer Vortheil dabei, wenn Sie ihn doppelt so hoch honorieren wie die „Französischen Zustände," die vorher in allen politischen Blättern abgeklatscht worden, oder wie „Die romantische Schule," die eigentlich eine andre Ausgabe eines schon seit Jahr und Tag existierenden Buches, oder des „Salons," wovon ich ebenfalls das Meiste vorher drucken und mir in Frankreich und Deutschland gut honorieren ließ — Doch wozu Dinge, die Sie sehr gut wissen, so wie Sie auch wissen, dass mein neues Werk neben dem Reiz eines humoristischen Unterhaltungsbuchs, noch außerdem einen dauerhaft historischen Werth haben und weit mehr, als meine rein phantastischen Schriften, von der positiven Gegenwart goutiert werden wird. Indem ich Ihnen nun für die erwähnte Summe das Eigenthum des Buches auf acht Jahre zugestand (meinthalb auf länger), indem ich Ihnen also mehre Auflagen bewilligte (und ich bin überzeugt, dass das Buch mehre Auflagen erleben wird), so habe ich Ihnen im Grunde weniger abgefordert, als für meine früheren Bücher! Ich bin mir der Billig-

keit und Gerechtigkeit meiner Forderung so tief bewusst, dass mich eine Betrübnis anwandelt, wenn ich darüber noch reden soll! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, dass ich, nach sicherer Erkundigung und überraschend vortheilhaften, unbedingten Anträgen in tiefster Seele überzeugt bin, von einem andern Buchhändler die geforderte Summe zu erhalten, ohne viel Wortkram. Sie haben mich in diesem Leben noch auf keiner Unwahrheit ertappt, und ich glaube, Sie werden einsehen, dass Sie diesmal eben so klug wie freundschaftlich handeln, wenn Sie zu mir sagen: „Heine, ich drucke das Buch, ich gebe, was Sie verlangen, aber hat das Buch nicht den versprochenen Erfolg, so überlasse ich es Ihrem Ehrgefühl, mich dafür zu entschädigen!“

Ja, Campe, ich bitte, wälzen Sie den Stein fort. Ich will es Ihnen wahrhaftig Dank wissen Und ich habe so viele Gelegenheiten, Ihre Interessen zu fördern, ohne dass es mir Viel kostet — doch die Delikatesse erlaubt mir heute nicht, Ihnen Viel für die Zukunft zu versprechen — Zeigen Sie mir Vertrauen. Dass das Buch ohne Censur gedruckt wird, haben Sie bereits zugesagt. Ich verlasse mich auch hierin auf Ihr Wort. Übrigens werden Sie jetzt wissen, dass es in keinem Fall

den Regierungen stark missfallen kann; auch die hinzugefügten fünf bis sechs Druckbogen enthalten nichts Gefährliches. Wie ich höre, braucht man in Leipzig über zwanzig Druckbogen nicht mehr censieren zu lassen. Fanden Sie etwas politisch Bedenkliches im Buche, so soll es wegfallen.

Ihr Freund

H. Heine.

Ich empfinde den unruhigsten Schmerz bei dem Gedanken, dass das Buch an Laube abgegangen und darüber bereits verfügt sein könne. Es wäre aber nicht meine Schuld, und ich hoffe, lieber Campe, Sie würden mir desshalb nicht grollen. Ihr Unmuth sollte vielmehr jenen Intriganten treffen, der mit der schnödesten Hinterlist und durch die perfidesten Insinuationen dahin arbeitet, uns zu brouillieren. Sein Sie billig und diskret, und es wird ihm nicht glücken. Sollte, gegen alle meine Erwartung, der „Börne" dennoch nicht bei Ihnen gedruckt werden, so werde ich Ihnen gleich ein anderes Buch antragen und die Honorarforderung soll Sie dabei nicht erschrecken. — Sie sagten mir in Ihrem letzten Briefe, dass Gutzkow's Bücher keinen Absatz finden, dass er nicht von der Menge

gelesen wird — Lieber Gott! Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt, mir zu sagen, Das weiß ich. ... Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Brust hat, kann man nicht für die große Menge schreiben.

---

179. An Julius Campe.

Paris, den 8. März 1840.

Liebster Campe!

Entschuldigen Sie mich, dass ich Ihren Brief vom 25. Februar erst heute beantworte. Als ich ihn vor acht Tagen empfing, steckte ich inmitten einer bedeutenden Arbeit, die ich nicht unterbrechen wollte. Erst diesen Morgen lese ich Ihren Brief genau, und lache und ärgere mich über den alten Campe, der unverbesserlich bleibt und mich noch immer nicht ganz versteht; wäre Letzteres der Fall, Sie würden mir heute kein neues Briefschreiben kosten. Dass durch Sie wieder der Druck des Buches verzögert wird (und hätte ich es einem andern Verleger geben wollen, es wäre schon seit sechs Monaten gedruckt) — Das mögen Sie gegen

sich selbst verantworten; ich kann nicht glauben, dass Sie das Gutzkow'sche Buch erst in die Presse geben wollen, denn dieses ist gewiss etwas Anderes. Kennte ich Sie nicht besser, ich müsste glauben, Sie wollten mich hinhalten . . .

Ich habe ein Buch in der Arbeit, betitelt: „Die Julisrevolution;" ich werde einen Theil davon in der „Revue des deux mondes" und in der „Allgemeinen Zeitung" drucken lassen und berechne Ihnen ein geringeres Honorar. — Über ein anderes Buch wollte ich mich schon längst bestimmt gegen Sie aussprechen, da ich des Titels wegen früh oder später bei Ihnen anfragen muss. Es mag daher gleich geschehen. Ich habe nämlich über französische Kunst eine Arbeit, die ich für eine Zeitschrift bestimmt, die aber darauf berechnet ist, mit den Theaterbriefen, die ich vor drei Jahren für Lewald schrieb, ein Ganzes zu bilden (ich bitte Sie um das heiligste Geheimnis). Eine besondere schöne Einleitung habe ich bereits ausgesonnen, und nun weiß ich nicht, soll ich das Buch „Französische Kunst" titulieren oder soll ich es als vierten Band dem „Salon" anreihen? Der „Salon" würde alsdann aus vier Bänden bestehen, die mit den „Reisebildern" parallel liefen. Ich bin nicht sehr für den Titel „Französische Kunst", da schon „Französische Zu-

stände" von mir existieren. Auch bei einer neuen Ausgabe des „Salons" würde ich durch das neu Hinzukommende besser die einzelnen Partien ordnen können. Ist Dies Ihre Meinung, so sollen Sie bald Manuskript haben. Es ist kein großes Mord- und Weltspektakelbuch, und obgleich es wohl, als ein Buch von mir, sein Publikum finden wird, so sollen Sie es wohlfeil haben.

Die zweite Hauptsache, worüber ich Ihr bestimmtes Ja oder Nein erwarte, ist der unverstümmelte Druck des Buches. Sie haben meiner Mutter gesagt, dass Sie es ohne Censur drucken. Ich rechne darauf, denn ohne diese Bedingung müsste ich es in Leipzig oder in Stuttgart drucken lassen, von wo aus mir in dieser Beziehung die besten Anträge gemacht worden, als man merkte, dass wir über Censurquälereien mit einander haperten. — Ich habe Ihnen ebenfalls in meinem vorigen Brief gesagt, dass Sie mich darauf aufmerksam machen sollten, was Sie aus dem Buche ausgemerzt wünschten. Später ist es zu spät; ich kann mich dann nicht mehr auf Änderung einlassen. — Übrigens wissen Sie, dass ich im Buche sehr gemäßigt bin.

Damit durch heutigen Brief Alles haarklein besprochen und abgemacht sei, bemerke ich zum

Schluß, daß ich, sobald ich eine bejahende Antwort von Ihnen erhalte, sogleich das Manuskript des „Börne“ an Sie abschicke. Schreiben Sie bald Antwort

Ihrem

H. Heine.

---

180. An Julius Campe.

Paris, den 28. März 1840.

Liebster Campe!

Geschäfte von der unerquicklichsten Art haben mich diese ganze Woche so verstimmt, daß ich erst heute Ihren Brief von 14. März beantworte, ich wollte Ihnen eine fremdartige Mißlaune nicht entgelten lassen, was sehr leicht geschehen konnte, da Sie mich in mehre überflüssige Schreibereien hineingezogen; diesen wenigstens will ich heute ein Ende machen.

Was Sie mir in Betreff Wandsbeck's sagen, ist sehr gut; nur rechne ich drauf, daß nichts Anderes gestrichen wird, als der Passus, wo ich dem König von Baiern (dem edelsten Fürsten, der jemals einen Thron geziert) Gerechtigkeit wider=

fahren lasse*). Liebster Campe, ich hoffe, Sie sind Ihrer Sache sicher, denn sonst müsste ich darauf bestehen, dass das Buch ganz ohne alle Censur gedruckt wird. Sagen Sie mir umgehend hierüber die bestimmteste Wahrheit. Ich will lieber mit der Absendung noch vierzehn Tage warten. Ja, ich würde das ganze Buch lieber liegen lassen, als dass ich, schnöden Ehrensolds halber, meine Ehre selber aufs Spiel setzen sollte. Sie begreifen nicht, wie viel Überwindung es mir kostet, so gemäßigt zu schreiben, wie ich es jetzt thue; wird mir da noch an irgend einer Äußerung Etwas abgezwackt, so riskiere ich, ganz schmählich verkannt zu werden. Ich habe schon so Viel gelitten durch solches Missgeschick! — Schreiben Sie mir also gleich Antwort, und Sie erhalten unverzüglich Manuskript, bei welcher Gelegenheit ich die Hälfte des Honorars in kurzem Termin auf Sie trassiere und die andere Hälfte in einem längeren Termin, den Sie gefälligst selbst bestimmen wollen. — Hab' in der That sehr viel Geld nöthig in diesem Jahr, und wenn ich heute noch Zeit hätte, würde ich über Herausgabe eines vierten „Salon“-Theils mich mit Ihnen besprechen; für diesen aber, Das versteht

---

*) Siehe die betreffende Stelle, Bd. XII, S. 128. ff.

sich, zahlen Sie jetzt das gleiche Honorar wie für die früheren Bände, und ich werde ihn durch zeitgemäße Materialienzuthat aufs beste ausstatten; kann ihn aber, da ich etwas Besonderes dazu schreiben will, erst Mitte Juni liefern. Sagt Das Ihnen zu, so ist die Sache gleich abgemacht, ich beschäftige mich damit ernstlich, und weiß, dass ich noch eine Summe auf dem Budget habe, worüber ich nicht mehr zu diskutieren brauche. Und nun leben Sie wohl!

Ihr Freund

H. Heine.

---

181. An Julius Campe.

Paris, den 18. April 1840.

Liebster Campe!

Eine Last der verdrießlichsten Geschäfte erlaubt mir erst heute, Ihren Brief vom 5. April zu beantworten und das Manuskript des „Börne" abzuschicken. Wegen des neu hinzugekommenen Buches (das Ihnen hoffentlich gefallen wird), musste ich das ganze Manuskript umpaginieren; ich bring' es in einer Stunde zur Post. Ich bin froh, endlich

mit Ihnen aufs Reine zu sein und auch, dass das Honorar des vierten „Salonbandes“ bestimmt ist; ich werde mich nun gleich dran machen, und ich denke, in sechs Wochen erhalten Sie Manuskript; will das Buch schon hübsch zustutzen. — Thun Sie nur alles Mögliche für den „Börne“ und drucken Sie nicht zu viel' Exemplare, damit ich durch eine zweite Auflage für meine grenzenlosen Mühseligkeiten entschädigt werde. Dass der Druck so sorgfältig als möglich sein wird, hoffe ich ebenfalls, sowie auch, dass außer dem Passus über den König von Baiern Nichts unterdrückt wird. Ich soll Sie gewähren lassen — aber ich muss Sie nochmals drauf aufmerksam machen, dass das Buch, trotz einiger starken Ausdrücke, dennoch im Grunde nicht von der Art ist, dass es den Regierungen missfiele; am allerwenigsten die Preußen werden damit unzufrieden sein, und dieses Buches wegen werden Sie wahrlich nicht verfolgt werden. — Sie dürfen es daher getrost drucken, ohne sich durch die Gnade Sieveking's eine Art Censurdeckung zu erbitten. — Zeigen Sie das Buch keinem Menschen und lassen Sie es plötzlich vom Stapel laufen. — Ich habe — auf die Gefahr hin, verkannt zu werden — alle eigne Doktrin im Buche ausgelassen, und mehr, als die Regierungen, werden die Revolutionären

über mich ungehalten sein, weil ich sie tadle, ohne etwas Positives, die eignen Ideen, auszusprechen. Das Buch hat einundzwanzig Bogen und Sie dürfen es getrost ohne Censur drucken, Sie haben hier Nichts zu riskieren. Lassen Sie bei Leibe vom Inhalte des Buches vor dem Erscheinen Nichts verlauten. — Ich wiederhole Ihnen, daß ich bei der Abfassung des Buches Ihre Censurnöthen im Auge hatte, daß ich die Selbstcensur sehr gewissenhaft übte, und daß ich sogar ängstlich bin, des Guten zu Viel gethan zu haben. Ich bitte, sorgen Sie, daß in dieser Beziehung die öffentliche Meinung nicht irre geleitet wird. Ich hinge lieber alles Bücherschreiben an den Nagel, als daß ich mich des Servilismus beschuldigen ließe. Ich befinde mich wohl und so heiter, als es möglich ist bei den vielen Arbeiten und Quälereien, die auf mir lasten. — Leben Sie wohl, und wahren Sie mit Gewissenhaftigkeit meine Interessen; ich verspreche, Dasselbe zu thun für die Ihrigen.

Freundschaftlich grüßend,

H. Heine.

182. An Julius Campe.

Paris, den 8. Mai 1840.

Liebster Campe!

Sie haben mir den Empfang meines Manuskripts noch nicht angezeigt; ich hoffe, daß es wohlbehalten angelangt und in Druck bereits gegeben ist. Ich bitte Sie, schicken Sie mir während des Druckes jedesmal die Aushängebogen unter Kreuzkouvert hierher. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bereits einmal gemeldet habe, ist: „Ludwig Börne, eine Denkschrift von H. Heine." — Ich werde das Buch an Jemand dedicieren und werde Ihnen solche Dedikation nächste Woche zuschicken. — Ich werde Paris nicht eher verlassen und ins Bad reisen, ehe ich nicht den vierten Band des „Salons" für Sie bereitet habe. Ich werde denselben mit einer großen ungedruckten Arbeit bereichern, die sehr zeitgemäß sein wird. Ich arbeite sehr viel und habe auch viel' Privatbeschäftigungen, die mich sehr in Anspruch nehmen.

Ihr Freund

H. Heine.

183. An Julius Campe.

Paris, den 10. Juni 1840.

Liebster Campe!

Ich habe vergebens auf Aushängebogen meines „Börne“ gewartet. Jetzt muss das Buch ja ganz gedruckt sein — ich bitte, schicken Sie mir unter Kreuzkouvert recht bald die Bogen. Da ich Ihnen keine Dedikation geschickt, so werden Sie wohl von selbst gemerkt haben, dass ich das Buch mit keiner Dedikation versehe; ich werde dieselbe für den vierten „Salon“-Band sparen, den ich Ihnen vor meiner Abreise nach Granville schicke: ich bin mit dem Abschreiben beschäftigt und ich glaube, das Buch wird gut aufgenommen werden. — An den zweiten Band des „Buchs der Lieder“ kann ich erst in Granville oder bei meiner Rückkehr gehen; je länger ich hier aufschiebe, desto schöner wird er mit neuen Gedichten ausgestattet. Ich arbeite viel und hab' viel' Angriffe abzuwehren. Es heißt hier, ich sei dem Ministerium verkauft, für 100,000 Franks; ich habe im „Constitutionnel“ dagegen reklamieren müssen*). — Unterdessen bin ich arm wie Hiob,

*) Die betreffende Nummer des „Constitutionnel“ war bisher nicht zu erlangen.

und, beschäftigt bloß mit höhern Interessen, verschwand mir das Geld allmählich in der Tasche; und Sie dürfen mir's glauben, ich muss meine Feder zu exploitieren suchen, wenn ich nicht idealisch wie ein deutscher Dichter verhungern will.

Ihr Freund

H. Heine.

---

184. An Julius Campe.

Paris, den 17. oder 18. Juli 1840.

Liebster Campe!

Ich habe gestern Ihren Brief vom 10. dieses erhalten, und seit diesen Morgen früh bin ich beschäftigt, das Manuskript zum vierten „Salon"-Theile zu besorgen. Damit Sie gleich beschwichtigt werden, eile ich, noch vor Abgang der Post Ihnen das Nöthige zu melden. Der vierte Theil besteht:

1) aus einem ungedruckten Sittengemälde, wovon ich nur noch ein Fragment besaß (der Rest verbrannte bei meiner Mutter), und welches ich hier ergänzen wollte. Ich ergänze es jetzt

nothdürftigst, es wird etwa sieben bis acht Bogen betragen, und ich schicke Ihnen das Manuskript in zwei Sendungen mit der Briefpost. Übermorgen sende ich schon die erste Partie, so daſs der Druck gleich beginnen kann.

2) etwa einen oder zwei Bogen neuer Gedichte.

3) die Briefe aus Lewald's Theaterrevue, wovon ich nur die Hälfte in diesem Augenblick besitze (das Ende fehlt mir), werde sie aber bald erhalten. Aus Vorsorge suchen Sie sich ebenfalls das Buch zu verschaffen. Nur wenige Zeilen habe ich an der ganzen Arbeit zu ändern, und da diese Briefe in der Lewald'schen Theaterrevue sehr eng gedruckt sind, so schick' ich dieses gedruckte Manuskript ebenfalls mit der Briefpost, und Sie werden nicht viel Porto dafür zu zahlen haben. Sie erhalten also das ganze Buch in der kürzesten Frist und auf dem schnellsten Wege. — Leider ist diese Eile dran Schuld, daſs ich nicht noch einige brillante Blätter hinzuschreiben kann.

Ich war im Begriff, nach Granville abzureisen, und des verdammten Buches wegen muſs ich nun acht bis zehn Tage länger in dem heiſsen Paris bleiben.

Ich bin nämlich der Meinung, daſs Sie aus wohlkalkuliertem Buchhändler-Interesse den vierten

„Salon"-Theil jetzt mit dem „Börne" zugleich in die Welt schicken wollen, damit das Skandalbuch, der brüllende Löwe, das sanftere Buch, das unschuldige Lamm, was der vierte „Salon"-Theil in der That ist, mit fortreiße — die Censur ist ein Nebengrund — doch gleichviel, ich werde immer Ihren Wünschen gern nachkommen.

Der „Börne" ist indessen politisch nicht so ein wildes Thier, wie Sie fürchten; manches Bedenkliche steht freilich drin, aber das Ganze wird keinem höchsten Missfallen begegnen.

Aber, um des lieben Himmels willen, wir waren übereingekommen, dass die Stelle über den König von Baiern gestrichen werde, ich habe es ausdrücklich zugestanden — und zu meiner lachendsten Verwunderung, sehe ich den Aushängebogen, dass Sie diese Stelle ganz unverkürzt abdrucken, ließen. Nur diese Stelle kann dem Buche Ungelegenheiten verursachen, und ich rathe Ihnen, in den Exemplaren, die nach Baiern kommen könnten, einen Karton zu drucken, wo die verfängliche Stelle nur durch weißes Papier repräsentiert würde. Pagina 174, von der dritten Zeile an*), müsste die ganze Stelle unterdrückt werden. Ein Karton

---

*) Sämmtliche Werke, Bd. XII, S. 128, Zeile 10 ff.

macht freilich viel Schererei, aber, haben Sie wirklich Furcht, so wäre es doch nöthig. Leben Sie wohl, übermorgen mehr!

Ihr Freund

H. Heine.

---

185. An Julius Campe.

Paris, den 21. Juli 1840.

Liebster Campe!

Beiliegend erhalten Sie den Anfang des vierten „Salon“-Theils; etwa noch zweimal so viel beträgt die Fortsetzung, das geschriebene Manuskript, das ich Ihnen in zwei Briefen dieser Tage nachschicke. Hierauf schicke ich das gedruckte Manuskript, so daß Sie das Buch schleunigst fördern können. — Die Aushängebogen des „Börne“ habe ich richtig erhalten, jedoch noch nicht ganz nachlesen können; vielleicht schicke ich Ihnen eine Errata-Lese. Da, wie ich sehe, noch Zeit ist, so haben Sie die Güte, den Börne“ mit folgender Zueignung zu versehen:

Seinem geliebten Freunde

Heinrich Laube

widmet

diese Denkschrift

der Verfasser.

Ich bitte Sie, tragen Sie nur ängstlich Sorge, dass Niemand Nichts vom „Börne“ zu Gesicht bekömmt und zu frühe Lärm schlagen kann.

Der Titel des ersten Stücks des vierten „Salon“-Theils ist angeklebt; ginge das Blättchen verloren, so bemerke ich nochmals, der Titel heißt:

Der Rabbi von Bacharach.

Ein Fragment.

Ich habe dieses mittelalterliche Sittengemälde vor etwa fünfzehn Jahren geschrieben, und was ich hier gebe, ist nur die Exposition des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt ist — vielleicht zu meinem Besten. Denn im Verfolg traten die ketzerischsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten.

Bitte, nur recht sorgfältig die Korrektur durchzulesen. — Sobald mein Manuskript fertig, reise ich ab nach Granville.

Ihr Freund

H. Heine.

---

186. An Julius Campe.

Paris, den 24. Juli 1840.

Liebster Campe!

Gestern sandte ich Ihnen das zweite Kapitel des „Rabbi“; heute schicke ich Ihnen das dritte, welches den Schluss bildet. In zwei oder drei Tagen schicke ich Ihnen auch die Gedichte und die revidierten „Theaterbriefe.“ — Ich hoffe, dass Ihnen der „Rabbi“ gefällt, und ich glaube, dass das Thema zeitliche Interessen und Sympathien berühren wird; wenigstens wird das Buch als ein beachtenswerthes Originalwerk unter meinen andern Büchern eine honette Stellung einnehmen. Die etwa zwanzig Gedichte, die ich gebe, sind auch nicht von Stroh.

Aber nun eine höchst wichtige Sache.

Als ich gestern Abend nach Hause kam, fand ich den 23. Bogen des „Börne“, nebst Titel des

Umschlags. Diesen Titel kann ich durchaus nicht genehmigen, und ich kann nicht begreifen, wie Sie zu diesem Misgriff kommen. Der Titel des Buches, wie ich Ihnen bestimmt genug geschrieben, heißt:

Ludwig Börne.

Eine Denkschrift

von

H. Heine.

Ich hoffe, dass dieser Titel ganz genau aufs Buch gestellt wird. Aber auch auf dem Umschlag muss dieser Titel stehen, und meinen Sie etwa, dass auf dem Umschlag mein Name obenan stehe, so setzen Sie immerhin:

H. Heine's

Denkschrift

über

Ludwig Börne.

Ich weiß nicht warum, aber das Ganzausschreiben meines Vornamens Heinrich chockierte mich hier, und dann habe ich nicht eigentlich eine Schrift über Börne geschrieben, sondern über den Zeitkreis, worin er sich zunächst bewegte, und sein Name war

hier vielmehr nur ein Buchtitel. Haben Sie nur einen Moment darüber nachgedacht, so begreifen Sie leicht, dass mir der Umschlagtitel „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ ein Greul sein muss, und dass ich Sie schleunigst angehe, ihn zu verändern*). Sagen Sie mir auch umgehend, ob meine Dedikation für den „Börne“ noch zeitig genug angelangt. Widrigenfalls dediciere ich an Laube den „Rabbi“.

Die Aushängebogen habe noch nicht nachlesen können; hab' aber schon schreckliche Druckfehler erblickt. — Um Gotteswillen, halten Sie sich nur genau an meine Interpunktion.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Der ursprüngliche Titel konnte in der vorliegenden Gesammtausgabe leider nicht wiederhergestellt werden, da das obige Schreiben dem Herausgeber erst jetzt bekannt geworden ist.

187. An Julius Campe.

Paris, den 8. August 1840.

So eben, liebster Campe, erhalte ich Ihren Brief vom 1. August. Bin sehr verdrießlich wegen des Titels. — Ich war einige Tage unpäßlich, auch bedrängt durch die einstürzenden Kriegstöne, so daß ich erst gestern Ihnen Manuskript und heute den Schluß schicken konnte. Sie haben nun das Ganze, und ich hoffe, daß es über zwanzig Bogen; die Gedichte dürfen bei Leibe nicht zusammengedrängt werden und hier kann der Setzer hinlänglich Papier aufgehen lassen, wenn etwa mein Manuskript nicht hinreichend. Auf jeden Fall sorgen Sie bei den Gedichten für die ängstlich genaueste Korrektur. — Dienstag reise ich nach Granville, und wenn Sie mir schreiben, so adressieren Sie den Brief nur gleich an H. H. à Granville, Département de la Manche. — Was hat denn Gutzkow im „Telegraphen“ von mir gesagt? Ich seh das Blatt nicht. Überhaupt melden Sie mir gleich, was gegen mein Buch ausgeheckt wird. Übrigens überlasse ich dasselbe ganz seinem Schick-

sal. Es mag sich allein herumbeißen. Genug, es ist mit Zähnen auf die Welt gekommen. In großer Eil',

Ihr Freund

H. Heine.

---

188. An August Lewald.

Granville, den 31. August 1840.

Ich danke Ihnen für die Bogen, die Sie mir zukommen ließen; leider schickte man sie mir aber nicht sous bande, sondern in einem Brief, so dass ich siebzehn Franks und sechs Sous dafür zahlen musste — wodurch ich fast vor Schrecken gestorben und noch jetzt krank bin, so dass ich desshalb die Seebäder gebrauchen muss. Heute freilich befinde ich mich sehr wohl und heiter, und ist es nun das schöne Sommerwetter oder das glänzend stolze Selbstgefühl, eine kostbare Stimmung beseelt mich in diesem Augenblick, wo ich dem alten Freunde die Hand ergreife und ihn um einen Dienst, einen Liebesdienst angehe. In heftigen Lebensnöthen habe ich Sie immer so hilfreich und thätig für mich erfunden! — Heute sind die Dinge weniger trübe, aber ich habe Ihrer dennoch nöthig. Indem Sie

mich aber jetzt in einer Sache, die eben von keiner bedeutenden Lebenswichtigkeit, verpflichten, zerstören Sie auch manche Missempfindung, die Andre mir einflößen. — Ich erfahre jetzt, dass G. bei dem Erscheinen meines Buches über Börne das ganze Arsenal seiner Hinterlist aufgeboten hat, um mir in der öffentlichen Meinung zu schaden, um das Buch, was er selber über denselben Gegenstand herausgeben will, durch Rückwirkung zu heben. Es würde zu weit führen, und würde auch meine gute Laune trüben, wenn ich Ihnen ausführlich erzählen wollte, wie er sich Campe's zu bemeistern und ihn zu meinem Nachtheil auszubeuten wusste.

Sie haben keinen Begriff, welch einen Luxus von Infamien es giebt, die ich Ihnen erzählen werde, sobald ich Sie wiedersehe, denn es ist mir immer, als erwartete ich Sie für den nächsten Tag. Doch Sie kennen die Hamburgischen und überhaupt die literarischen Kloaken Deutschlands zu gut, um nicht das Meiste zu errathen. Bei der Anarchie unserer Tageblätter wird es dem edlen * * leicht gelingen, durch seine Rotte in den deutschen Zeitungen eine Menge perfide Artikelchen gegen mich einzuschmuggeln. — Diesem Unfug sollen Sie nun entgegenwirken, und Ihrer Klugheit überlasse ich die Art uud Weise. Ich lebe im Ausland, stehe

in keinem literarischen Verkehr, mit Niemand, bin ganz insoliert, und die anonyme Presse kann daheim mit der größten Bequemlichkeit meinen Namen meucheln. — Handeln Sie also schnell, jede Zögerung bringt Gefahr. —

Mathilde ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unser Ehestand ist ebenso moralisch wie der beste in Krähwinkel. — In diesem Augenblick erscheint bei Campe der vierte Theil des „Salon," ein Buch, dem ich mehre sehr gute Gedichte und die „Theaterbriefe" einverleibt habe. — Ich bleibe etwa noch acht Tage hier, durchstreife dann die Bretagne, und in fünfzehn Tagen denke ich wieder in Paris einzutreffen. — Dort hoffe ich alsdann auch Briefe von Ihnen vorzufinden. Aber kommen Sie lieber selber. —

---

189. An Heinrich Laube *).

Liebster Laube!

Mein Brief ist gestern nicht abgegangen, und ich eile, das Wichtigste hinzuzufügen. Leider ist

---

*) Ohne Datum. Aus Granville, Anfangs September 1840. Der Anfang des Briefes ist verloren gegangen.

mein Kopf ganz betäubt, und ich kann kaum schreiben. Gestern Abend erfuhr ich durch das Journal des Débats ganz zufällig den Tod von Immermann. Ich habe die ganze Nacht durch geweint. Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, sondern auch brav und ehrlich, und deßhalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends auf einem einsamen Felsen am Meere und sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!

Und nun leben Sie wohl, und grüßen Sie mir freundlichst Ihre Frau. Ich empfehle mich ihrem innigsten Bedauern. Trotzdem daß sie die Jagd liebt, so zweifle ich doch, ob ihr die Läusejagd, die mir bevorsteht, eine angenehme Unterhaltung dünken mag. Ich wünschte, sie bald wieder in Paris zu sehen, wir haben eine neue Wohnung bezogen; und wunderhübsch eingerichtet hat mich meine Frau.

Ich bin, sonderbar genug, sehr guter Laune, und kann mich noch gar nicht dazu entschließen, mich zu ärgern. Es ist vielleicht Apathie, nicht Gesundheit. — Morgen oder übermorgen reise ich nach Paris, wo ich nächsten Donnerstag eintreffe; schreiben Sie mir daher bald. Meine Adresse ist Rue Bleue No. 25, à Paris.

Hallberger beklagte sich, daß W . . .'s Übersetzung der Pückler'schen Gartenkunst schlecht sei, und schickte ein Gutachten mit aus der Feder des ersten Übersetzers. Das Wahre an der Sache ist, daß das erste Drittel des Buches ganz vortrefflich übersetzt ist (ich habe es selbst während zwei Tagen genau durchgesehen), und daß der Schlingel den Rest mir ohne genaue Durchsicht zum Abschicken übergeben. — In einigen Tagen schreibe ich Ihnen aus Paris.

Ihr Freund

H. Heine.

---

190. An Julius Campe.

Paris, den 14. September 1840.

Liebster Campe!

Seit vorgestern Abend bin ich in Paris heimgekehrt, nach einer angenehmen Reise in der Bre-

tagne, wo ich die köstlichsten Volkslieder gesammelt. Bereits in Saint-Lo fand ich Ihren Brief, und mein Befremden löste sich erst, nachdem ich hier auch den „Telegraphen“ erhielt; in diesem Augenblicke, vor einer halben Stunde, erhielt ich auch die anderen Blätter, die Sie nach Granville schickten und die mir hieher nachliefen.

Ich gestehe Ihnen, nur wenig und kaum bis zur Haut, werde ich berührt von den Schändlichkeiten, die der große Intrigant, in Verbindung mit dem Frankfurter Pack, gegen mich ausgesponnen; mein inneres Gemüth bleibt froh und ruhig. Denn an Schimpfen bin ich gewöhnt, und ich weiß: die Zukunft gehört mir. Selbst wenn ich heute stürbe, so bleiben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösesten Übergangskrise, auf die Nachwelt kommen. Das neue Geschlecht wird auch die beschissenen Windeln sehen wollen, die seine erste Hülle waren. — Was mich aber verdrießt, liebster Campe, Das ist, daß Sie wieder in die Hände meiner Feinde gerathen, als Spielzeug und Waffe gegen mich. Ich weiß jetzt schon Alles, und deßhalb zürne ich Ihnen nicht. Ja, da ich glaube,

dass Sie es mit dem Intriganten et Konsorten nicht lange mehr aushalten — denn Ihr besseres Ich wird sich doch am Ende nicht mehr von vorgespiegelten Nothwendigkeiten beschwichtigen lassen — so will ich den Leuten nicht den Gefallen thun, mit Ihnen zu brechen, obgleich Alles darauf abzielte, mich dazu zu zwingen. — Sie haben ganz Recht, es wird Niemand glauben, dass Sie den Aufsatz des Monsieur Gutzkow nicht lasen, ehe er gedruckt war, und zwar gedruckt in einem Blatte, welches Ihr ehrlicher Name als verantwortlicher Redakteur vertreten muss.

Was ich thun werde, weiß ich noch nicht. Hab' auch bei meiner Rückkehr weit dringendere Geschäfte vorgefunden. — Ich bin geduldig, denn ich bin ewig, sagt der Herr!

Sie haben unverantwortlich gegen mein Buch gehandelt, Sie kennen sehr gut die Schmiede, worin die verschiedenen Artikel gegen mich fabriciert worden, womit man mein Buch präjudicieren will — und Sie wollen mir glauben machen, auch Sie hielten Dergleichen für unparteiisch öffentliche Meinung — —

Jeden Augenblick, während ich Ihnen schreibe, werde ich gestört. Ich will Ihnen später mehr

schreiben. Leben Sie wohl. Meine Adresse ist jetzt Rue Bleue No. 25.

Ihr Freund

Heinrich Heine.

---

191. An Julius Campe.

Paris, den 25. September 1840.

Liebster Campe!

Diesen Morgen erhielt ich Ihren Brief, so wie auch die No. der „Eleganten Welt“ und der „Hallischen Jahrbücher,“ die Sie mir schickten; in Ihrem Brief erwähnen Sie ebenfalls einer „Posaune,“ die einen Artikel gegen mich enthielte und Ihrem Briefe beiliege, aber Letzteres ist nicht der Fall, und ich bitte, mir den Artikel zu schicken, so wie überhaupt Alles, was gegen mich erscheint. Fürchten Sie nur nicht, daß Dergleichen mich bedeutend betrüben möge; an dem goldnen Harnisch, den ich trage, prallen alle diese Pfeile ab. Auch das Buch des edlen Gutzkow über Börne bitte ich mir per Kreuzkouvert umgehend zu schicken. Auch was Derselbe nach dem Erscheinen meines Buches

in den Text des seinigen hineinsetzte, haben Sie vor dem Druck nicht gesehen, eben so wenig wie Sie von dessen Artikel im „Telegraphen“ vor dem Drucke Etwas wussten.

Auch gut; bedenklicher bleibt mir nur der traurige Titel, den Sie mir anhefteten und den ich nicht ohne Ekel betrachten kann. Missverstehen Sie mich nicht; ich beschuldige Sie keines Einverständnisses mit meinen Feinden; aber ich bin verdrießlich, dass ich Ihnen diese Filzläuse verdanke, ich habe sie in Ihrem Laden gefangen; ohne Sie hätten ** et Consorten mir nie nahen können. Ich habe dieselben nie einer Antwort gewürdigt; nur als sie hinter Ihren Namen sich steckten, um mich der Unwahrheitlichkeit zu verdächtigen, musste ich mich aussprechen.

Lassen Sie immerhin meinen vierten „Salon“-Theil vom Stapel laufen, aber schicken Sie gleich Exemplare an alle Leute, die mir befreundet, z. B. Laube, Varnhagen, fügen Sie auch ein Exemplar des „Börne“ hinzu, und sorgen Sie mit demselben Eifer für wahrheitsliebende Artikel wie Monsieur ** für erlogene sorgt. Schicken Sie mir das Buch Gutzkow's umgehend unter Kreuzkouvert. Ich will sehen, ob Sie bei dem Druck desselben in politischer Hinsicht eben so ängstlich waren wie bei dem Druck

des meinigen, worüber Sie klagten, daß der darin enthaltene Jakobinismus Sie ins Unglück stürze, in Ketten und Bande — Ich war Narr genug, aus Angst für die Sicherheit des Freundes, auch um den Druck des Buches in Ihrem Verlag möglich zu machen, die Selbstcensur bis zur Schwäche zu treiben. Ich sage Ihnen Das, nicht aus Unmuth, denn meine Seele ist heiter und zutrauungsvoll, aber um Sie fühlen zu lassen, wie Viel Sie jetzt für mich thun müssen —

Ihr Freund

H. Heine.

---

192. An Julius Campe.

Paris, den 16. November 1840.

Liebster Campe!

Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilungen; die darin erwähnte Broschüre, die bei Sauerländer erschienen *), möchte ich gern lesen, und ich bitte Sie, mir dieselbe unter Kreuzkouvert herzuschicken. Ehrlich gestanden, interessieren mich die literarischen Angriffe in diesem Augenblick sehr wenig, wo ich

*) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine.

Angriffe von weit ernsterer Art zu bestehen habe — nämlich die, welche die Natur jedem sterblichen Körper am Ende zuführt. — Von vielen Seiten kommen mir die wunderlichsten Freundschaftsversicherungen zu, sogar aus Hamburg, und ich kann nicht umhin, aus einem jener Briefe ein Stück abschreiben zu lassen und Ihnen zu schicken.

Und nun leben Sie wohl und sorgen Sie für Ihre Gesundheit; ich versichere Sie, letztere ist für den Autor und den Verleger weit wichtiger, als die ganze Literatur, mitsammt den dazu gehörigen Gaunern und Dieben, die im ehrlichsten Falle Bücher stehlen. — Freudigst grüßend,

Ihr Freund

H. Heine.

---

193. An Julius Campe.

Paris, den 11. März 1841.

Liebster Campe!

Mein Augenübel, welches diesmal weit schlimmer, als früher, sich bei mir einstellte, hat mich fast den ganzen Winter inkommodiert; lesen kann ich fast gar nicht und schreiben nur mit großer

Mühe. Das ist der nächste Grund, weßhalb ich Ihre letzten Briefe bis heute unbeantwortet ließ. — Mit Freude ersah ich daraus, daß Sie eine vierte Auflage des Liederbuchs veranstalten müssen. Zu diesem Zwecke muß ich aber die dritte Auflage noch einmal durchsehen, denn obgleich ich keine Veränderungen drin vornehmen will, so giebt's doch Druckfehler darin, die nicht wiederholt zu werden brauchen. In vierzehn Tagen, spätestens, erhalten Sie daher das Verzeichnis etwaiger Verbesserungen und Sie mögen dann den Druck beginnen; einige Wochen später schicke ich Ihnen vielleicht auch noch ein kleines Vorwort. — Wie gesagt, diese vierte Auflage macht mir Vergnügen, da sie eine Manifestation des eigentlichen Publikums, das an Zeitungsintrigen gegen mich weder Theil nahm, noch Gefallen fand; es sind in dieser Beziehung die rührend schmeichelhaftesten Briefe an mich ergangen. Ein alter Mann schrieb mir auf dem Todbette Worte der schauerlichsten Begeistrung und Erkenntnis.

Ehrlich gestanden, ein noch weit größeres Vergnügen würden Sie mir bereitet haben, wenn Sie mir eine neue Auflage des „Börne" angekündigt hätten. Obgleich mir wohl bekannt worden, welche Unzahl Exemplare Sie gedruckt, so glaubte

ich doch, daſs der gegen mich erregte Spektakel wenigstens dazu beitragen würde, die zweite Auflage zu beschleunigen — ich weiß sehr gut, daſs Sie dieselbe bald nöthig erachten, aber ich hätte sie jetzt gewünscht. Sagen Sie mir daher einmal, in wie viel Zeit ich auf die zweite Auflage rechnen kann? Sehen Sie eine baldige zweite Auflage voraus und erlauben mir über den Honorarbetrag auf Sie zu trassieren — gleichviel auf welchen Termin, — so wär' mir Das in diesem Augenblick, wo ich krank bin, sehr ersprießlich — denn Sie haben keinen Begriff davon, wie viel' Geldausgaben mein Zustand nöthig macht.. —

Ich würde Ihnen heute mehr schreiben, aber meine Augen erlauben es nicht. — Grüßen Sie mir Gathy, den ich hier leider wenig sah; denn er wusste nicht, daſs ich krank war, und aus Bescheidenheit miſsdeutete er, warum ich ihn nicht eifriger aufsuchte. —

Und nun leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

194. An Dr. Gustav Kolb*).

Cauterets, Hautes Pyrenées,
den 3. Juli 1841.

Ich schreibe Ihnen heute, und zwar eigenhändig, um Ihnen zunächst zu beweisen, dass ich weder blind noch sterbenskrank und am allerwenig-

*] Die Augsburger „Allg. Ztg.", Nr. 196, Beilage, vom 15. Juli 1841, enthielt obigen Brief, eingeführt durch die redaktionelle Bemerkung: „Der Redaktion war dieser Privatbrief des Herrn Heine mitgetheilt, und sie lässt ihn, nach dem ihr ausgedrückten Wunsche, mit wenigen Auslassungen, abdrucken, da die Anklage durch viele deutsche Blätter gelaufen ist, Heine sei in der letzten Zeit durch einen Frankfurter, der sich durch sein vor etwa zwölf Monaten erschienenes Buch über Börne verletzt gefühlt, in Paris thätlich insultiert worden. Uns selbst schrieb keiner unserer Korrespondenten ein Wort darüber, und so erwähnten wir eine Sache nicht, die, mochte sie so oder so sein, jedenfalls ein widriges Schauspiel gab, das man den Franzosen in diesem Augenblick nicht in den Straßen ihrer Hauptstadt hätte aufführen sollen. Übrigens haben wir durch unser früheres Urtheil über Heine's Buch gezeigt, dass wir das Wahre darin nicht verkannt, das Tadelnswerthe nicht verborgen haben. Mit dem vorliegenden Streit möchten wir möglichst unbehelligt bleiben, um so mehr als er, so wie er liegt, nicht vor dem Publikum ausgefochten werden kann"

sten todt bin, wie die französischen Journale behaupten. Ich bin aber sehr abgemattet, in Folge der Bäder, die ich hier gebrauche, sehr abgemattet, und es kostet mir Mühe, die Feder in der Hand zu halten.

Cauterets ist eine der wüstesten Schluchten der Pirenäen, doch nicht so unzulänglich, wie manche ehrliche Leute glauben, die sich wohl einbildeten, ich erführe gar Nichts von den Lügen, die sie gegen meinen guten Leumund ausheckten; wenigstens, dachten sie, würde ein etwaiger Widerspruch von meiner Seite erst bei meiner Rückkehr in Paris zu erwarten sein, wenn sie nicht gar auf mein gewöhnliches Stillschweigen rechneten. Durch Zufall jedoch kam mir bereits heute eine Nummer der „Mainzer Zeitung“ *) zu Handen,

*) Die „Mainzer Zeitung“ ist uns nicht zur Hand; wir entnehmen die Schilderung des an Heine angeblich verübten Insults daher der „Hamburger Neuen Zeitung“, Nr. 149, vom 29. Juni 1841:

„Paris, vom 12. Juni. Dem Dichter Heinrich Heine ward endlich, auf seine seit Jahren wiederholten Verleumdungen so vieler in Deutschland geachteter Namen, der gerechte Lohn. Er bekam hier auf offener Straße, nicht fern von der Opéra comique und im Beisein vieler Menschen, von Hrn. S., dem Gatten der (als Freundin Börne's bekannten) Madame Wohl, welche er so feige verunglimpft

worin das schnöde Märchen, das Sie gewiss mit Verwunderung gelesen. Ich kann kaum meinen Augen trauen! Auch keine Silbe daran ist wahr. Ich bin wahrlich nicht das Lamm, das sich auf der Straße, mitten in Paris, ruhig insultieren ließe, und das Individum, das sich Dessen rühmte, ist gewiss von allen Löwen der Letzte, der dieses wagen dürfte! Das ganze Begegnis reduciert sich auf einige hingestotterte Worte, womit jenes Individuum krampfhaft zitternd sich mir nahte, und denen ich lachend ein Ende machte, indem ich ihm ruhig die Adresse meiner Wohnung gab, mit dem

---

hatte, Ohrfeigen. In seiner Angst verlor der berühmte Verfasser des Bacharacher Rabbiner (zugleich mit dem Hute) so den Kopf, dass er seine Karte der Hand darbot, die er eben so unsanft auf seiner Wange gefühlt. Es war nun zu erwarten, der herausfordernde Verletzte würde Genugthuung fordern, aber Hr. Heine hatte nichts Eiligeres zu thun, als nach den Pirenäen zu fliehen, in Begleitung seiner ihm treu gebliebenen Geliebten. Wahrscheinlich will er dort, ein zweiter Don Diego, einen Cid zum Rächer sich erwerben und noch obendrein die Thaten dieses Rächers selbst besingen."

Man wolle beachten, dass diese Korrespondenz bereits vom 12. Juni datiert ist, während der in Rede stehende Vorfall, nach Aussage der von Herrn Straus inspirierten HH. Kolloff, Schuster und Hamberg (vgl. die Note auf S. 310 dieses Bandes) erst am 14. Juni passirt sein soll.

Bescheid, dass ich im Begriff sei, nach den Pirenäen zu reisen, und dass, wenn „man mit mir zu sprechen habe," man wohl noch einige Wochen bis zu meiner Rückkehr warten könne, indem „man schon zwölf Monate mir Nichts geschenkt." — Dies ist das ganze Begegnis, dem freilich kein Zeuge beiwohnte, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort: in dem Strudel der Geschäfte, womit Einem der Tag vor der Abreise belastet ist, entschlüpfte es fast meiner besondern Beachtung. Aber, wie ich jetzt merke, eben die Umstände, dass ihn kein Augenzeuge zurechtweisen könne, dass nach meiner Abreise seine alleinige Aussage auf dem Platze bliebe, und dass meine Feinde seine Glaubwürdigkeit nicht allzu genau untersuchen würden, ermuthigten das erwähnte Individuum, jenen Schmähartikel zu schmieden, den die „Mainzer Zeitung" abgedruckt hat . . . Ich habe es hier mit der Blüthe des Frankfurter Ghetto und einem rachsüchtigen Weibe zu thun . . . — ich brauche mich eigentlich nicht zu wundern. Aber was soll ich von Zeitungsredaktionen und Korrespondenten sagen, die aus Leichtsinn oder Parteiwuth dergleichen Unwesen unterstützen? . . .

Ich werde in acht, höchstens zehn Wochen von meiner Reise oder, wie meine muthigen Feinde

behaupten, von meiner Flucht wieder in Paris zurückgekehrt sein, und ich denke mit der heitersten Ausbeute . . . Vor meinem Fenster stürzt sich über Felsblöcke ein wildes Bergwasser, genannt le Gave, dessen beständiges Geräusch alle Gedanken einschläfert und alle sanften Gefühle weckt. Die Natur ist hier wunderschön und erhaben. Diese himmelhohen Berge, die mich umgeben, sind so ruhig, so leidenschaftslos, so glücklich! Sie nehmen nicht im mindesten Theil an unsern Tagesnöthen und Parteikämpfen; fast beleidigen sie uns durch ihre schauerliche Unempfindlichkeit — aber Das ist vielleicht nur ihre starre Außenseite. Im Innern hegen sie vielleicht Mitleid mit den Schmerzen und Gebrechen der Menschen, und wenn wir krank und elend sind, öffnen sich die steinernen Adern, woraus uns die warmen Heilkräfte entgegenrieseln. Die hiesigen Bergquellen üben täglich Wunderkuren, und auch ich hoffe zu genesen. — Von der Politik erfährt man hier Wenig. Das Volk lebt hier ein stilles, umfriedetes Leben, und man sollte kaum glauben, daß Revolution und Kriegsstürme, die wilde Jagd unserer Zeit, ebenfalls über die Pirenäen gezogen. In ihren hergebrachten Verhältnissen wurzeln diese Leute so fest, so sicher, wie die Bäume in dem

Boden ihrer Berge; nur die Wipfel bewegt manchmal ein politischer Windzug, oder es flattert darin ein pfeifender Gedankenzeisig.

Ihr

Heinrich Heine.

---

195. An Julius Campe.

Cauterets (Hautes Pyrenées), den 7. Juli 1841.

Liebster Campe!

Ich schreibe Ihnen heute, weil ich eines Dienstes bedarf, und dass ich mich hier eben an Sie wieder wende, möge Ihnen als ein Beweis meines Vertrauens gelten. Ich glaube, meine Ehre hat für Sie immer Werth und Sie werden mit Energie handeln, wo es diese gilt.

Was die abgefeimte Madame Wohl mit ihrem * * gegen mich gebraut hat, werden Sie wissen. Schon vorig Jahr hat dieser Letztere eine Lüge der Art herumbringen wollen, und jetzt, wo er wusste, dass ich in den Pirenäen, ließ er das Zeug mit größerer Sicherheit los. Dieser Tage erhielt ich bereits die „Mainzer Zeitung“ und schrieb vorläufig nach Augsburg, damit widersprochen werde. Diesen Morgen erhielt ich ein

Stück Hamburger Zeitung, worin die Leipziger Schändlichkeit wiederholt wird. Ich eilte, beiliegende Rüge abzufassen, und ich hoffe, die Hamburger Blätter drucken sie gleich ab *). Est periculum in mora, Sie müssen unverzüglich zu den dortigen Redaktionen gehen. Ihre Autorität müssen Sie überhaupt anwenden, damit nicht bloß meine Erklärung gedruckt wird, sondern auch ein Wort über die schändliche Exploitation der Presse gesagt wird ... Meine Erklärung wird wahrscheinlich zur Folge haben, daſs bei einigen Schuften ihre Feigheit offenbar ist — wenn sie sich nicht mit mir schlagen. Lieber Gott, Das wäre meine Wonne. Ich glaube, diese Sache wird großen Einfluſs auf die Schriftwelt haben und die Pöbelei zähmen. — Sonst wenn diese nicht weicht, verdienen wir nicht den Namen eines Volkes, und noch weniger eines freien Volkes. — Ich bleibe noch drei Wochen hier. Eilen Sie mit dem Abdruck meiner Erklärung. In großer Eile,

Ihr Freund

H. Heine.

*) Die unter Nr. 196 mitgetheilte Erklärung Heine's wurde im „Korrespodenten“ vom 17. Juli 1841, in der „Hamburger Neuen Zeitung“ vom gleichen Datum, und in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Juli 1841 abgedruckt.

196. Vorläufige Erklärung.

Verletzte Eitelkeit, kleiner Handwerksneid, literarische Schelsucht, politische Parteiwuth, Misère jeder Art, haben nicht selten die Tagespresse benutzt, um über mein Privatleben die gehässigsten Märchen zu verbreiten, und ich habe es immer der Zeit überlassen, die Absurdität derselben zu Tage zu fördern. Bei meiner Abwesenheit von der Heimat wäre es mir auch unmöglich gewesen, die dortigen Blätter, die mir nur in geringer Anzahl und immer sehr spät zu Gesicht kamen, gehörig zu kontrollieren, allen anonymen Lügen darin hastig nachzulaufen, und mich mit diesen verkappten Flöhen öffentlich herumzuhetzen. Wenn ich heute dem Publikum das ergötzliche Schauspiel einer solchen Jagd gewähre, so verleitet mich dazu minder die Missstimmung des eigenen Gemüthes, als vielmehr der fromme Wunsch, bei dieser Gelegenheit auch die Interessen der deutschen Journalistik zu fördern. Ich will mich nämlich heute dahin aussprechen, dass die französische Sitte, die dem persönlichen Muthe, gegen schnöde Pressbengelei, eine nach Ehrengesetzen geregelte Intervention gestattet, auch bei uns eingeführt werden müsse. Früh oder

spät werden alle anständigen Geister in Deutschland diese Nothwendigkeit einsehen und Anstalt treffen, in dieser Weise die löschpapierne Rohheit und Gemeinheit zu zügeln. Was mich betrifft, so wünsche ich herzlich, dass mir die Götter mal vergönnen möchten, mit gutem Beispiel hier voranzugehen! — Zugleich aber auch bemerke ich ausdrücklich, dass die Vornehmheit der literarischen Kunstperiode mit dieser selbst jetzt ein Ende hat, und dass der königlichste Genius gehalten sein muss, den schäbigsten Lumpazio Satisfaktion zu geben, wenn er etwa über den Weichselzopf Desselben nicht mit dem gehörigen Respekte gesprochen. Wir sind jetzt, Gott erbarm sich unser, Alle gleich! Das ist die Consequenz jener demokratischen Principien, die ich selber all mein Lebtag verfochten. Ich habe Dieses längst eingesehen, und für jede Provokation hielt ich immer die gehörige Genugthuung in Bereitschaft. Wer dieses bezweifelte hätte sich leicht davon überzeugen können. Es sind aber nie dahin lautende Ansprüche in bestimmter Form an mich ergangen. Was in dieser Beziehung in einem anonymen Artikel der „Mainzer Zeitung" behauptet wird, ist, eben so wie die dabei mitgetheilte Erzählung von einer Insultierung meiner Person, eine reine oder vielmehr

schmutzige Lüge. Auch nicht ein wahres Wort! Meine Person ist nicht im entferntesten von irgend Jemand auf den Straßen von Paris insultiert worden, und der Held, der gehörnte Siegfried, der sich rühmt, mich auf öffentlicher Straße niedergerannt zu haben, und die Wahrhaftigkeit seiner Aussage durch sein eignes alleiniges Zeugnis, durch seine erprobte Glaubwürdigkeit, wahrscheinlich auch durch die Autorität seines Ehrenworts, bekräftigt, ist ein bekannter armer Schlucker, ein Ritter von der traurigsten Gestalt, der, im Dienste eines listigen Weibes, bereits vor einem Jahre, mit derselben Schamlosigkeit, dieselben Prahlereien gegen mich vorbrachte. Diesmal suchte er die aufgefrischte Erfindung durch die Presse in Umlauf zu bringen, er schmiedete den erwähnten Artikel der „Mainzer Zeitung", und die Lüge gewann wenigstens einen mehrwöchentlichen Vorsprung, da ich nur spät und durch Zufall, hier in den Pirenäen, an der spanischen Grenze, von dem saubern Gewebe Etwas erfahren und es zerstören konnte. Vielleicht rechnete man darauf, daß ich auch diesmal dem ausgeheckten Lug nur schweigende Verachtung entgegensetzen würde. Da wir unsere Leute kennen, so wundern wir uns nicht über ihre edlen Berechnungen. — Was soll ich

aber von einem Korrespondenten der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" sagen, der jeder bösen Nachrede so gläubig Vorschub leistete, und dem auch der miserabelste Gewährsmann genügte, wo es galt meinem Leumund zu schaden? — An einem geeigneteren Orte werden wir ein gerechtes Urtheil fällen. — Die Redaktionen deutscher Blätter, die den oberwähnten Lügen eine so schnelle Publicität angedeihen ließen, wollen wir unterdessen höflichst bitten, die nachhinkende Wahrheit eben so bereitwillig zu fördern.

Cauterets, den 7. Juli 1841.

Heinrich Heine.

---

197. Mittheilung *).

Der beifolgende Brief, gerichtet an Herrn Heinrich Heine, wirft das erste Licht auf das be-

*) Diese, von H. Heine zur Veröffentlichung in einem Hamburger Journal an Julius Campe gesandte Erklärung wurde in Nr. 194 des „Korrespondenten" vom 18. August 1841 abgedruckt. Das oben erwähnte Zeugnis der HH. Kolloff, Schuster und Hamberg findet sich in der Anmerkung auf S. 310 dieses Bandes.

fremdliche Zeugnis, womit die Herren C. Kolloff, Dr. Schuster aus Hannover und A. Hamberg gegen jene Erklärung aufgetreten, worin Heinrich Heine behauptet hatte, daſs die verschiedenen deutschen Zeitungsartikel, welche seine Ehre so bedenklich gefährdeten, aus derselben Schmiede hervorgegangen und nur von der alleinigen Aussage eines einzigen rachsüchtigen Menschen vertreten werden könnten. Das Original des mitgetheilten Aktenstücks liegt Jedem zur Ansicht vor in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe. —

Paris, den 11. August 1841.

Werther Herr Landsmann!

Ihrem Wunsche gemäß, wiederhole ich Ihnen schriftlich, daſs ich aus dem Munde des Herrn Kolloff gehört habe, daſs er nicht Augenzeuge der Scene gewesen, welche am 14. Juni d. J. zwischen Ihnen und Herren Straus aus Frankfurt vorgefallen sein soll, daſs er vielmehr durch den Letztern von dem Hergange dieses Auftritts in Kenntnis gesetzt worden sei.

Ihr ergebenster

Aug. Rochau.

---

198. An Julius Campe.

Paris, den 23. August 1841.

Liebster Campe!

So möge denn immerhin die vierte Auflage des „Buchs der Lieder“ ohne Vorwort in die Welt gehen. Geben Sie das Buch unverzüglich aus, und lassen Sie gleich auf der Stelle die Annonce wo möglich aus einer guten Feder, in die dortigen Blätter drucken. Versteht sich, dass in dieser Annonce nur rein Literarisches gesagt werde — ist Wienbarg mir nicht so abhold, wie man mir sagt, so dürfte er dazu wohl am geeignetsten sein. Aber es müsste gleich geschehen. Ist Gathy noch dort, so lassen Sie es von Gathy schreiben. Finden Sie keine geeignete Feder, so annoncieren Sie das Buch, ohne nur ein Wort hinzuzufügen — ja, das wäre vielleicht das Beste. —

Monsieur Strauß will sich noch immer nicht schießen, erst Mittwoch weiß ich ein Resultat. Aber wir haben desto größere Kampflust, und ohne Pulverdampf wird doch wohl die Sache nicht verrauchen. Ich bin auf Alles gefasst, und während die Gegner schimpfen und lärmen, handle ich mit Entschlossenheit und Ruhe. Das aber imponiert

am meisten und zeigt auch, auf wessen Seite die Wahrheit und das Recht. — Haben Sie den Artikel gegen das noble Kleeblatt in der „Allgemeinen Zeitung“ *) gelesen? Dieser Artikel hat

---

*) In Nr. 229 der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, vom 17. August 1841 war nachfolgender Aufsatz abgedruckt:

♂ Paris, den 10. August. Wenn Männern, die ein Volk unter seine hervorragendsten Geister zählt, Schuld gegeben wird, sie hätten etwas Entehrendes gethan oder ohne Auflehnung erduldet, so ist ein genaues Ansehen und doppelte Prüfung der Verhältnisse für Alle, die ein Urtheil zu fällen sich erlauben, unabweisbare Pflicht. Denn die Schmach Dessen, der keinen Ruhm besitzt, ficht nur ihn selbst oder die Wenigen, die um ihn sich kümmern, an, die Schande eines berühmten Menschen aber muß Allen, die ihn bewundern, nahe gehen. Diese Betrachtung bewog den Verfasser dieser Zeilen, zu untersuchen, welche Ansprüche auf historische Echtheit das seit bald acht Wochen in allen Klatschstuben deutscher Zunge so viel besprochene Drama der Rue Richelieu vor den Richterstuhl der Kritik zu bringen vermöge. In der zweiten Hälfte des verflossenen Junius theilten mehrere deutsche Blätter mit einer, wie es scheint kaum anständigen Bereitwilligkeit und Schnelle, und in einem Tone, der nicht schicklicher war, die Neuigkeit mit, Herr Heine sei von einem Herrn S., der ohne den Verfasser der „Reisebilder“ Niemand wohl außer Frankfurt nennen gehört hätte, den 14. genannten Monats an der Ecke der Straße Richelieu und St. Marc in Paris mit einer Ohrfeige überrascht

worden und hierauf in die Pirenäen geflohen. Diese Nachricht, von der Herr Heine in der Pirenäen Kunde erhielt, wurde von ihm sogleich als Verleumdung erklärt, diesem Widerspruch aber durch das Auftreten der HH. Kolloff, Hamberg und Schuster, welche der ursprünglichen Angabe mit ihrem Zeugnisse zu Hilfe kamen, unverweilt begegnet. Welchen Glauben verdient nun das Faktum selbst, welche Gewähr bietet die Aussage der bekräftigenden Zeugen! Herr Heine, heißt es, wurde am hellen Tage in einem der bevölkertsten Theile von Paris körperlich beschimpft, die Sache erregte einen großen Zusammenlauf, und am andern Morgen weiß Paris, mit Ausnahme des deutschen Dorfes, kein Wort von der Sache, in der zusammenströmenden Menge findet sich zufällig nicht der Schatten eines Municipalgardisten, um den Beleidigten zu schützen, allein die Leute kommen von allen Seiten herbei, um an dem ergötzlichen Schauspiel sich zu laben. Die Franzosen wurden schon tüchtig verketzert und verschwärzt, es giebt schwerlich ein Volk, dem man so viel Schlechtes nachgesagt, allein weder Jahn, noch Arndt, noch Menzel haben ihnen jemals vorgeworfen, sie hätten der Mißhandlung eines Menschen, zumal eines Fremden, mit Gleichgültigkeit oder gar mit Wohlgefallen zugesehen. Wäre die Ohrfeige wirklich — wie Hr. Straus, hierin mit den öffentlichen Blättern einig, in einem Briefe, den er dieser Tage an Herrn Heine schrieb, vorgiebt — so ganz ohne vorläufige Erklärung, in dem ersten Anlauf brutalen Zorns mit formlosem Ungestüm gegeben worden: die Entrüstung der herbeigeeilten Masse würde sich unfehlbar gegen den Angreifer gewendet und ihm ein anständigeres Benehmen auf vielleicht etwas derbe Weise em-

pfohlen haben. Wäre selbst fragliche Ohrfeige nach allen Regeln des Ehrenbegriffs ertheilt worden, so würde das Publikum diesen Akt der Selbsthilfe auf öffentlicher Straße als höchst ungeeignet durch unverzügliche Äußerung verdammt haben. Daß aber das Volk seine Freude an der Sache bewiesen hätte, Das ist mehr als eine Lüge, Das ist eine Abgeschmacktheit, die der ganzen Erzählung den Stempel der Erfundenheit auf das deutlichste aufdrückt. Diese Bemerkungen drängen sich jedem Unbefangenen von selbst auf, und als Herrn Heine's Erklärung aus den Pirenäen ankam, wurde von der Mehrheit der hiesigen Deutschen wenigstens die Sache allgemein in die Kategorie schlecht erdachter Fabeln verwiesen. Das Beispiel der falschen Briefe, sagte man, müsse seine Früchte tragen, und falsche Ohrfeigen sind ein so völlig neuer und kurioser Artikel, daß die Ankündigung desselben nicht geringes Aufsehen versprechen mochet. Kein Wunder also, daß ehemännischer Haß und spießbürgerliche Rachsucht zu einem Mittel griffen, von dem ein so großer Skandal zu erwarten war. Allein Herr S. ließ sich durch dergleichen Kommentare nicht so schnell aus dem Sattel heben, er erinnerte sich der inhaltschweren Worte, die Mephistopheles an Madame Schwertlein richtete:

Durch zweier Zeugen Mund
Wird allerwegs die Wahrheit kund;

ja, er war so glücklich, noch Einen mehr, als unumgänglich nöthig war, zu finden; denn er trieb drei menschliche Wesen auf, die sich dazu hergaben, die Wahrheit seiner Heldenthat mit dem Ansehen ihres männlichen Namens zu betheuern. Welchen Werth nun hat das Zeugnis dieser Her-

---

ren? Sie erklären, die Wahrheit des in Frage stehenden Vorfalls in der von der „Mainzer", „Hamburger Neuen" und Leipziger „Allgemeinen Zeitung" mitgetheilten Form auf ihre Ehre zu bekräftigen. Heißt Dies so Viel, als hätten die Unterzeichner der hier erwähnten Erklärung das große Ereignis als Augenzeugen mit angesehen? Keine Kunst der Hermeneutik vermag dem angeführten Satze diese Deutung zu geben. Die Wahrheit eines Vorfalls auf seine Ehre bekräftigen, ist, wenn es überhaupt Etwas heißt, gewiss nicht synonym mit der Behauptung, dass man eine Begebenheit aus eigner Anschauung zu bestätigen vermöge. Und wäre dies Letztere der Fall gewesen: ist es glaublich, ist es denkbar, dass sie es verschwiegen hätten? Würden Die, denen an der Demüthigung Heine's so Viel lag, dass sie die befremdende Ehre nicht scheuten, der historischen Feststellung einer Ohrfeigengeschichte als öffentliche Werkzeuge zu dienen, würden sie, frag' ich, über den Punkt ihrer Stellung als Augenzeugen so leicht hinweggegangen sein? Nein, noch einmal, Das ist nicht denkbar. Ist es alsdann wahrscheinlich, dass Herr S., der in seinem oben angezogenen Briefe von einem zufälligen Zusammentreffen mit Herrn Heine (rencontre fortuité) redet, das Trio seiner Zeugen, wie Ludwig XIV. seine Historiographen, durch alle Straßen von Paris mit sich herumgeführt habe, um seine Großthaten der Mit- und Nachwelt ohne Säumnis mitzutheilen? Wie endlich, wenn es mindestens von einem der drei Herren Bekräftiger auf das bestimmteste nachzuweisen wäre, dass er die ganze Geschichte nur vom Hörensagen kennt? Was muss vor dem Tribunal der öffentlichen Meinung aus der Glaubwürdigkeit der beiden andern Zeugen werden, wenn ihr

hier den Ausschlag gegeben, und nun kommt noch der Brief von Sichel!*) Vielleicht wird mein

---

Name so friedlich neben dem eines Kollegen steht, der diese Würde offenbar usurpierte! Dazu kommt noch, daß Derselbe als Einsender eines Aufsatzes in die „Rosen", worin die Ohrfeigengeschichte mit der ungebührlichsten Leidenschaftlichkeit erzählt wird, von der Redaktion dieser Zeitschrift für die gebildete Welt offen genannt wird, und bei einer nur etwas aufmerksamen Vergleichung der eben besprochenen Mittheilung an die „Rosen" mit einer Pariser Korrespondenz der Leipziger „Allgemeinen" die Indentität des Verfassers beider Arbeiten sich auf das unverkennbarste herausstellt, und so der Bestätiger einer fremden Behauptung ganz einfach zum Wiederholer seiner eigenen Angabe wird. Welcher Schluß aus der Zusammenziehung dieser Daten zu ziehen sei, Dies zu entscheiden überlassen wir vertrauungsvoll der Einsicht des deutschen Publikums; wir erwarten allerdings die Anklage der Sophistik, allein wir werden nur dann vor dieser Beschuldigung erzittern, wenn sie von einer triftigen Widerlegung unserer Syllogismen begleitet ist.

*) Die Augsburger „Allgemeine Zeitung", Beilage zu Nr. 236, vom 24. August 1841, enthielt folgende

Mittheilung.

Die „Mainzer", die „Leipziger Allgemeine", und die „Neue Hamburger Zeitung", und nach ihnen mehrere andere deutsche Blätter, meldeten jüngst in übereinstimmender Form, Herr Heinrich Heine sei am 14. Junius auf der Rue Richelieu zu Paris von einem Herrn Str. aus Frankfurt thätlich insultiert worden. In einer vorläufigen Erklärung, inseriert in

Triumph noch größer, wenn der Straus selbst retraktiert oder, auf Neue in die Enge getrieben,

---

der „Allgemeinen Zeitung“ vom 19. Julius, erklärte Herr Heine dieses Geschichtchen für eine Lüge, die eine Prahlerei jenes Individuums, das kein anderes Zeugnis vorbringen könne, als seine alleinige Aussage. Hierauf erschien in der „Allgemeinen Zeitung“ und andern deutschen Blättern eine vom 24. Julius 1841 datierte und von Ed. Kolloff, Dr. Schuster aus Hannover und Anton Hamberg unterzeichnete Erklärung, welche wörtlich lautete:

„In einer vorläufigen Erklärung in der „Allgemeinen Zeitung“ leugnet Hr. Heine die Thatsächlichkeit eines ihm am 14. Junius in Paris zugestoßenen Begegnisses, wie es von vielen deutschen Blättern berichtet worden. Unterzeichnete sehen sich daher veranlasst, die Wahrheit des Vorfalls in der von der „Mainzer“, „Hamburger Neuen“ und „Leipziger Allgemeinen Zeitung“ mitgetheilten Form hiermit auf ihre Ehre zu bekräftigen“.

Wir enthalten uns aller wehmüthigen Betrachtungen über diese Erklärung und publicieren hierbei einen Brief den Herr Dr. Sichel, der berühmte Arzt, an Herrn Heinrich Heine geschrieben, und zwar im Beisein des Dr. Schuster, der alle Ausdrücke gebilligt und sich vorher mit seinen Freunden Kolloff und Hamberg besprochen hatte. Das Original des Briefes liegt zur beliebigen Ansicht in der Buchhandlung von Hoffmann und Campe zu Hamburg.

„Lieber Heine!

„Herr Dr. Schuster (aus Hannover), den ich seit Jahren als einen sehr ehrenwerthen Kollegen kenne, hat auf meine

sich auch jetzt nicht schießt. Ich habe ihm nämlich neue Invektiven auf den Hals geschüttet. — Die spaßhafte Rolle in dieser Geschichte spielt Ihr unglücklicher Landsmann Monsieur Gabriel Riesser*).

Anfrage, wie die von ihm und den HH. Kolloff und Hamberg unterzeichnete Erklärung vom 24. Julius 1841 zu verstehen sei, unumwunden geantwortet, daſs keiner dieser Herren bei dem zwischen Ihnen und Herrn Straus stattgehabten Vorfalle zugegen gewesen. Eine schriftliche Erklärung zu geben, hält Herr Dr. Schuster um so mehr für unnöthig, als weder er noch seine Freunde ihrer Erklärung den Sinn beigelegt haben, daſs sie Augenzeugen des Ereignisses gewesen, welches sie vielmehr nur aus Herrn Strausens Munde kennen.

„Von meinem Briefe dürfen Sie, lieber Heine, den Gebrauch machen, den Sie für nöthig erachten.

„Paris, den 15. August 1841.

Sichel, Dr. med.

*) Derselbe veröffentlichte in den Anzeigespalten des „Hamburgischen unpartheiischen Korrespondenten" vom 23. Juli 1841 folgende

Erwiderung.

Eine in dem heutigen Blatte dieser Zeitung abgedruckte, von Heinrich Heine unterzeichnete Erklärung legt mir die unerfreuliche Verpflichtung auf, einige Worte darüber zu sagen. Würde Dergleichen an einem Orte gedruckt, wo die geschmähten Verhältnisse und Personen hinlänglich bekannt sind, wo man die Frau, die von Herrn Heine als ein „listiges Weib" und ihren Mann, der als ein „gehörnter Sieg-

der bereits ohne den mindesten Beruf sich in diese Sache mischte, Alles darauf anlegte hier genannt

---

fried, armer Schlucker, Ritter von der traurigsten Gestalt" bezeichnet wird, kennt und hochachtet, ich würde sie mit großer Gleichgültigkeit lesen und würde sicherlich darüber schweigen; denn dort weiß Jeder, was er von diesen Abscheulichkeiten zu halten hat, und dort würden sich, wenn es noth thäte, zahlreiche berufenere und bessere Stimmen, als die meinige erheben, um diese neue Schändlichkeit auf das Haupt Dessen, der sie zu Tage gefördert, zurückzuwälzen. In dem Kreise aber, den diese Zeitung zunächst berührt, sind die Menschen und Dinge, von denen es sich handelt, unbekannt; hier kann die Lüge leicht durch ihre Frechheit einigen Glauben finden. Da ich nun hier am Orte vielleicht der Einzige bin, der jene Verhältnisse genauer kennt, da ich es mir zur Ehre rechne, mit den beleidigten Personen befreundet zu sein, so halte ich es für meine Pflicht, allen Denen, bei welchen mein Wort irgend Etwas gelten möchte, die Versicherung zu geben, daß die schändlichen Mittheilungen in Heine's Buch über Börne, auf die in der gedachten Erklärung angespielt wird und die ganz allein zu Dem, was jetzt vorgefallen sein soll, Anlaß gegeben haben, in der Gegend, in welcher Börne gelebt hat, in welcher seine höchst achtungswerthe Freundin und ihr gleich ehrenwerther Gatte noch jetzt leben, von Jedermann als ein Gewebe elender Verleumdung angesehen werden. Ob Herr Heine die öffentlichen Mißhandlungen, von denen die Zeitungen erzählen, erlitten hat, weiß ich nicht; es wird vielleicht, wenn nicht Zeugen auftreten, für Viele immer un-

zu werden, und jetzt vielleicht wirklich seinen Zweck erreicht, aber wahrlich nicht zu seinem Vortheil.

---

gewiß bleiben; es ist auch in der That Wenig daran gelegen. Ob er sie aber verdient hat, darüber möge das Urtheil aller Ehrenmänner in Deutschland entscheiden; und darauf allein kommt ja im Grunde Alles an. Vor dem Richterstuhle wahrer Ehre schändet eine Handlung der Gewalt, wenn sie unverdient war, allein Den, der sie übte; wenn sie verdient war, wenn der Arm, der sie vollzog, das Todesurtheil vollstreckte, das die öffentliche Meinung über die Ehre des Beschimpften ausgesprochen hat, dann — und dann allein — entehrt sie den Beschimpften, nicht weil sie geübt, sondern weil sie verdient worden, und ohne darum selbst in diesem Fall Den, der sie übte, zu ehren. — Daß übrigens der Vorfall dann wahr ist, wenn er wirklich, wie Herr Heine voraussetzt, von dem Urheber der Beschimpfung verbreitet worden, davon halte ich mich bei der unzweifelhaften Wahrhaftigkeit dieses Mannes überzeugt. Zudem habe ich den gleichfalls geleugneten Inhalt der einen Hälfte des Artikels der „Mainzer Zeitung" im Wesentlichen gleichlautend — so nämlich, daß Herr Heine mit der erst nach Börne's Tod ausgeführten Schändlichkeit schon bei Dessen Lebzeiten gedroht hat, daß er dafür von demselben Manne, den er jetzt beleidigt, mit den härtesten Worten gezüchtigt worden und keinen Versuch gemacht hat, dafür die ihm zu Gebote stehende Genugthuung zu erhalten — aus dem Munde eines völlig unparteiischen und glaubwürdigen Zeugen vernommen, dessen geachteten Namen ich für jetzt zu nennen noch nicht berechtigt bin, von dessen

Ist es Donquixoterie oder Wichtigmacherei, was ihn antrieb, mir dieser Tage durch einen meiner Freunde seinen Aufsatz selber zuzuschicken und mir anzubieten, er wolle nach Paris kommen und mir Satisfaktion geben! So wie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Kopie des Briefes der ihm als Antwort dienen konnte und worin ich die Offerte durchaus nicht ganz ablehnte, sondern mir vorbehielt, je nachdem der Ausgang der Straus'schen Affaire mir genügend, auch jenem lächerlichen Champion heimzuleuchten! Wie ich aber höre, ist

---

Ehrenhaftigkeit ich aber erwarten darf, daß er auch sein öffentliches Zeugnis in einer Sache, die ganz allein durch Heine's Schuld zur Oeffentlichkeit gebracht worden, wenn es noth thut, nicht versagen wird. — Man möge nun beurtheilen, in wie fern Der, welcher Verhältnisse entstellt und erdichtet hat, die, selbst wenn sie wahr wären, nicht öffentlich gegen einen Dahingeschiedenen durften geltend gemacht werden, der das Andenken eines edlen Todten, der ihn einst seiner Freundschaft würdigte, die Ehre einer trefflichen, dem Greisenalter nahen Frau und ihres achtbaren Gatten durch empörende Verleumdungen hat beflecken wollen, berechtigt ist, von „schnöder Preßbengelei" zu reden, sich über Verbreitung gehässiger Märchen über sein Privatleben zu beklagen und unter den Literaten Deutschlands die Gesetze der persönlichen Ehre einführen zu wollen!

Hamburg, den 17. Juli 1841.

G. Riesser, Dr.

Alles darauf berechnet, auf meine Kosten Aufsehen zu erregen, und es heißt schon im Publikum, daſs auch Herr Riesser nach Paris reise u. s. w.!

Sein Sie nur ruhig, ich werde diesen Narren entweder mit der Kolbe lausen oder mit seiner eignen Pritsche so zudecken, daſs man über ihn lachen soll! Was sagen Sie zu dieser Blüthe der Narrheit und des Dünkels! Bei solchem Unsinn steht mir selber der Verstand still! So wie ich Zeit habe, schicke ich Ihnen eine Kopie des erwähnten Antwortschreibens, für Ihr Archiv, und damit man wenigstens nicht glaube, daſs ich die Narrheit ganz theile*). Glauben Sie Nichts, was Sie nicht von mir selber erfahren haben.

Und nun, leben Sie wohl. — Literarische Blätter lese ich hier gar nicht, und so erfahre ich nicht, wie drüben die Straus'sche Geschichte durchgeträtscht worden. Ich sehe nur die politischen. — In der „Mainzer Zeitung" stand wieder eine schnöde Isinuation in Betreff meiner Frau. — Sonst, glaub' ich, ist die ganze politische Presse mir günstig, und man möchte mir gern eine gewisse Genugthuung geben für die Leichtgläubigkeit, womit man sich von Straus und seinem

*) Diese Kopie hat sich nicht vorgefunden.

Triumvirate anführen lassen. Was Sie mir von Herrn Wille sagen, freut mich. Auch er wird leicht Gelegenheit finden, das Unrecht, woran auch die „Neue Hamburger Zeitung“ theilnahm, erfreulichst gutzumachen.

Ihr Freund

H. Heine.

---

199. An Julius Campe.

Paris, den 1. September 1841.

Liebster Campe!

Ihren Brief nebst Einlage (der Sichel'sche Brief im „Hamburger Korrespondenten“) habe ich richtig erhalten. Dem armen Sichel gehen die Drei jetzt entsetzlich zu Leibe; sie sind, eben so wie Straus, in der öffentlichen Meinung verloren. In Betreff des Letztern kann ich Ihnen heute noch keinen Abschluß melden; in einigen Tagen erst kann dieses geschehen. Er war schon ganz bereit zum Widerruf und Eingeständnis seiner Lüge; aber die Drei zwingen ihn, endlich die Pistole zur Hand zu nehmen, und er erbittet nur noch einige Tage Zeit, um seine Geschäfte für etwaigen Todesfall zu

ordnen; — er hat also nie an ein ernstes Duell gedacht*)!

---

*) Über die vielfachen Verzögerungen des Duells vgl. man den nachstehenden Artikel der „Leipziger Allgemeinen Zeitung“:

Paris, vom 13. August. Der in jeder Weise beklagenswerthe Skandal, der in Bezug auf Heinrich Heine erhoben worden ist, in Folge eines angeblichen Vorfalles, der von der einen Seite als wahr behauptet, von der andern geleugnet wird, ohne dass sich darüber für Dritte etwas Gewisses ermitteln ließe, da wenigstens der eine der drei Herren, welche auf ihre Ehre denselben bekräftigten, freiwillig erklärt, dass er durchaus nicht Augenzeuge desselben gewesen, betrifft einen in der Literatur so bedeutsamen Mann, dass es nicht ohne Interesse sein wird, zu erfahren, wie Derselbe sich nach der letzten in dieser Sache abgegebenen Erklärung benommen hat. Heine ist sogleich von Cauterets herbeigeeilt, nachdem ihm Freunde diese Erklärung übersendet. Er hat durch seine Freunde Gautier und Royer dem Herrn Straus ein schriftliches Dementi seiner Angabe, dass es ihm, sich an Heine thätlich zu vergreifen, gelungen sei, zustellen und sich zu der in solchen Fällen üblichen Satisfaktion bereit erklären lassen. Darüber ist hin und her verhandelt worden. Die erste Schwierigkeit, die sich erhob, war die Weigerung Heine's, zu Zeugen des Gegners einen jener Männer anzunehmen, welche die erwähnte Erklärung in den Zeitungen veröffentlicht haben, da sie in den Augen Jemandes, der den Vorfall für erfunden erklären müsste, dazu weder passend noch berechtigt schienen,

zu trassieren. Ich bitte, diese Tratte gefälligst zu acceptieren. — In größer Eil' grüßt Sie herzlich

Ihr

H. Heine.

— ——— ——

Straus erschienenen Berichtes in der „Allg. Leipz. Zeitung" bekräftigten. Was konnte man wohl unter einer solchen Bekräftigung auf Ehrenwort Anderes verstehen, als daß die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg Augenzeugen des Vorfalls waren, dessen wahrhaftigen Bericht sie mit ihrer Ehre verbürgten? Nun war es hier durch die Aussagen der Freunde des Frankfurter Helden wie der entschiedensten Feinde Heine's, ja durch die früheren Äußerungen jener drei Ehrenbürgen selbst notorisch, daß bei dem vorgeblich verübten Handstreich weder ein Bekannter Heine's noch seines heroischen Gegners Augenzeuge war; Heine hatte daher wenig Mühe, Herrn Dr. Schuster eine Erklärung abzubringen, worin Dieser im Namen seiner Ehrenkollegen anerkennt, daß Keiner von ihnen Augenzeuge jenes Vorfalls war. Diese Erklärung wurde bereits den obengenannten Blättern zur Veröffentlichung zugeschickt, und ich überlasse es denselben, diese Mystifikation, deren Opfer sie und ihre Leser waren, zu ahnden. Welches Vertrauen aber kann Heine zu einem Zeugen (Kolloff) haben, der mit solchem Leichtsinn seine Ehre verpfändet und das deutsche Publikum mystificiert? Er machte daher gerechte Einsprache gegen Herrn Kolloff; fügte sich jedoch, als man ihm bemerkte, daß man nach französischer Sitte keinen Zeugen zurückweisen könne. Nachdem diese Schwierigkeit beseitigt war, wurde

200. An Julius Campe.

Paris, den 5. September 1841.

Liebster Campe!

Heute melde ich Ihnen ein Begebnis, welches ich Ihnen bereits mehre Tage vorenthielt —

---

eine Menge anderer von Seiten des Herrn Straus und seiner Sekundanten erhoben. Man warf die Frage auf, wer eigentlich der Beleidigte sei und somit die Wahl der Waffen habe. Oftbesagter Herr Straus nahm Dessen Recht ausschließlich und unbedingt in Anspruch und bestand darauf, sich auf Säbel zu schlagen. Heine bemerkte dagegen mit Recht, daß es sich jetzt zunächst um die ihm zugefügte Insulte handle, welche eine Verleumdung und schwere Beleidigung sei, wofür nach französischer Sitte die Pistole die ausschließlich angemessene Waffe, es sich ferner jetzt weniger um eine Genugthuung, als um den Beweis handle, daß er (Heine) nicht feig sei, was man durch Verbreitung jenes Gerüchts feststellen wollte; die Pistole überdies eine Waffe ist, die man keinem Gegner, er sei Beleidiger oder Beleidigter, verweigern könne; daß er, obwohl ihm das Recht des ersten Schusses zukomme, darauf verzichte und dem Loose die Entscheidung anheimstelle. Die Verhandlung aber dieser und ähnlicher Vorfragen dauert nun seit 9 Tagen, und ich müßte den ganzen Raum Ihres Blattes in Anspruch nehmen, wenn ich Ihnen darüber einen genügenden Bericht abstatten wollte. Bei der Unmöglichkeit, die beiden Parteien zu verständigen, haben sich deren beiderseitige Zeugen zurückgezogen. Hierauf schrieb Heine einen Brief an Herrn Straus,

nämlich meine Vermählung mit dem schönen und reinen Wesen, das bereits seit Jahren unter dem

---

worin er ihm mit der geeigneten Energie des Letztern Benehmen als muthlose Ausflucht bezeichnet, und auf den von ihm gestellten Bedingungen unwiderruflich zu beharren erklärte. So entschieden sich Heine in dieser Zuschrift aussprach, so schüchtern empfindsam und selbst weinerlich ist die Antwort seines Gegners auf dieselbe. Herr Straus, der früher die Annahme seiner Vorschläge als die conditio sine qua non seines Zweikampfes mit Heine hingestellt hatte, versuchte nun einen Mittelweg, durch den, wie bei den Befestigungen die äußern Vorwerke mit der Ringmauer, der Säbel mit der Pistole kombiniert werde sollte. Zuerst sollte die blanke Waffe, sodann, wenn kein entscheidendes Ergebnis aus dem anfänglichen Kampfe hervorgegangen wäre, die Feuerwaffe in Anwendung kommen. Heine aber, der durch die Abreise des Herrn Royer zwei andere Zeugen, einen reichen Gutsbesitzer aus der Vendée, Herrn Tessier de Molo, und den deutschen Literaten Heinrich Seuffert, zu nehmen genöthigt war, gab zwar den Gebrauch beider Waffen zu, wollte jedoch die Anwendung derselben umgekehrt wissen, indem das zuerst gegebene Kartell auch zuerst an die Reihe kommen müsse, dann jedoch auch Herr Straus die beleidigte Ehre seiner Gattin mit dem Damascener rächen könne. So weit sind die Sachen bis jetzt gediehen, die mit ziemlicher Gewißheit beweisen, daß der edle Thersites aus Frankfurt eine unüberwindliche Abneigung für jede Art lebensgefährlichen Spieles hat, und es ihm nur darum zu thun ist, den Schein des Muthes zu retten."

Namen Mathilde Heine an meiner Seite weilte, immer als meine Gattin geehrt und betrachtet ward, und nur von einigen klatschsüchtigen Deutschen aus der Frankfurter Klicke mit schnöden Epitheten eklaboussiert ward. Diese Ehrenrettung durch gesetzliche und kirchliche Autorität betrieb ich gleichzeitig mit der Angelegenheit meiner eignen Ehre, die, wenig gefährdet durch die alleinige Aussage eines Straus, durch das infame Dreimännerzeugnis sehr in Noth gerieth — ich muſs es gestehen, nie war mein Gemüth so niedergeschlagen als an dem Tage, wo ich jene infame Erklärung las, und wär' es mir nicht gelungen, diese H .... r zu entlarven und zu entkräften, so hätte ich zu den furchtbarsten Mitteln, zu den entsetzlichsten, meine Zuflucht genommen. Jetzt laufen sie wie tolle Hunde ohne Ehre herum, und wollen mich durchaus zu Manifestationen verleiten, wodurch sie sich an die Stelle des Straus placieren könnten — Aber ich lasse mich nicht vom rechten Wege ablenken, D i e s e n will ich aufs Terrain haben, und obgleich er alle möglichen Ausflüchte sucht, so hoffe ich doch, noch meinen Zweck zu erreichen. Vor einigen Tagen war ich schon im Begriff, mich zu schlagen, als in der Nacht mir mein Sekundant meldet, daſs einer der Straus'schen Sekundanten nicht erscheinen könne,

und dass das Duell, welches am Morgen in der Frühe statt finden sollte, wieder aufgeschoben sei *). Jetzt behauptet Straus, die Polizei wolle sein theures Haupt schützen und man beobachte ihn — aber Das ist nur eine Galgenfrist, er muss mir aufs Terrain und müsste ich ihn dahin schleppen bis an die chinesische Mauer. Wer sich schlagen will, kann alle Hindernisse überwinden. Man will mich ermüden, aber es wird nicht gelingen. Leben sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Übereinstimmend hiemit lesen wir in einer Korrespondenzmittheilung der „Breslauer Zeitung", Nr. 212. Beilage, vom 11. September 1841:

„Paris, den 4. September. In einer gestrigen Berathung, die nicht weniger als 8 Stunden, sage acht Stunden, dauerte, haben die beiderseitigen Zeugen der Herren Heine und Straus das Duell auf Pistolen in einer Entfernung von 30 Schritten mit einer Barrière auf 20 Schritte auf heute Morgen festgesetzt. Um 11 Uhr in der Nacht wurde dasselbe, unter dem Vorgeben, Herr Straus habe vorerst eine Rente auf den Namen seiner Frau zu überschreiben, auf Montag verlegt. Heine hat am 31. v. M. die Frau, mit der er seit mehreren Jahren lebt, in aller Form geheirathet, vorgestern sein Testament gemacht und sie zum Universalerben eingesetzt."

201. An Julius Campe.

Paris, den 9. September 1841.

Liebster Campe!

Ich melde Ihnen in der Kürze den Abschluß der falschen Ohrfeigengeschichte, wie man sie zu nennen pflegt. Vorgestern um sieben Uhr hatte ich endlich die Genugthuung, den Herrn Straus auf dem Terrain*) zu sehen. Er zeigte mehr Muth als ich ihm zutraute, und der Zufall begünstigte ihn über alle Maßen. Seine Kugel streifte meine Hüfte, die in diesem Augenblick noch sehr angeschwollen und kohlenschwarz; ich muß noch zu Bette liegen und werde so bald nicht gut gehen können. Der Knochen hat wahrscheinlich nicht gelitten, sondern nur einen erschütternden Druck genossen, den ich noch immer empfinde. Ganz glücklich ist die Sache also nicht für mich abgelaufen — in physischer Beziehung, nicht in moralischer. Leben Sie wohl.

Ihr Freund

H. Heine.

---

*) Das Duell fand im Thale von St. Germain statt. Außer Herrn Dr. Schuster, der als Arzt bei demselben fungierte, waren auch die Herren Kolloff und Hamberg zugegen.

202. An Julius Campe.

Paris, den 4. Oktober 1841.

Theuerster Freund!

Ihren Brief vom 26. September habe ich richtig erhalten und danke Ihnen für die Theilnahme, die Sie darin meinen persönlichen Angelegenheiten zuwenden. — Ich würde Ihren und meiner Mutter Wünschen herzlich gern entsprechen und auf einige Zeit dort einen Besuch abstatten, aber erstens erlaubt es meine Kassa nicht, neue Ortsveränderungen zu machen, und zweitens dürfte meine Abreise sehr böslich missdeutet werden. — Übrigens hat mir das dortige Winterklima nie zugesagt, und ich befinde mich in diesem Augenblick sehr leidend; die unterbrochene Badekur hat meinem armen Kopfe sehr geschadet.

Über das saubere Kleeblatt habe ich noch keine Zeile geschrieben, mehr aus Ekel, denn aus Besorgnis. Ich habe wahrlich weder diese Leute, noch ihre Feder zu fürchten. Aber so eben erhalte

der Eine als Bevollmächtigter des Herrn Straus bei den vorausgehenden Unterhandlungen, der Andere als Zeuge des Letzteren.

ich die „Breslauer Zeitung," worin ein mir ganz unbekannter Vertreter die Sache so treffend bespricht, dass ich Sie bitte, diesen Artikel*) in einer

*) Derselbe stand in No. 224 der „Breslauer Zeitung", vom 25. September 1841, und lautet, wie folgt:

Über die Erklärung der Herren Kolloff, Schuster und Hamberg.

Die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg, die sich in der Heine'schen Angelegenheit eine traurige Berühmtheit erworben haben, versuchen in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" vom 17. September, indem sie eine längst abgemachte und vor dem Richterstuhle des Publikums längst entschiedene Sache aufs Neue auf das Tapet bringen, in einer auf ihre Weise abgefassten Erklärung, dem öffentlichen Urtheil wiederum eine andre Wendung zu geben. Es gehört in der That ein ziemlich großer Grad von Dreistheit dazu, jetzt, nachdem das lächerliche Komplott gegen Heinrich Heine längst enthüllt, (Augsburger „Allgemeine Zeitung" vom 28. August) und die Theilnehmer desselben in ihrer ganzen Niedrigkeit vor die Augen Aller hingestellt sind, nachdem sich bereits die öffentliche Meinung in allen Blättern auf das entschiedenste über das perfide Benehmen der genannten Herren ausgesprochen hat, nach Alledem, statt durch Stillschweigen ihre Schande vergessen machen zu wollen, von Neuem diese Sache mit einer Frechheit, die nie zu ermüden und keine Grenzen zu kennen scheint, anzuregen, in der vergeblichen Hoffnung, durch wiederholte Unwahrheiten und wiederholte Zweideutigkeiten sich rein waschen zu können. — Die ganze

Hamburger Zeitung, wo möglich im „Correspon-
denten," abdrucken zu lassen. Ich gebe Ihnen mein

Heine'sche Geschichte ist ziemlich spaßhaft, und dürfte vielleicht einen Beitrag zur Charakteristik des Tages liefern. Sokrates soll, als ihm einer seiner Freunde einmal erzählte, daß die Sophisten, wenn er nicht dabei wäre, Böses von ihm redeten, geantwortet haben: „Wenn ich nicht dabei bin, mögen sie mich auch schlagen." Hievon vielleicht ausgehend, kam Herr Straus mit seinen Verbündeten auf die eklatante Idee, Heine hinter seinen Rücken Ohrfeigen zu verabreichen, indem sie sorgfältig den Tag wählten, wo Heine nach Cauterets abgereist war. Wozu aber damals Sokrates ruhig lächeln konnte, Das konnte Heinrich Heine in unserem Jahrhundert, wo die Meinung Alles gilt, nicht mit Stillschweigen hingehen lassen. Herr Straus mochte vielleicht darauf gerechnet haben, daß Heine, das Gerücht belächelnd, nicht eher Schritte thun würde, dasselbe zu vernichten, als bis es sich in die öffentliche Meinung eingenistet haben und es dann zu spät sein würde. Aber Heine, der mit seinem richtigen Blick sogleich erkannt hatte, von woher der Schlag käme, und welche Maßregeln man dagegen ergreifen müsse, kehrte sofort nach Paris zurück, schrieb seine „vorläufige Erklärung, indem er dabei auf seine gewohnte energische Weise verfuhr. Man hatte ausgebreitet, Heine sei, um einem Duell auszuweichen, nach Cauterets gereist; Dem zu begegnen, schickte er Herrn Straus sofort seine Herausforderung zu. — Die Folge dieses energischen Verfahrens zeigte sich auch sogleich. Herr Straus, der gerne auf Heine den Verdacht der Feigheit hatte werfen wollen, zeigte durch sein Zögern,

Ehrenwort, dass ich weder direkt, noch indirekt diesen Artikel veranlasst habe und keine Ahnung

---

wie wenig physischer Muth unter seine Eigenschaften gehöre; das Publikum wurde enttäuscht, und inzwischen wurde bewiesen, daß jene Ehrenmänner, welche sich nicht entblödet hatten, jenes Gerücht als Thatsache öffentlich zu bekräftigen, der vorgeblichen Scene nicht beigewohnt haben konnten. Jetzt ward auch die Sache zwischen Heine und Herrn Straus beigelegt; rein ging Heine hervor, trotz allen Verleumdungen, mit denen man ihn überschüttet hatte, und alle Schande fiel auf die genannten Herren zurück. Das fühlten sie wohl auch, und daher kommt der letzte Versuch in der „Leipziger Allgemeinen Zeitung" sich zu rechtfertigen. Diese Rechtfertigung nun, die, mit der gewöhnlichen, nichtssagenden Polemik dieser Herren abgefasst, nur den zu täuschen im Stande wäre, der sie nicht kennt, wollen wir etwas näher beleuchten.

Nachdem sie sich im Anfang wegen ihres Stillschweigens entschuldigt haben — eine Entschuldigung, die wir um so lieber gelten lassen, als uns dieses Stillschweigen in jeder Beziehung äußerst erfreulich war, und wir den Wunsch von ihm nicht unterdrücken können, daß es die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg auch fernerhin beibehalten möchten — gehen sie unmittelbar zu ihrer höchst sinnreichen Vertheidigung über, die jedoch in nichts Anderem, als in einer Invektive gegen Heine besteht. Das Merkwürdigste aber ist, daß sie selbst eingestehen, der Scene nicht beigewohnt zu haben, ohne zu fühlen, wie ihnen Dies jedes Recht nimmt, als Zeugen aufzutreten. Denn wie kann man die Nicht-

habe, wer der Verfasser. Der Artikel ist dadurch um so besser; suchen Sie Ihren Einfluss geltend

---

achtung vor dem Publikum so weit treiben, dass man öffentlich einen Vorfall zu behaupten wagt, den man nicht selbst mit angesehen hat, den man nur vom Hörensagen kennt? Das öffentliche Urtheil soll durch dieses Zeugniß bestimmt werden, und dies Zeugnis selbst ist auch erst auf die Aussage eines Andern begründet! — Höchstens könnten die Herren Kolloff u. s. w. dann bescheinigen, dass ihnen Herr Straus Das und Das aufgebunden habe; mit dem Faktum selbst hat ihre Aussage dann Nichts mehr zu thun. Wahrlich nicht genug zu bewundern ist die Naivetät des Herrn Koloff und seiner Freunde, welche so weit geht, dass sie nicht einsehen, wie in einem solchen Falle nur ein Zeugnis de visa zulässig ist! — Aber Herr Kolloff will auch nicht, dass sein Zeugnis seiner Wahrhaftigkeit wegen geglaubt werde. Er spricht es ja deutlich genug aus: nur durch seinen Namen will er imponieren! Freilich der Name des Herrn Kolloff, bekannt genug durch die preußische Gesandtschaftsgeschichte würde allein schon hinreichen, jeden Zweifel daniederzuschlagen, sein Name allein hinreichen, dem eines Heinrich Heine gegenüber jede Lüge in Wahrheit zu verkehren! — Aber das Alles genügt den Herren noch nicht. Hier, wo es sich ganz einfach nur darum handelt, eine Thatsache zu bekräftigen oder für unwahr zu erklären, hier fangen diese Herren an, Heine und sein Wirken zu kritisieren, oder — um einen richtigeren und der Verfahrungsweise dieser Herren angemessenеren Ausdruck zu wählen — zu bekritteln. Indem sie ihm zur Last legen, ein Persönlichkeits-

zu machen, dass er dort abgedruckt wird, und zwar mit einigen hinzugefügten Worten über das Duell,

System erfunden zu haben, erschöpfen sie sich, in denselben Fehler verfallend, in niedrigen Persönlichkeiten gegen ihn. Mit derselben Naivetät, die wir schon oben erwähnt haben, wundern sich die Herren, dass jetzt nach Heine's Vertheidigung alle Schmach sie und Herrn Straus trifft. Unbekannt scheinen ihnen Goethe's Worte zu sein:

„Die Lüge trifft, ein abgedrückter Pfeil,
Versagend und von einem Gott gewendet,
Den Schützen selbst."

Wenn es ferner in dem Schluss heißt, dass keiner der Unterzeichneten mit Heine je in nähere Berührung getreten ist, so ist Das allerdings wahr, aber die Folgerung, die sie daraus ziehen wollen, dass ihr Urtheil nicht der Parteilichkeit verdächtig sein könne, diese ist falsch. Nur deßhalb sind sie nie mit Heine persönlich in Berührung gekommen, weil Heine, der überhaupt etwas difficil in seinem Umgang ist, stets derlei Leute von sich fern zu halten wusste; dass sie ihn aber mit ihrer kleinlichen Rache schon längst verfolgen, dass Heine selbst längst bekannt ist, wie niedrige Menschen aus niedrigem Neid ihn zu verläumden bemüht sind, darüber giebt ein Brief, der in der „Breslauer Zeitung" vom 31. August von einem Freund Heine's veröffentlicht und schon vom August 1838 datiert ist, interessante und beweisende Aufschlüsse.

Doch genug davon. Umsonst wollen uns die Herren Kolloff, Schuster und Hamberg mit ihren Kunstgriffen glauben

von welchem der Verfasser keine Kunde zu haben schien. Das Duell war das beste Argument. — Schicken Sie mir unter Kreuzkouvert die Gedichte von Hebbel. — Ich wünsche sehr, daſs Sie diesen Winter endlich die Gesammtausgabe meiner Werke lieferten; ich würde mich unverzüglich mit größter Sorgfalt diesem Geschäfte unterziehen. Vorher hätte ich Lust, den zweiten Band des Liederbuchs endlich herauszugeben, aber in ganz anderer Gestalt, als früher projektiert, und mit anderen Zusammenstellungen; eine neue Höllenmühe, für mich, der ich nicht gern abschreibe. — Ich bin ausgezogen, und wohne Faubourg Poissonnière No. 46. — Leben Sie wohl. — Grüßen Sie mir Wienbarg und Gattin. —

Ihr Freund

H. Heine.

---

machen, die öffentliche Meinung habe sich noch nicht entschieden; die öffentliche Meinung hat längst entschieden, und vor ihrem Richterstuhl ist keine Appellation mehr möglich.

Breslau, den 24. September 1841.

F.

203. An August Lewald.

Paris, den 13. Oktober 1841.

— Wenn ich auf Ihr freundliches Schreiben erst heute antwortete, so liegt die Schuld ganz an meinem armen Kopf, der, seit ich meine Badekur in den Pirenäen so traurig unterbrach, an dem alten Übel sehr leidet; ja, letzteres hat sich so verschlimmert, dass mir mein Arzt gänzlich Feder und Tinte untersagt hat. Meine Feinde rechneten nicht bloß auf meine Abwesenheit, sondern auch auf meinen kranken Zustand, als sie das schändliche Complott gegen mich losließen, das ich, gottlob! so gründlich enthüllt. Ob aber der große Haufe jetzt die ganze Büberei einsieht, eben so gut wie die Verständigen im Publikum, Das weiß ich nicht, glaub' ich auch nicht, und in dieser Beziehung ist es gewiss gut, wenn noch Etwas geschieht, um die ganze Scheußlichkeit des Pressfrevels, der gegen mich verübt worden, nachträglich zu beleuchten. —

— Zu meiner größten Freude erhielt ich dieser Tage den beiliegenden Artikel der „Breslauer Zeitung," der mir ganz aus der Seele geschrieben, obgleich ich ganz fremd dabei bin und den Autor

nicht weiß; leider ist dieses Blatt nicht im Süden sehr repandiert, und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie in einigen Blättern — am liebsten wäre mir der „Nürnberger Korrespondent“ — diesen Artikel nochmals abdrucken ließen mit einer Zuthat über das Duell, wovon der Verfasser noch keine Kunde gehabt zu haben schien. Selbst wenn der Wiederabdruck Ihnen im „Nürnberger Korrespondenten“ Etwas kosten sollte, müsste es geschehen, und ich will Ihnen gern Das vergüten, nur muss nicht erwähnt werden, dass es Inserat. — Die Büberei, womit ich leider zu thun habe, ist so groß, dass ich meine Freunde angehen muss, sich in der deutschen Presse jetzt, eben jetzt, zu meinen Gunsten zu regen. —

— Ich stehe ganz allein — aber ich habe Etwas, worauf ich baue: ich habe nie die geringste zweideutige Handlung mir zu Schulden kommen lassen, und meine Feinde haben immer zu Lügen ihre Zuflucht nehmen müssen, die in sich selbst zerfielen. — Ich danke Ihnen für den liebreichen Wunsch, zu Ihnen nach Deutschland zu kommen; es lässt sich jetzt nicht ausführen. — Dass ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Position in der Welt zu sichern, in die Nothwendigkeit versetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme

zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. — Dieses eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis Einer von uns Beiden getödtet, ist gewiss gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengasse! Welche Fülle von Intrigen und Bosheiten von dieser Seite gegen mich seit Jahr und Tag ausgegangen, davon haben Sie keinen Begriff. — Damaskus ist wahrlich kein Märchen! —

— Grüßen Sie mir herzlich Fr. K., die ich gern mal wiedersehen möchte — ich hätte bald die Augen zugemacht für immer. —

Dieser Tage bin ich umgezogen, und meine Adresse ist jetzt: H. H. Faubourg Poissonnière 46. Ich wohne sehr hübsch, und es sieht sehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutschen Dichter zu sein. —

---

204. An Julius Campe.

Paris, den 1. December 1841.

Liebster Campe!

Ich schreib' in der größten Eil', einige Minuten vor Abgang der Post. Ich las eben im

„Hamburger Korrespondenten“ die Anzeige einer Zeitschrift, betitelt „Mephistofeles,“ die in Leipzig erscheinen soll und „Jugendbriefe von H. Heine“ enthalte*). Ich bitte Sie, mir schleunigst per Kreuzkouvert dieses Journal zu schicken, damit ich sehe, was es für eine Bewandtnis hat mit jenen Briefen, durch deren Publikation entweder das Publikum mystificiert oder an mir ein Verrath geübt wird; vielleicht ist Beides der Fall, und ich sehe mich genöthigt, öffentlich zu reklamieren. Daher Eile.

Herr Dingelstedt ist hier, hab' ihn aber noch wenig gesehen; ein äußerst liebenswürdiger Mensch; schönes Talent, viel Zukunft, aber in der Prosa.

Daſs sich Monsieur Gutzkow mit einem Schriftsetzer Mendelsohn balgen muſs, hab' ich mit Ergötzen gesehn. Und nun hat er gar eine Polemik mit Saphir, diesem alten durchgeprügelten Affen!

Ich lebe hier ruhig und ziemlich heiter. Mache auch mitunter Gedichte, z. B. auf den

---

*) Die drei Briefe Heine's an Friedrich Steinmann, welche im vorhergehenden Bande enthalten sind, wurden zuerst in dem von Steinmann herausgegebenen „Mephistofeles“, 1. Heft (Leipzig, Fr. Fleischer, 1842) abgedruckt.

Ehestand. — Gathy seh' ich fast gar nicht. — Meine Augen sind sehr schwach.

Ihr Freund

H. Heine.

Schicken Sie mir auch, was der Monsieur Mendelsohn gegen den Monsieur Gutzkow geantwortet.

---

205. An Gustav Kühne.

Paris, den 6. Januar 1842.

Auf Das, liebster Kollege, was mir Weill in Beziehung Ihrer mittheilte, antwortete ich durch eine Einsendung für die „Elegante," die Sie durch dieselbe Vermittlung bereits erhalten und abgedruckt haben werden*). Heute ein kleiner Nachtrag; **) —

*) Es waren die Gedichte: „Deutschland" (Bd. XVII, S. 269), „Unterwelt" (Bd. XVI, S. 303—307) und „Die Wasserleute" (Bd. XVI, S. 299 ff.), welche in der „Zeitung für die elegante Welt," Nr. 11, vom 15. Januar 1842, abgedruckt wurden.

**) „Schwarz-roth-goldene Gedichte" („Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris", „Die Tendenz", „Das Kind" und „Verheißung", Bd. XVII, S. 236—237 und 248—251).

möge er keinem Missverständnisse begegnen, wie mein armes Buch, das Sie gewiss nicht gelesen hatten, als Sie den Stab darüber brachen*). Sie sind nicht der Einzige, der durch die Machination der Intriganten getäuscht worden. Die Ohrfeigen-Lüge mag auch Ihnen die Augen geöffnet haben; ich verdanke derselben eine heilsame Reaktion im Gemüthe vieler edlen Menschen, die man mir abtrünnig machen wollte. — Grüßen Sie mir Laube, wenn Sie ihn sehen; seinen Wunsch, über jene miserable Geschichte das Thatsächlichste zu schreiben, dürfe ich noch nicht erfüllen, sonst würde man mich der Leidenschaft bezichtigen, und doch lebt in meiner Seele nur die kälteste Verachtung für die Klicke, die an meiner Ehre einen beispiellosen Meuchelmord begehen wollte, und auch ein bitteres Mitleid über

---

Der Censor, Professor Bülau, strich die Gesammtüberschrift, sowie die Schlussstrophen des ersten Gedichtes. Die drei andern Gedichte wurden daher allein in Nr. 19 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 27. Januar 1842, abgedruckt.

*) Nach Erscheinen von Heine's Buch über „Börne“ veröffentlichte die „Zeitung für die elegante Welt“ (in Nr. 174, 195, 196 und 219, vom 5. September, 5. und 6. Oktober und 7. November 1840) einige, zum Theil sehr scharfe Angriffe gegen Heine.

ein respektives Publikum, das sich durch die plumpsten Täuschungen irre machen ließ. — Leben Sie wohl, und bleiben mir freundlich wieder zugethan, und sein Sie meiner Hochschätzung, meiner besondern Theilnahme überzeugt.

H. Heine.

Bitte, mir Abdruck meiner Gedichte unter Kreuzkouvert zu schicken.

---

206. An Julius Campe.

Paris, den 28. Februar 1842.

Liebster Campe!

Ihren Brief vom 28. dieses (?) habe ich vorgestern erhalten. Auch hat mir Dingelstedt seiner Zeit Ihren Brief an ihn mitgetheilt. Was soll ich darüber sagen! Ich verstumme vor Unwillen. Die Ungerechtigkeit, die man gegen Sie ausübt*),

---

*) Zur Erläuterung dieses Briefes entnehmen wir der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“, Nr. 10, Beilage, vom 10. Januar 1842, nachstehende Mittheilung:

Breslau, den 27. December 1841.

Die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters“ und die „Unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallers-

übersteigt alle Begriffe, und der Zorn, den ich darüber empfinde, hat nicht bloß darin seinen

---

leben, zweiter Theil" sind hier nicht nur verboten, sondern haben Veranlassung gegeben, daß der gesammten künftigen Thätigkeit der Verleger im Bereich der preußischen Monarchie eine Grenze gestellt ist, wie folgendes Verbots-Cirkular darthut:

Verbots-Cirkular.

Die dem Censurwesen vorgesetzten königlichen Ministerien haben sich veranlasst gefunden, mittelst Verfügung vom 8. d. M. alle von jetzt ab im Verlage der Buchhandlung Hoffmann und Campe zu Hamburg erscheinenden oder als Kommissions-Artikel von derselben ausgegebenen Schriften, Blätter rc., von welcher Art sie auch immer sein mögen, innerhalb der königlich preußischen Staaten zu verbieten. Demgemäß dürfen alle von jetzt ab im Verlage der Buchhandlung Hoffmann und Campe zu Hamburg erscheinenden dergleichen Schriften jeglicher Art weder öffentlich angekündigt und verkauft, noch in Leihbibliotheken und öffentlichen Lesezirkeln oder von Antiquaren gehalten werden.

Sämmtliche hiesige wohllöbliche Buchhandlungen werden von diesem Verbot mit der Auflage hierdurch in Kenntniß gesetzt, ihr „legi" hierunter zu vermerken. —

Breslau, den 16. December 1841.

Königl. Polizei-Präsidium.

Herr Campe veröffentlichte hierauf die nachstehende

Offene Erklärung.

Mit dem größten Erstaunen hat die unterzeichnete Buchhandlung das gegen sie erlassene Interdikt in Erfah-

Grund, weil auch meine Interessen zugleich gekränkt sind. Sie wollen meine bestimmte Meinung?

---

rung gebracht, und sieht sich dadurch, um weder bei den hohen Regierungen, noch bei dem gesammten deutschen Publikum in einem falschen Lichte zu erscheinen, zu folgender Erklärung dringend veranlasst. Sie hat sowohl die „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", als die „Unpolitischen Lieder von Hoffmann von Fallersleben, zweiter Theil" (der erste ist in Preußen erlaubt), unter der strengsten Beobachtung aller gesetzlichen Vorschriften gedruckt und befindet sich im Besitz des legitimen Imprimaturs für beide Werke, so dass sie sich beim Druck derselben keines Verstoßes gegen bestehende Gesetze bewusst ist! Um so schmerzlicher hat es sie daher berühren müssen, dass im vorliegenden Falle eine im deutschen Buchhandel bisher unerhörte und im Geiste unserer Pressgesetze durch Nichts motivierte Strenge gegen sie in Anwendung gebracht worden ist.

Indem die unterzeichnete Buchhandlung, im beruhigenden Bewusstsein, kein bestehendes Gesetz verletzt oder umgangen zu haben, hiermit den reinen wahren Thatbestand zur öffentlichen Kenntnis bringt, erwartet sie von der anerkannten Gerechtigkeitsliebe eines hohen preußischen Ministeriums, dass diese einfache Anzeige genügen werde, eine Maßregel zurückzunehmen, die in ihrer Strenge eben so unerhört, wie in ihrer Veranlassung durch keine einzige uns zu Schulden kommende Übertretung bestehender Gesetze gerechtfertigt ist.

Hamburg, den 4. Januar 1842.

Hoffmann und Campe.

Nun, so hören Sie: ich rathe zu einem offenen Krieg mit Preußen auf Tod und Leben. In der Güte ist hier Nichts zu erlangen. Ich habe, wie Sie wissen, die Mäßigung bis zum bedenklichsten Grade getrieben, und Sie werden meinen Rath keiner aufbrausenden Hitzköpfigkeit zuschreiben. Ich verachte die gewöhnlichen Demagogen und ihr Treiben ist mir zuwider, weil es zunächst immer unzeitig war; aber ich würde den schäbigsten Tumultanten jetzt die Hand bieten, wo es gilt, den Preußen ihre infamen Tücken zu vergelten und ihnen überhaupt das Handwerk zu legen.

Wenn die deutschen Buchhändler Ihnen in diesem Kriege nicht beistehen, so sind Dieselben die größten Esel. Von den Autoren habe ich keine große Meinung; unseren großen Dramatiker habe ich sogar in Verdacht des geheimen Einverständnisses mit preußischen Regierungsbeamten. — Was von meiner Seite geschehen kann, soll geschehen. Weder Rücksichten der Vergangenheit noch der Zukunft nöthigen mich zur Schonung; mit klareren Worten: nie habe ich von unseren Regierungen

Das preußische Verbot des Hoffmann und Campe'schen Verlages blieb indeß nicht lange in Kraft; es ward schon im Mai 1842 nach dem Hamburger Brande, ohne besonderes Ansuchen des Herrn Campe, wieder aufgehoben.

Etwas gefordert, noch erhalten, und mein Herz ist auch unbefleckt von servilen Hoffnungen. — Das ist klarer Wein, den ich Ihnen heut einschenke. — Sie werden dadurch merken, wie wenig die Art und Weise, in welcher Sie meiner verjährten Vorrede bei dieser Gelegenheit öffentlich erwähnten, mich verstimmen konnte; Sie hatten aber Unrecht, mich so bloß zu stellen, da Sie doch nicht wissen konnten, wie frei, wie reichsunmittelbar frei ich der Regierung gegenüberstehe. — Aber in Ihrer Lage ist Alles verzeihlich; eine schändlichere Ungerechtigkeit ist noch nie ausgeübt worden. — Da ich mich nicht in verhüllender Form darüber aussprechen kann, sondern das Ding bei seinem rechten Namen nennen müsste, so schwieg ich bis jetzt. Sobald es nothwendig, will ich gern bestimmt auftreten. Wie mir jede Polemik in eignen persönlichsten Angelegenheiten zuwider ist, so sehr reizt sie mich bei uneigennützigen, ideellen Anlässen. — Sorgen Sie jetzt zunächst für eine Firma, unter deren Namen man Alles drucken lassen kann, ja für zwei Firma's, die eine für politisch starke, die andre für unpolitische Schriften. — Die Gedichte von Hoffmann von Fallersleben, die Ihnen zunächst diese Noth eingebrockt, sind spottschlecht, und vom ästhetischen Standpunkte aus hatte die preußische Regie-

rung ganz Recht, darüber ungehalten zu sein: schlechte Späßchen, um Philister zu amüsiren bei Bier und Tabak. —

Ich schreibe Viel; darüber nächstens mehr. Obgleich unwohl, werde ich dies Jahr nicht mehr ins Bad reisen und vielmehr aufs Land hinausziehen und einige Bücher fertig machen. Unterdessen haben Sie Ihre Angelegenheiten reguliert. Haben Sie Lust, den Druck der Gesammtwerke jetzt zu beginnen, oder wollen Sie noch warten? Ich stehe Ihnen in dieser Beziehung jeden Augenblick zu Willen. — Wie ist es mit dem „Börne"? werde ich endlich die zweite Auflage genießen? Schreiben Sie mir hierüber etwas ganz Bestimmtes; es ist nicht bloss des Geldes wegen, sondern auch weil ich etwas Wichtiges, und sogar Viel hinzuzuschreiben habe und Zeit mir nehmen will. Die Gedichte werde ich nicht sobald herausgeben, da ich im Zuge bin, die schwachen durch neue und bessere zu ersetzen, und überhaupt ein Buch liefern will, wo ich sicher bin, dass es in Vergleichung mit dem „Buch der Lieder" nicht den Kürzern zieht. In dieser Beziehung hätte ich Ihnen viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich bin überzeugt, daß ich jetzt meine bedeutendsten lyrischen Produkte geben kann. Nur Ruhe muss ich mir schaffen und mich von meinem bösen Kopfübel

etwas heilen. Meine Verdrießlichkeiten von vorigem Jahr haben nicht bloß meine Finanzen ruiniert, sondern auch meine physische Heilung hintertrieben. Geld ist nicht die Hauptsache, Gesundheit ist viel mehr, die Ehre aber ist Alles.

So Viel heute des Allgemeinen. Des Besonderen habe ich Ihnen nur zu melden, dass ich morgen die Summe endlich auf Sie trassiere, deren Annahme Sie mir so bereitwillig zugesichert; ich glaubte diese Tratte länger hinausschieben zu können, aber zu meinem Verdruss merke ich dieser Tage, dass ich bei Cotta weniger Geld stehen hatte, als ich glaubte, und desshalb trassiere ich auf Sie, statt auf ihn, wie ich Anfangs vorhatte. Dingelstedt sehe ich leider nicht sehr oft; er ist aber immer für mich eine liebenswerthe Erscheinung. — Wie geht die neue Auflage des Liederbuchs ab? Sagen Sie mir die Wahrheit. — Ich lebe hier still und isoliert wie immer. Ruhiger Hausstand. — Dass es Ihrer Frau nicht besser geht, thut mir sehr leid; Jeder hat sein Kreuz. —

Anbei lege ich Ihnen ein Gedicht bei *), das in Leipzig nicht die Censur der „Eleganten Welt“

*) „Bei des Nachtwächters Ankunft in Paris,“ Bd. XVII, S. 236. — Vgl. die Anmerkung **) zu dem vorhergehenden Briefe.

passiert, und für Sie vielleicht einiges Interesse hat. Lieber Himmel, wenn ich erst die starken Töne anschlüge, wie würden die Leute erschrecken! —

Schreiben Sie mir bald viel Neues, wenn es auch nichts Gutes ist, nur Neues. Das Alte langweilt mich schrecklich.

Heiter und freundschaftlich

H. Heine.

---

207. An Gustav Kühne.

Ich danke Ihnen, liebster Kollege, für Ihre freundlichen Zeilen. — Anbei erhalten Sie noch einige Gedichte. Was das Honorar für solche kleine Beiträge betrifft, so stelle ich Ihnen gern anheim, darüber zu verfügen für gute Zwecke. Nur bei größeren, voluminöseren Arbeiten werde ich das Honorar für die eignen Fonds in Anspruch nehmen und Dieses alsdann ausdrücklich bemerken.

Suchen Sie doch unter der Hand zu erfahren, wie Viel ich für einen Band Gedichte, eben so stark wie mein „Buch der Lieder," von den dortigen Buchhändlern bekommen könnte? Das bleibt aber

ganz unter uns, denn es ist noch immer möglich, dass ich mich mit Campe in Hamburg noch eine Weile fortquäle. Sie erzeigen mir dadurch einen kleinen Liebesdienst.

Ihr freundschaftlich ergebener

H. Heine.

Paris, den 16. April 1842.

---

208. An Julius Campe.

Paris, den 17. Mai 1842.

Liebster Campe!

Es lässt sich kaum sagen, welche tiefe Erschütterung das Unglück, das euch betroffen*), in Paris hervorgebracht, und welche wahrhafte Theilnahme die Franzosen an den Tag gelegt. Was mich betrifft, der ich den dortigen Verhältnissen näher stehe und meine Lieben dort in Noth wusste, so können Sie denken, in welcher Stimmung ich mich befand, als ich noch keine Nachricht über die Meinigen hatte und noch nicht das Ende der Katastrophe voraussehen konnte. Es erzeugte sich

*) Der große Brand.

bei mir eine Betäubung, die ich noch jetzt nicht bemeistern kann, und mein Kopf ist öde und wüst.

Welches Schrecknis! Ich hoffe, von Ihnen bald direkte Nachricht zu erhalten; indirekt erfahre ich, daß Sie durch kluge Vorsicht vor der materiellen Schwere des großen Unglücks geschützt sind — Dies bestätigt zu hören, wird mir großes Vergnügen machen.

Es ist ein schauderhaftes Ereignis, und der Verlust ist ungeheuer; ich sehe wohl ein, daß hier nicht Alles mit Geld ersetzt werden kann. Aber durch neugeweckte Thätigkeit, durch neu aufgeregte Kräfte, durch eine moralische Wiedergeburt wird vielleicht dem Unglück selbst der reichlichste Segen abgewonnen werden. — Ob der einschläfernden Influenza des Friedens ward vielleicht von der Vorsehung solche aufrüttelnde Feuermedicin ordonniert.

Hier haben wir unterdessen ebenfalls manchen bittern Löffel schlucken müssen; das Unglück, das auf der Versailler Eisenbahn arriviert, ist gräßlich, über alle Vorstellung gräßlich.

Sobald Sie, liebster Campe, wieder ein Bißchen Athem schöpfen können, wollen wir von Druckerei sprechen. Unterdessen leben Sie wohl

und bleiben Sie meiner freundschaftlichsten Gesinnungen in Betreff Ihrer Person treuherzigst versichert.

H. Heine.

---

209. An August Lewald.

Paris, den 17. Oktober 1842.

— So eben kommt Meyerbeer und erinnert mich wieder lebhaft an Sie, indem er sich nämlich beklagt, dass er in deutschen Blättern so hart mitgenommen werde. Ich hoffe, dass man ihm Übertriebenes gemeldet, denn ich kann mir gar nicht denken, dass Dergleichen der Fall sei. Er verdient es wahrlich nicht, er ist so gut und wacker! Ich lieb' ihn sehr, und diese Liebe für einen Freund treibt mich, einem andern Freunde zu schreiben. —

Meine Frau lässt grüßen. Sie treibt heut ihre Hauswirthschaft mit vielem Geräusch. In diesem Augenblick zankt sie mit der Magd. Sie ist durchaus keine stille Seele, wird aber täglich korpulenter.

---

210. An Heinrich Laube.

Paris, den 7. November 1842.

Liebster Laube!

Ihr Brief hat mir viel Vergnügen gemacht. Dass Sie wieder die „Elegante“ eingenommen, ist gewiss für uns Alle sehr erfreulich; ich sage: „uns“ und verstehe darunter den hohen Adel der Literatur, die letzten vornehmen Köpfe, die noch nicht guillotiniert sind. Aber wird der herrschende Plebs sich jetzt nicht noch inniger zusammenrotten und gegen uns losschimpfen? Ich sehe die Sachen aus der Ferne besser ein, und wenigstens für mich sehe ich ein schlimmeres Schicksal voraus, als die Vergessenheit, wenn ich mit euch jetzt Opposition bilde gegen den Phrasenpatriotismus und Zeitgeschmack. Es ist der feigen Lüge eines G** und Konsorten bereits gelungen, meine politischen Überzeugungen zu verdächtigen, und ich, der ich vielleicht der entschiedenste aller Revolutionäre bin, der ich auch keinen Fingerbreit von der graden Linie des Fortschrittes gewichen, der ich alle großen Opfer gebracht der großen Sache — ich gelte jetzt für einen Abtrünnigen, für einen Servilen! Was wird Das erst geben, wenn ich in direkten Gegensatz

gegen die Scheinhelden und Maulpatrioten und sonstigen Vaterlandsretter auftrete? — Doch ich wollte Ihnen nur zeigen, dass ich voraussehe, welchen Rückzug meine Popularität nehmen wird, bei euch, in der großen Retirade!

Ich weiß aber nicht, ob meine Besorgnisse insofern begründet sind, dass Sie nicht mit Entschiedenheit auftreten. Kann ich auf letztere zählen, so will ich den Muth nicht sinken lassen. Jedenfalls aber werde ich die „Elegante," weil sie Ihr Blatt, mit treuester Liebe unterstützen und fördern. Soviel es mir mein leidender Kopf gestattet (ich bin wirklich oft nicht im Stande zu arbeiten, wegen dieses Übels), werde ich für die „Elegante" schreiben. Auch meine Freunde fordere ich dazu auf. Namentlich den Dr. Seuffert, der in der „Allgemeinen Zeitung" unter dem ♂ Zeichen schreibt, habe ich bereits für Sie gewonnen, und er wird für die „Elegante" eine laufende Korrespondenz über die hiesigen Zustände liefern. Er wird Das ganz vorzüglich ausführen. Ob ich ebenfalls Dergleichen unternehme, kann ich noch nicht ganz bestimmt zusagen, ich glaube aber, dass ich diesen Winter mich besser befinden werde, und dann will ich gern eine reiche und, will's Gott! interessante Korrespondenz regelmäßig schicken.

Liebster Freund! wir dürfen nicht die preußischen Doktrinäre spielen, wir müssen mit den „Hallischen Jahrbüchern“ und mit der „Rheinischen Zeitung“ harmonieren, wir müssen unsre politischen Sympathien und socialen Antipathien nirgends verhehlen, wir müssen das Schlechte beim rechten Namen nennen, und das Gute ohne Weltrücksichten vertheidigen, wir müssen Das wahrhaft sein, was Herr Gutzkow nur scheinen will. — Anders geht es uns noch schlimmer — schlecht geht es uns auf jeden Fall.

Wie gesagt, ich werde die „Elegante,“ soviel es mir nur irgend möglich, unterstützen. Ich hoffe, in dieser Beziehung mehr zu leisten, als ich heute verspreche. Der Zufall will es, daſs ich bereits etwas Außerordentliches thun kann, wodurch den Blättern des ersten Monats sogleich ein sehr großer Schwung gegeben werden dürfte. Ich habe nämlich ein kleines humoristisches Epos geschrieben, das großen Lärm machen wird. Es sind etwa 400 vierzeilige Strophen in 20 Abtheilungen, indem ich auf das „Morgenblatt“ Rücksicht nahm, für welches ich die Arbeit bestimmte. Leider — und Das macht mich sehr verdrießlich — habe ich bereits mit Cotta darüber referiert, hab's ihm versprochen, und er hat mir viel Freundliches geantwortet. Nichtsdesto-

weniger entschließe ich mich, diese Arbeit in der „Eleganten“ drucken zu lassen, und Sie haben keinen Begriff davon, welche wichtige Interessen ich hier sakrificiere. Wichtige Interessen in pekuniärer Beziehung, da ich Cotta gern mir gewogen erhalte — an dem Morgenblätterruhm selbst liegt mir Nichts. Ich bin bereits seit vierzehn Tagen mit dem Durchfeilen des Gedichtes beschäftigt, und in acht Tagen ist es fix und fertig und eigenhändig abgeschrieben. Ich will jetzt noch unablässiger mich diesem Geschäfte unterziehen. Da es aber eine sehr große Arbeit ist, die bereits auf meinem diesjährigen Budget steht, müssen Sie Sorge tragen, dass der Verleger der „Eleganten“ mir wenigstens in Beziehung des Honorars Dasselbe zahlt, was ich von Cotta für das „Morgenblatt“ erhalten hätte. Ich hatte ganz besonders desshalb bei ihm angefragt. Es ist zehn Louisd'or per Druckbogen. Ich glaube, sie wird ihm gewiss das Geld werth sein, da diese Arbeit in zwanzig Nummern der „Eleganten“ durchlaufen und derselben als eine kolossale Annonce dienen wird; es ist nämlich, unter uns gesagt, das Bedeutendste, was ich in Versen geschrieben habe, Zeitbeziehungen in Fülle, kecker Humor, obgleich in morgenblättlicher Mäßigung, und es wird für das Publikum gewiss ein Evenement sein. Ich

bin ungemein neugierig, was Sie dazu sagen werden. Sie sehen, ich hab' wohl daran gedacht, etwas ganz Neues zu liefern und durch neues Geschrei die Vergangenheit zu vertuschen. — Der Held meines kleinen Epos ist ein Bär, der einzige der zeitgenössischen Helden, den ich des Besingens werth hielt. Ein toller Sommernachtstraum. — Meine Adresse ist Faubourg Poissonnière No. 46. Ich wohne jetzt besser, ja sogar ziemlich elegant, seitdem ich legitim verheirathet bin. Ja, lieber Freund, ich lebe jetzt im ernsthaftesten Ehestand. Ich treibe Monogamie. Sonst lebe ich ziemlich zurückgezogen. Meine Frau lässt sich Madame Laube recht artig empfehlen, und auch ich lasse meine freundlichsten Grüße nachflattern. Madame Laube hat hier bei meinen kleinen Französinnen eine ungewöhnliche Erinnerung zurückgelassen, und ich habe noch oft von ihrer Grazie sprechen hören, die eine Französin nicht so leicht einer Deutschen zugesteht. — Über die Vorfälle des vorigen Jahres, wo ich mit dem schäbigsten Gesindel mich herumschlagen musste, um Zeitungslügen nicht bloß durch das Wort, sondern auch durch die That zu begegnen, schreibe ich Ihnen ein andermal. — Antworten Sie mir nur umgehend in Bezug auf Herrn Voss, den Verleger Ihrer Zeitung, ob er mit meiner

Honorarforderung einverstanden. Auch sagen Sie mir, ob ich das Manuskript alsdann per Postwagen schicken soll oder per Briefpost; es wird nämlich etwa 23 bis 24 Bogen, wie das Papier, worauf ich diesen Brief schreibe, betragen. Ich bin, wie gesagt, unermüdlich damit beschäftigt und werde es sogleich abschicken, nachdem ich Ihre Antwort erhalten. — Sie sprachen mir von Modeblättern. Werden Sie auch Musikbeilagen geben? Für diesen Fall kann ich von Meyerbeer sehr hübsche Liedermelodien gratis erhalten.

Und nun leben Sie wohl, theurer Freund, und bewahren Sie mir die liebreiche Gesinnung und das schöne Vertrauen, das Sie mir so frei gewidmet, und das ich immer als eine meiner kostbarsten Errungenschaften in diesem Leben betrachtete.

Heinrich Heine.

Für den Fall, daß Sie mein humoristisches Epos anzeigen wollen, bemerke ich Ihnen, der Titel ist: „Atta Troll, von H. Heine“ *).

*) Zuerst abgedruckt in Nr. 1—10 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 4. Januar bis 8. März 1843.

211. An Heinrich Laube*).

— — Was Sie mir von dem „Musenalmanach“ des Herrn Friedrich Steinmann sagen, würde mich amüsieren, wenn die Sache nicht zugleich von der Gewissenlosigkeit zeugte, womit gewisse Leute in Deutschland jeden Schabernack ausbeuten, der mir in böswilliger oder auch harmloser Absicht gespielt wird. Ich habe mir in der Buchhandlung jenen Musenalmanach zeigen lassen, und ich autorisiere Sie, in Ihrem Blatte zu erklären, dass die zwei Gedichte, die mit der Unterschrift H. Heine und Paris darin abgedruckt stehen, weder während meines Aufenthalts in Paris verfasst, noch überhaupt jemals von mir zum Drucke gegeben worden. Ich erkenne in dem ersten dieser Gedichte**) nur die flüchtigen Worte, die ich vor etwa zwanzig

*) Diese Stelle aus einem verloren gegangenen Briefe an Heinrich Laube wurde in Nr. 6 der „Zeitung für die elegante Welt“, vom 8. Februar 1843, abgedruckt und klingt wie ein antecipierter Protest gegen den industriösen Herausgeber des sogenannten Heine'schen Nachlasses.

**) „Wenn ich bei meiner Liebsten bin“, Bd. XV, S. 54. Das Gedicht wurde dem Musiker Joseph Klein in Köln zur Komposition übergeben und in früherer Zeit auch in einem Journal abgedruckt.

Jahren einem Freunde zum Komponieren mitgetheilt habe, und die wahrscheinlich auch seitdem als Musiktext erschienen; von dem anderen Gedichte *) habe ich auch nicht die leiseste Erinnerung, doch ist es leicht möglich, dass es um dieselbe Zeit, vor etwa zwanzig Jahren, in irgend einem scherzenden Privatbriefe unter andern Selbstpersifflagen meiner damaligen Manier aus meiner Feder floss. Ich würde vielleicht kein Wort hierüber verlieren, wenn Herr Steinmann jene Verse nicht aus Paris datiert und somit als Produkte meines hiesigen Aufenthalts bezeichnet hätte. Ich habe ja ganz dazu geschwiegen, als derselbe Herr Steinmann vor einem Jahre sich eine ähnliche Unziemlichkeit gegen mich zu Schulden kommen ließ, indem er ohne meine Erlaubnis und überhaupt ohne Anfrage allerlei alte Privatbriefe von mir drucken ließ **).

---

*) „Ich wollte, meine Lieder," Bd. XV, S. 57. — Außerdem ward in dem Steinmann'schen „Musenalmanach. 1843" (Leipzig, Fr. Fleischer) noch das zuerst im „Zuschauer", Nr. 3, vom 5. Januar 1822, mitgetheilte Jugendgedicht Heine's: „Deutschland. Ein Traum." (Bd. XVII, S. 227 ff.) — und zwar gleichfalls mit der Bezeichnung: „Paris" — wieder abgedruckt.

**) Die drei im vorhergehenden Bande mitgetheilten Briefe Heine's an Friedrich Steinmann wurden von Letz-

Seit länger als achtzehn Jahren stand ich mit Herrn Steinmann nicht im geringsten Verkehr, nicht in der mindesten Berührung, und ich kenne keine äußere Veranlassung, wodurch jene betrübsame Veröffentlichung von Privatbriefen gerechtfertigt werden möchte. Ich muss gegen solches unerlaubte Verfahren endlich aufs bestimmteste protestieren, und Sie können, liebster Freund, zu diesem Zwecke meine eigenen Ausdrücke einem verehrungswürdigen Publiko mittheilen.

---

212. An Julius Campe.

Paris, den 27. April 1843.

Und auch heute, liebster Campe, kann ich Ihnen noch nicht ordentlich schreiben, und diese Zeilen sollen Sie nur mit der nothdürftigsten Beantwortung Ihrer jüngsten Anfrage in Betreff des zweiten „Reisebilder“-Bands und des Liederbuchs beschwichtigen. Ich autorisiere Sie nämlich, den zweiten Band der „Reisebilder“ in neuer Auflage

---

terem unbefugterweise im ersten Heft des „Mefistofeles“ (Leipzig, Fr. Fleischer, 1842) abgedruckt.

erscheinen zu lassen, und zwar, indem Sie ein Exemplar der zweiten Auflage dieses zweiten Bandes so genau als möglich abdrucken lassen. Ich denke nämlich, dass keine sonderlichen Druckfehler in jener zweiten Auflage enthalten, und ich will keine neuen Veränderungen drin vornehmen. Wenn ich in diesem Buche etwas umändern oder ausmerzen will, so ist es für Sie jedenfalls besser, dass Dergleichen in der Gesammtausgabe der Werke geschieht, mit deren Druck Sie, nebenbei gesagt, jetzt nicht mehr lange zögern sollten. Sobald Sie mir anzeigen, dass dieser Druck beginnen soll, schicken Sie mir zugleich die vier „Reisebilder“-Theile, und ich gehe sie genau durch, korrigiere und ordne, und eröffne mit denselben die Gesammtausgabe.

Wenn es Ihnen recht ist, sollen die „Reisebilder“ in dieser neuen Form nur zwei Bände betragen, indem ich nämlich die Gedichte ausscheide und sie zum Beschluss der Gesammtausgabe liefere. Unterdessen glaube ich noch einen fünften Theil „Salon“ zu geben, aber auch dieser (der ganze „Salon“) soll zusammengedrängt in der Gesammtausgabe nur drei Theile betragen. Ich bemerke Ihnen Dieses, damit Sie, wenn Sie etwa Lust hätten, die Gesammtausgabe jetzt anzukündigen,

dem Publiko anzeigen, daß das Ganze acht sehr starke Bände betragen, und daß zwei Bände „Reisebilder“ die Avantgarde bilden würden. —

Was die neue Auflage des „Buchs der Lieder“ betrifft, so autorisiere ich Sie ebenfalls, dieselbe nach der zweiten Auflage ganz genau abdrucken zu lassen, so genau als möglich, damit nicht die Druckfehler zu sehr emporblühen, und ich werde Ihnen (Sie können sich drauf verlassen) recht bald eine kleine Vorrede zu dieser neuen Auflage überschicken.

Ich leide so stark an den Augen, daß ich fast gar nicht schreiben kann.

Wie man mir aus Deutschland meldet, soll der „Telegraph“ wieder die niederträchtigsten Insinuationen gegen mich enthalten, und ich bitte Sie, schicken Sie mir so bald als möglich ein Exemplar, damit ich ermesse, in wie weit ich mich über Ihre Unziemlichkeit und Lieblosigkeit zu beklagen habe. Jedenfalls geschieht mir hier von Ihnen die größte Unbill, und Jeder sagt mir, daß ich wie ein Niais handle, wenn ich mir Dergleichen ruhig gefallen lasse . . . Gäbe ich auch nach im Momente, so bliebe doch eine bittere Verstimmung zurück, die uns später alle Lust verleiden würde. Wie kann ich den Mann als einen Freund behandeln, welcher Blätter

in die Druckerei schickt oder honoriert, worin Heinrich Heine verunglimpft wird? Ich bitte Sie, ich bitte Sie, thun Sie mir dieses Ärgernis aus den Augen — auf Ehre, es ist dringendst nothwendig.

Ihr Freund

H. Heine.

---

213. An Julius Campe.

Paris, den 29. December 1843.

Liebster Campe!

Seit zehn Tagen bin ich wieder hier in meinem Hauptquartier, wo ich Alles besser antraf, als ich mir vorstellte; der Mangel an Nachrichten von Paris verleidete mir meine letzten Tage in Hamburg, so daß mir dort der Kopf davonlief. Jetzt fällt mir noch Tausenderlei ein, was ich dort noch hätte thun können. Von meinem Oheim, der mich durchaus nicht fortlassen wollte, schied ich fast ohne Abschied. Die wichtigsten Notizen, die ich einsammeln wollte, rein vergessen. Es freut mich unsäglich, daß ich wenigstens in Bezug auf Sie Alles aufs erfreulichste für uns Beide geordnet, und die

sichere Grundlage für ein gemeinsames Zusammenwirken erreicht habe; die Verwicklungen, die sich durch eine dreizehnjährige Abwesenheit bilden mussten, haben wir entwirrt, uns dadurch die Gegenwart erheitert, und wir dürfen auf eine schöne Zukunft rechnen. — Vor der Hand wünsche ich Ihnen auch Glück und Segen zum neuen Jahre!

In Hannover habe ich mich weitläuftig mit Detmold über den „Telegraphen" besprochen. Er versprach, Ihnen gleich darüber zu schreiben, und er wird Ihnen also selbst seine Ansichten mitgetheilt haben. Ich glaube, so behindert er auch durch außerordentliche Umstände in diesem Momente ist, dürfen wir doch auf ihn rechnen. Er ist ebenfalls der Meinung, dass Sie, um dem „Telegraphen" einen bedeutenden Absatz zu sichern, ihm eine bestimmt politische Richtung geben müssen; er müsste nur eine literärische Färbung, nicht Farbe, behalten. Ja, nur in solcher Weise ist Etwas damit anzufangen. Sind Sie zu solcher Umwandlung entschlossen, so bietet sich mir hier die Gelegenheit, die schiffbrüchigen Trümmer der ehemaligen „Rheinischen Zeitung", nämlich die Redaktoren, besonders Dr. Hess und seinen schreibenden Anhang, auch den Anhang des lesenden Publikums, für den renovierten „Telegraphen" zu er-

werden. Dr. Heß ist eine der ausgezeichnetsten politischen Federn, und er wäre sogar geeignet, wenn Detmold zögert, die Hauptredaktion zu leiten. Solange Sie, sagt mir Detmold, den Schirges beibehalten, sind Sie von Gutzkow nicht los, und Derselbe wird Sie immer noch in Verdrießlichkeit verspinnen können. Reines Abbrechen mit Diesem sei nöthig, und wenn man auch Jenen dadurch ein bißchen vor den Kopf stößt. Als Mitarbeiter den Schirges, soviel Sie wollen, aber auf keinen Fall seinen als Lieutenant von Gutzkow kompromittierten Namen zur Redaktion genommen. A. Weil lässt sich Ihnen angelegentlichst empfehlen und möchte gar gern am „Telegraphen" weiterarbeiten, wenn Sie ihn anständig honorieren. — Wie gesagt, Sie antworten mir bald in Betreff der Ruge'schen Koterie (Sie sehen, ich nenne die Sache bei ihrem Namen.) Was mich selbst betrifft, so gehöre ich nie zu einer Koterie als solcher, unterstütze aber Alles, was mir gut und löblich dünkt. Für die Ruge'sche Zeitschrift*) habe ich daher gleich einen Beitrag geschrieben und ihn bereits abgeliefert. Es sind drei

*) Deutsch-französische Jahrbücher, herausgegeben von Arnold Ruge und Karl Marx. Paris, 1844.

Spottgesänge auf Ludwig von Baiern*), das Sanglanteste, was ich je geschrieben, und habe ich Zeit, werde ich Ihnen gelegentlich eine Abschrift davon mittheilen; die Revue wird nämlich erst Anfang Februar erscheinen.

Hab' auch auf meiner Reise mancherlei Verse gemacht, die mir mit größerer Leichtigkeit gelingen, wenn ich deutsche Luft athme. Von künftigen Aufenthalten in Deutschland verspreche ich mir viel' poetische Früchte, und ich kann es als Poet noch zu Etwas bringen. Zur Ausstattung meiner „Neuen Gedichte" (Das ist des Buchs Titel) werde ich alles Mögliche aufbieten, und nächste Woche gehe ich schon ans Redigieren und Ordnen. — Ich befinde mich ziemlich wohl, aber ein bißchen kopftrübe; weiß jedoch nicht, ob jene Kopfvertrübnis ein Schnupfen oder wirkliche Dummheit ist. Thätig werde ich aber mich jedenfalls zeigen im Laufe des neuen Jahrs. — Damit Sie ebenfalls in Thätigkeit erhalten werden, werde ich gleich mit dem Beginn des Jahrs die besprochene Summe auf Sie trassieren; ich bitte, solche bei Vorkommen zu honorieren. — Die Reise hat meinen Säckel ziemlich erschöpft, und (was Niemand glaubt) ich

---

*) Band XVII, S. 257 ff.

habe dort meinen Oheim für keinen Schilling in Anspruch genommen. Wir haben uns wechselseitig mit der größten Delikatesse behandelt.

Ich habe noch keine passende Gelegenheit gehabt, mit Rothschild in Betreff des bewussten Manuskripts*) zu sprechen; gegen Neujahr umwogt ihn ein Weltmeer von Geschäften, und erst einige Wochen nachher, wo die Brandung ein bisschen nachlässt, wo der Strudel nicht mehr so betäubend, kann ich ihm Rede abgewinnen. Werde ihn also erst gegen Ende Januar sprechen; unterdessen aber bitte ich Sie, geben Sie das Manuskript bei Leibe nicht zurück. Das zu zahlende Honorar garantiere ich Ihnen aus meiner Tasche. Ja, wollen Sie mir eine rechte Liebe und Freundschaft erzeigen, so schicken Sie mir das Manuskript hieher nach Paris — ich bin dann im Stande, Etwas zu zeigen, und entgehe jedenfalls dem Verdachte, als existierten nicht in der Wirklichkeit die grellen Angriffe, wogegen ich Schutzmittel anböte,

*) Friedrich Steinmann hatte Herrn Campe eine Geschichte des Hauses Rothschild eingesandt, welche zum Theil sehr scharfe Invektiven gegen die Mitglieder jener Familie enthielt. Herr Campe zahlte dem Verfasser das von ihm geforderte Honorar, ließ aber das Buch nicht erscheinen.

oder als hätte ich gar dieselben selber nachträglich ins Leben gerufen, etwa aus Depit. — Ich möchte, ich gestehe es, gar zu gern die schönen, liebreichen Dienste, die mir Rothschild seit zwölf Jahren erwiesen hat, soviel es honetterweise nur möglich ist, zu vergelten suchen, aber der bloße Gedanke schon, daß er glauben könnte, ich wollte ihn ausbeuten, schüchtert mich ein, macht mich fast feige. Sie haben sich in Betreff dieser Angelegenheit so nobel gegen mich ausgesprochen, daß ich hoffen darf, Sie lassen auch mich nicht in einem peinlichen Verdachte und erleichtern mir meinen Freundschaftseifer für Rothschild, indem Sie mir das feindselige Manuskript umgehend durch die Post zuschicken. Mein Ehrenwort mag Ihnen dafür bürgen, daß ich es nicht aus den Händen gebe und zu Ihrer Verfügung behalte; ich will nur seine Existenz ausweisen, und kann ich nicht das Wünschenswerthe erzielen, so bin ich wenigstens gegen den widerwärtigen Argwohn gedeckt, als hätte ich das Ganze imaginiert, wo nicht gar **provociert.** Sie thun mir einen großen Gefallen; mehr will ich aus Delikatesse nicht sagen.

Und nun, theuerster Freund, leben Sie wohl. — Ich habe ein dunkles Arbeitszimmer und kann fast nicht mehr sehen, was ich schreibe. Lassen Sie

mir bald Antwort zukommen in Betreff des „Telegraphen“ und Rothschild's, und grüßen Sie mir dort die Freunde und Gesinnungsgenossen. Ich bin wohl und heiter und verschnupft. — Wie ungern ich von Hamburg diesmal abreiste, davon haben Sie keinen Begriff! Eine große Vorliebe für Deutschland grassiert in meinem Herzen, sie ist unheilbar.

Ihr Freund

H. Heine.

Druck von Adolf Holzhausen in Wien
k. k. Universitäts-Buchdruckerei.







